BIRGITTA WELZEL

ERZÄHLUNGEN

Birgitta Welzel

Erzählungen

Copyright © 2026 Birgitta Welzel. Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Autors unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

birgittawelzel.weebly.com

Zu den Erzählungen

Das Sediment. Auf einer Hallig in der Nordsee sitzt ein alternder Mechaniker vor einem kaputten Laptop und liest dieselbe Mail zum dritten Mal. Die Frau, die sie geschrieben hat, kennt er seit der Kindheit. Und sie kennt ihn – vielleicht besser, als er es aushält. Bevor er antwortet, gibt sein Knie nach.

Von welchem er sie hatte aufstehen heißen. Im Jahre 2061 hat ein Virus die meisten Menschen unfähig gemacht, komplexe Sätze zu lesen. Was niemand mehr lesen kann, geht verloren, darunter eine Novelle von Heinrich von Kleist. Vier Menschen versuchen, sie mithilfe eines Sprachmodells aus dem Jahr 2030 zurückzuholen. Die Frage, die dabei entsteht, ist älter als das Virus: Was steckt in einem literarischen Text, das über das Sagbare hinausgeht?

Volaron oder Der scheintote Zeuge. Burghard Brenner, Chirurg, Pionier der Frauenförderung und Virtuose der pharmakologischen Selbstoptimierung, wird von einem undankbaren Protegé vor Gericht gezerrt. Im Zeugenstand erstarrt er zur lebenden Statue – eine Stunde lang scheintot, doch niemand bemerkt es. Die Geschichte einer Blendung, die von innen kommt.

Distinktion. Er lehrt Bourdieu, kennt jede Spielart kulturellen Kapitals, und schreibt an einem Buch über Herkunft und Habitus. Dann meldet sich Nadine aus Herne — eine Frau aus seiner Stipendiatenzeit, inzwischen im Reisebüro, inzwischen verheiratet. Eine Affäre beginnt, in der sie Bildung inszeniert und er nicht sieht, was er jedem Studenten erklären könnte.

Hedigel. Steinbeck, Westfalen, 1947. Hedwig Pätzold lebt mit drei Kindern in zwei Kammern über dem Kälberstall der Brinkmanns — vorläufig, wie sie sich jeden Morgen sagt. Ihr Mann schreibt aus amerikanischer Gefangenschaft, das Haus in Gleiwitz ist weg. Was geblieben ist, gibt sie weiter: die Haltung, das Kreuzzeichen, den Blick des Pfarrers, der einem sagt, dass man gesehen wird. Sie ist keine schlechte Mutter. Eine Erzählung darüber, was von einer Generation zur nächsten geht — ungefragt, unhinterfragt, vollständig.

Inhalt

Das Sediment 5

Von welchem er sie hatte aufstehen heißen 35

Volaron oder Der scheintote Zeuge 80

Distinktion 132

Hedigel 210

Das Sediment

Kurt starrte auf den Bildschirm. Der Laptop, den er kurz vor dem Umzug gebraucht gekauft hatte, musste in einem bestimmten Winkel stehen, sonst wurde das Bild milchig. Marens Mail war da. Nach einem Jahr Schweigen.

Er las. Die Buchstaben verschwammen vor seinen Augen, aber er zwang sich weiterzulesen.

Kurt,

du schreibst, ich hätte den Kontakt abgebrochen. Aber erinnerst du dich noch an unser letztes Telefongespräch? Du hast gesagt: "Dann lass es sein." Und dann hast du aufgelegt.

Ich habe einen Tag gewartet. Dann eine Woche. Dann einen Monat. Ich habe auf ein Zeichen von dir gewartet, dass du es nicht so gemeint hast. Aber es kam nichts.

Die drei Monate, in denen wir uns geschrieben haben, waren wichtig für mich. Ich hatte vergessen, wie es ist, mit jemandem zu reden, der mich von früher kennt. Der weiß, wie Dagebüll roch, wie der Schlick sich anfühlte, wie still es nach einem Sturm war. Niemand hier versteht das.

Ich erinnere mich noch an die Nacht im Hafenschuppen. Ich weiß, dass du denkst, es war nur für mich ein Abschied. Aber es war mehr. Es war das erste Mal, dass ich das Gefühl hatte, jemandem wirklich nah zu sein. Auch wenn ich am nächsten Tag wegging.

Ich weiß nicht, ob du diese Mail lesen wirst. Ich weiß nicht, ob du antworten wirst. Aber ich wollte dir sagen: Wenn du reden willst – über damals, über jetzt, über irgendetwas – ich bin hier. Du musst mir nicht beweisen, dass du Recht hast. Du musst mich nicht testen. Du kannst einfach schreiben. Wenn du willst.

Maren

Er las die Worte einmal. Zweimal. Dreimal. Sein Herz hämmerte gegen die Rippen. Das Knie stach bei jedem Pulsschlag, als würde jemand eine Nadel in die Gelenkkapsel treiben.

Sie war noch da. Sie versuchte, eine Brücke zu bauen. Alles, was er tun musste, war ehrlich zu antworten.

Er klickte auf „Antworten". Drei Sekunden, bis das neue Fenster sich öffnete. Der Cursor blinkte in der leeren Textfläche.

„Maren," tippte er.

Dann starrte er auf das Wort. Ihr Name unter seinen Fingern.

Was wollte er wirklich?

Er wollte, dass sie zurückkam. Dass sie sah, wie er hier lebte, auf der Hallig, und verstand, dass dies die echte Welt war. Er wollte, dass sie seine Härte bewunderte, wie damals beim Vogel-Friedhof. Er wollte—

Nein.

Das war nicht die Wahrheit.

Die Wahrheit war: Er wollte, dass sie blieb. Einfach nur blieb. Dass sie schrieb, dass sie antwortete, dass sie da war. Dass er nicht allein war.

Aber wie sollte er das schreiben?

„Ich will auch, dass wir schreiben," tippte er.

Er starrte auf den Satz. Er klang so dünn, so armselig. Es war nicht genug. Sie hatte ihm ihr Herz geöffnet, und alles, was er zurückgeben konnte, war dieser flache, ängstliche Satz.

Er drückte Delete.

„Morgen," sagte er laut in die leere Küche. „Morgen finde ich die richtigen Worte."

Er klappte den Laptop zu und ging zur Lore.

Das war vor vier Wochen gewesen.

Nein, das stimmte nicht. Die Geschichte hatte vor viel längerer Zeit begonnen.

Kurt betrachtete seine rechte Hand im kalten Schein der Küchenlampe. Die Fingernägel waren von einem permanenten, tiefschwarzen Rand gesäumt, den keine Bürste der Welt mehr erreichte; es war das Sediment aus vier Jahrzehnten Instandsetzung, eingebacken in die Risse seiner Haut wie Bitumen in eine alte Küstenstraße. Er rieb den Daumen über die vernarbte

Kuppe des Zeigefingers. Es fühlte sich an wie Schmirgelpapier. Er war stolz auf diesen Dreck gewesen.

Gewesen.

Die Firma hatte jahrzehntelang Entwässerungstechnik im Küstenbereich gewartet – Pumpstationen, Schleusen, Mechanik, die man anfassen konnte. Dann kam der Auftrag für den Offshore-Windpark. Plötzlich war alles digital, vernetzt, komplex. Plötzlich brauchte man Teams, nicht einzelne Mechaniker. Kurt blieb. Die meisten seiner alten Kollegen nicht. Die alten Kollegen gingen, neue kamen. Leute, die vor Bildschirmen saßen statt Maschinen zu bedienen. In der Firma hatten sie zuletzt alle diese weichen Hände gehabt, die nach Feuchtigkeitscreme rochen – gepflegte Nägel, sauber geschnittene Nagelhaut, manchmal sogar poliert. Junge Männer mit Titeln wie „Innovation Lead", die iPads hielten wie heilige Reliquien und beim Wort „Wartung" an Software-Updates dachten, nicht an Schmierfett und festsitzende Bolzen. Sie hatten ihn weggelobt. „Frühruhestand" war das Wort, das sie wie ein Bonbon gelutscht hatten, während sie in Wahrheit nur den alten Motor ausbauten, weil er ihnen im neuen, lautlosen Getriebe zu laut dröhnte.

Aber vielleicht war das auch eine Lüge. Vielleicht hatten sie ihn nicht weggelobt, weil er zu laut war, sondern weil er nie gelernt hatte, mit anderen zu arbeiten.

Er hatte jahrzehntelang für einen einzigen Vorgesetzten gearbeitet. Schröder. Ein Mann, der selbst noch mit den Händen gearbeitet hatte, bevor er Vorarbeiter wurde. Schröder hatte nicht viel geredet. Er hatte Kurt morgens gesagt, was zu tun war, und Kurt hatte es getan. Gut. Zuverlässig. Ohne Diskussion. Abends hatte Schröder kontrolliert, genickt, und das war's gewesen. Klare Hierarchie. Klare Aufgaben. Keine Meetings, keine „offenen Gespräche", kein Teamwork.

Schröder war vor sechs Jahren in Rente gegangen. Danach war alles anders geworden.

Als die Firma auf Teamwork umgestellt hatte – flache Hierarchien, gemeinsame Problemlösung, „agile Prozesse", die ganze moderne Scheiße – war Kurt der Einzige gewesen, der nicht mitspielen konnte. Oder wollte. Er wusste selbst nicht, was der Unterschied war. Sie wollten plötzlich, dass er in Meetings saß und „Ideen einbrachte" und „im Team Lösungen entwickelte". Aber wenn er etwas sagte – meist einen Witz, dachte er, um das Eis zu brechen – sahen sie ihn nur an. Lächelten höflich. Gingen weiter zum nächsten Punkt.

Wenn die Witze nicht funktionierten, versuchte er es anders: Er erklärte. Wie man Wartung richtig machte. Worauf es wirklich ankam. Die jungen Kollegen nickten höflich, sahen sich an, gingen weiter. Er merkte nicht, dass sie mit den Augen rollten.

Er hatte dichtgemacht. Es fühlte sich an, als müsste er sich ausziehen vor Fremden.

Sie hatten es versucht. Ein paar Monate lang. Dann kam das Angebot für den Frühruhestand.

Er erinnerte sich an seinen letzten Tag. Niemand hatte eine Abschiedsfeier organisiert. Er hatte seinen Spind ausgeräumt, die Schlüssel abgegeben, und war gegangen. Auf dem Parkplatz hatte er sich umgedreht und auf das Gebäude geschaut, in dem er vierzig Jahre seines Lebens verbracht hatte.

Er hatte nichts gefühlt.

Die Hallig war ein Zufall gewesen. Er hatte eine Anzeige gesehen: „Lore-Wärter gesucht, Unterkunft vorhanden." Es klang einfach. Es klang nach einem Ort, wo man allein sein konnte und trotzdem gebraucht wurde.

Er hatte sich geirrt.

Momme war am zweiten Tag vorbeigekommen. Ein Mann Ende Vierzig, groß und breit in den Schultern, mit massiven Unterarmen und Händen, die aussahen, als könnten sie mühelos einen Motor zerlegen oder ein Boot durch schwere See steuern. Er trug einen schweren wollenen Troyer, über der einen Schulter hing eine gelbe PVC-Jacke. Er lächelte, als Kurt die Tür öffnete.

„Moin. Momme. Wohn da drüben." Er deutete vage in Richtung Koog. „Dacht, ich schau mal vorbei. Bist ja neu."

Kurt stand in der Tür, in seiner dunkelblauen wattierten Arbeitsjacke, die an den Ellbogen glänzte vor altem Öl. Er hatte sie seit Beginn seines Berufslebens, und sie war mittlerweile so sehr Teil von ihm, dass er sich ohne sie unvollständig gefühlt hätte. Der Stoff war durch die Jahre steif und rau geworden, die Ölflecken, der Geruch nach Metall und Schmierfett – das war, wer er war.

„Kurt."

„Schön. Hast du alles, wat du bruukst?"

„Geht schon."

Momme nickte. „Goot. Falls nich – ich fahr Donnerstag rüber mit dem Boot. Einkaufen. Kannst eine List machen, wenn du wat brauchst."

„Ich komm klar."

„Klar. Aber falls doch." Momme machte keine Anstalten zu gehen. Er lehnte sich gegen den Türrahmen, entspannt. „Wegen der Lore. Hast du dir die schon angeschaut?"

„Noch nicht. Mach ich morgen."

„Goot. Falls du Tüüg brauchst – ich hab das meiste da."

„Werkzeug hab ich", sagte Kurt.

Momme sah ihn an. Eine Sekunde länger als nötig.

„Ja, goot. Und bei größeren Saken, weißt du, da packen wir normalerweise zusammen an. Die Lore gehört ja allen hier."

Kurt spürte, wie sich etwas in ihm zusammenzog. Zusammen anpacken. Normalerweise. Er war nicht hierhergekommen, um im Team zu arbeiten. Er war hierhergekommen, um seine Ruhe zu haben.

„Ich krieg das schon hin", sagte er. „Hab vierzig Jahre Maschinen gewartet."

Momme hob beschwichtigend die Hände. „Klar. Wollte nur sagen – falls du mal eine Hand bruukst. To twee geiht manches leichter."

Kurt nickte. „Danke. Wenn was ist, meld ich mich."

Momme nickte zurück. „Na dann."

Er ging.

In den ersten Wochen kam Momme mehrmals vorbei. Immer mit einem Grund, immer freundlich.

Einmal stand er wieder vor der Tür. „Ich bin nachher am Deich. Zeig dir, wo bei Flut das Wasser hochkommt."

Kurt ging mit. Als sie am Deich standen, deutete Momme auf die Steine. „Siehst du die Linie da, die Algen? Bis dahin steht es bei—"

„Ja, klar", unterbrach Kurt. „Das sieht man ja an den Ablagerungen. Aber eigentlich müsste man hier zusätzliche Drainage anlegen. Dann hätte man weniger Probleme mit Staunässe."

Momme sah ihn an. Sagte nichts.

„Ich hab früher viel mit Entwässerungssystemen zu tun gehabt", fuhr Kurt fort. „Das Prinzip ist immer dasselbe. Wenn das Wasser keinen Abfluss hat, staut es sich. Ganz einfache Physik."

„Versteh", sagte Momme.

Sie gingen zurück. Das Schweigen zwischen ihnen war schwer, irgendetwas war falsch. Kurt spürte es, er konnte es so nicht lassen.

„Weißt du, was der Unterschied ist zwischen einer Lore und einer Ehe?", sagte er.

Momme sah ihn fragend an.

„Bei der Lore weiß man wenigstens, warum sie quietscht. “

Momme lächelte höflich. Kurz. Dann wandte er sich ab und ging weiter.

Kurt sah ihm nach. Der Witz war nicht gut angekommen. Aber vielleicht war Momme einfach keiner, der viel lachte.

Als Momme das nächste Mal kam – „Sturm kommt morgen, hast du die Warnung gesehen?” – war Kurt schon an der Lore.

„Ja, hab ich. Aber ich glaub nicht, dass es so schlimm wird. Der Wind kommt aus Nordwest, nicht aus Nord. Da ist die Hallig im Windschatten.”

„Trotzdem”, sagte Momme. „Besser vorsichtig.”

„Klar, klar. Aber ich hab schon viele Stürme erlebt. Man muss die Windrichtung lesen können. Und den Luftdruck. Der ist heute Morgen nur leicht gefallen, also—”

„Ich geh dann mal die Böte sichern”, sagte Momme.

Er wartete Kurts Erklärung nicht ab.

Nach ein paar Monaten kam Momme seltener vorbei. Wenn sie sich begegneten, nickte er. Kurz. Höflich. Aber er blieb nicht mehr stehen. Er fragte nicht mehr, ob Kurt etwas brauchte.

Kurt redete sich ein, dass ihm das recht war. Vielleicht hatte Momme endlich verstanden, dass Kurt allein klarkam. Dass er niemanden brauchte, der ihm die Hallig erklärte. Er hatte vierzig Jahre Erfahrung. Er wusste, wie Maschinen funktionierten, wie Systeme funktionierten.

Momme hatte wahrscheinlich einfach gemerkt, dass Kurt kein Anfänger war.

Aber manchmal, wenn Kurt abends in der Küche saß und das Schweigen der Hallig auf ihm lastete wie eine nasse Decke, erinnerte er sich an Mommes Gesicht, als er ihm die Drainage am Deich erklärt hatte. Diese kurze Stille. Dieses Nicken.

Vielleicht hätte ich ihn ja ausreden lassen sollen, dachte er. Einmal. Nur um zu sehen, wie es ist.

Dann trank er ein weiteres Bier und verdrängte den Gedanken.

Marens erster Brief kam mehrere Wochen nach dem Tod ihres Bruders. Ein richtiger Brief, auf Papier, mit amerikanischen Briefmarken, der drei Wochen gebraucht hatte, um auf die Hallig zu kommen.

Sie schrieb über den Krebs ihres Bruders, über seine Berliner Wohnung, über das langsame Erlöschen. Der Brief war sachlich, fast nüchtern. Kurt las ihn zweimal und fragte sich, warum sie ihm das schrieb. Sie hatten seit Jahrzehnten keinen Kontakt gehabt.

Dann kam die Passage, die ihn aufhorchen ließ.

Es gibt niemanden mehr aus Dagebüll, der sich an ihn erinnert. Niemanden, der ihn als Kind gekannt hat. Unsere Eltern sind beide tot. Du bist der Einzige, der noch weiß, wie er damals war. Auf der Deichkrone, mit seinem Buch. Wie er nicht runterkam zu uns. Wie wir ausgesehen haben, damals.

Das letzte “damals” war durchgestrichen. Mit Kugelschreiber, einmal, schnell. Aber lesbar.

Erinnerst du dich noch an den Vogel-Friedhof? Ich denke manchmal daran. An die schwarzen Klumpen im Sand. An deine Hände, wie du die Gräber ausgehoben hast, ohne zu zögern. Ich glaube, ich habe dich damals bewundert.

Kurt starrte auf das durchgestrichene “damals”. Auf das “wir”.

Sie hatte es geschrieben. Dann bereut. Dann doch stehen lassen.

Er faltete den Brief zusammen und legte ihn in die oberste Schublade, unter die alten Rechnungen und Gebrauchsanleitungen, wo niemand ihn finden würde.

Aber abends, wenn die Hallig dunkel wurde und die Einsamkeit unerträglich, holte er ihn heraus. Er las die Passage über ihren Bruder. Und dann sah er auf das durchgestrichene Wort. *Wie wir ausgesehen haben, damals.*

Er war der Einzige, der sich noch an ihr Kindergesicht erinnerte. Sie hatte es fast gesagt. Aber nicht ganz.

Und dann hatte sie vom Vogel-Friedhof geschrieben. *Ich glaube, ich habe dich damals bewundert.*

Er las den Satz immer wieder. Warum schrieb sie ihm das? Was wollte sie von ihm? Oder wollte sie überhaupt etwas – außer jemandem, der sich noch erinnerte?

Der Vogel-Friedhof. Sie erinnerte sich.

Es war nach einem Herbststurm gewesen. Sie waren vielleicht zehn, elf Jahre alt. Das Watt war übersät mit toten Vögeln – Möwen, Austernfischer, sogar ein paar Eiderenten. Schwarze, nasse Klumpen im Sand, manche noch mit offenen Augen.

Maren war stehengeblieben. Sie hatte sich zu einer der Möwen gebeugt und mit ihren kleinen Fingern versucht, das Öl aus den Federn zu streichen. Vorsichtig, als könnte sie dem Vogel noch

helfen. Aber die Federn waren kalt und steif, der Körper darunter schwer und tot. Nach ein paar Sekunden hatte sie die Hand zurückgezogen. Dann hatte sie angefangen zu weinen.

Kurt hatte die Vögel eingesammelt. Einen nach dem anderen. Mit bloßen Händen. Die Kadaver waren kalt und schwer, die Federn verklebt von Öl und Salzwasser und Schlamm. Er hatte sie zum Deich getragen und dort Gräber ausgehoben – mit den Händen, ohne Schaufel, kleine Mulden im nassen Sand, gerade tief genug. Der Sand war kalt und klebrig, setzte sich unter seine Fingernägel, färbte seine Handflächen schwarz.

Dann hatte er am Strand nach Treibholz und Teer gesucht, hatte aus den Holzstücken kleine Kreuze gebastelt und sie mit dem schwarzen, zähen Teer zusammengeklebt. Der Teer klebte an seinen Fingern, roch beißend und süßlich, ließ sich tagelang nicht abwaschen.

Maren hatte zugesehen, stumm, die Tränen noch auf den Wangen.

Für sie war es ein Akt der Fürsorge gewesen. Kurt sorgte für die Toten. Kurt gab ihnen ein Grab. Kurt war stark genug, um die toten Dinge anzufassen, die sie nicht anfassen konnte. Um seine Hände in den kalten Sand zu graben, um den Teer nicht zu scheuen.

Aber für Kurt war es etwas anderes gewesen. Es war das erste Mal, dass er begriffen hatte: Wenn er das anfasste, wovor andere zurückschreckten – die kalten Kadaver, den nassen Sand, den klebrigen Teer –, dann hatte er Macht. Dann schauten sie ihn an. Dann bewunderten sie ihn.

Später hatte er ihr eine tote Möwe gebracht, nur um zu sehen, ob sie wieder weinen würde. Sie hatte.

Er hatte sie lenken können. Durch das Tote. Durch den Dreck.

Ich glaube, ich habe dich damals bewundert.

Er hatte geantwortet. Natürlich hatte er geantwortet.

Die drei Monate, in denen sie sich geschrieben hatten, waren die glücklichste Zeit seines Erwachsenenlebens gewesen.

Er wusste, dass das erbärmlich klang. Drei Monate E-Mail-Austausch mit einer Frau, die am anderen Ende der Welt lebte und die er seit Jahrzehnten nicht gesehen hatte. Aber es war die Wahrheit.

Zum ersten Mal seit seinem letzten Tag in der Firma – nein, zum ersten Mal seit Dagebüll – hatte er das Gefühl, dass jemand ihn sah. Nicht den weggelobten Motor, nicht den komischen Einzelgänger auf der Hallig, sondern ihn. Kurt. Den Jungen, der die Vögel begraben hatte. Den Jungen, der mit Maren über die Buhnen gerannt war, bis sie lachend im Sand lagen. Der sie auf

dem Deich huckepack getragen hatte, bis das Knie wehtat. Den Einzigen, der sich noch an ihr Kindergesicht erinnerte.

Kurt hatte Maren auf ihren Brief in einer E-Mail geantwortet. Er hatte kurz und steif kondoliert und von der Hallig berichtet. Danach schrieben sie nur noch elektronisch. Es ging schneller, sagte sie. Und Kurt war froh darüber. Beim Tippen konnte er überlegen, streichen, neu formulieren. Beim Schreiben mit der Hand hatte er immer das Gefühl, dass man seine Unsicherheit in jedem Buchstaben sah.

Marens Mails kamen unregelmäßig. Manchmal drei in einer Woche, dann zwei Wochen nichts. Sie schrieb von Manhattan, von der Upper West Side, wo sie in einer Wohnung mit hohen Decken lebte und durch die Fenster die Bäume im Riverside Park sehen konnte. Sie schrieb von ihrer Partnerin Sarah, von deren Sohn, der im Herbst aufs College gehen würde. Sie schrieb von ihrer Arbeit bei der MTA, von den U-Bahn-Tunneln unter Manhattan, von der Logistik, die dafür sorgte, dass Millionen Menschen jeden Tag pünktlich zur Arbeit kamen.

Sie schrieb von „Systemen", von „Strukturen", von „Resilienz".

Besonders ein Wort tauchte immer wieder auf: Resilienz. Sie schrieb, wie nach dem Hurricane Sandy 2012 ganze Tunnel überflutet waren, Pumpen ausgefallen, Stromversorgung tot – und wie das System sich trotzdem binnen Tagen wieder erholt hatte. *Das ist Resilienz*, schrieb sie. *Wenn etwas zusammenbricht und sich wieder aufbaut. Wenn es stärker wird durch das, was es durchgemacht hat.*

Sie schrieb von Kollegen, die nach Schichten von zwanzig Stunden weitermachten. *Resilienz*, schrieb sie, *ist nicht, dass man nicht umfällt. Sondern dass man wieder aufsteht.*

Kurt googelte es einmal und las: *Widerstandsfähigkeit, psychische Widerstandskraft, Fähigkeit, schwierige Lebenssituationen ohne anhaltende Beeinträchtigung zu überstehen.*

Es klang nach amerikanischem Zeug. Nach Selbsthilfe-Büchern und Therapie. Nach der Sprache seiner jungen Kollegen: „persönliches Wachstum", „sich weiterentwickeln", „an sich arbeiten" – Worte, die ihn schon in der Firma ausgeschlossen hatten.

Aber manchmal, wenn sie das Wort benutzte, klang etwas anderes mit. Etwas Dunkleres. Als ob sie nicht nur über U-Bahn-Systeme sprach, sondern über sich selbst. Als ob da etwas war, über das sie nicht reden wollte. Oder konnte.

Kurt spürte es. Er wusste nicht genau, was es war, aber er spürte, dass da eine Tür war, die geschlossen blieb. Ein Teil von Marens Leben, zu dem er keinen Zugang hatte.

Und das ärgerte ihn.

Er war derjenige, der sie von früher kannte. Er war derjenige, der mit ihr im Schlick gestanden hatte, der die Vögel begraben hatte, der ihre Kindheit teilte. Der sich noch an ihr Gesicht

erinnerte, als sie ein Kind war. Aber es gab offenbar Dinge in ihrem jetzigen Leben – wichtige Dinge –, die sie ihm nicht erzählte.

Er fragte nicht nach. Zum einen, weil er nicht wusste, wie. Zum anderen, weil er Angst hatte, dass sie dann ganz dichtmachen würde.

Kurt schrieb von der Lore, von der Hallig, von der Statik der Dinge. Er schrieb von dem Moment, in dem man wusste, dass ein Teil passte, weil es mit einem satten, endgültigen Ton einrastete. Er schrieb davon, dass hier draußen die Welt noch nach etwas roch, während die Städte nur nach Klimaanlage und Stillstand stanken.

Er merkte, dass er versuchte, ihr seine Welt schönzureden. Die Hallig war nicht schön. Sie war kalt, nass, einsam. Die Lore war alt und störrisch. Momme sprach kaum noch mit ihm. Aber Maren erinnerte sich an die Nordsee, an das Watt, an Dagebüll, und Kurt wusste, dass diese Erinnerung verklärt war. Sie erinnerte sich an Sommer und Sonne und das Gefühl von Freiheit. Sie erinnerte sich nicht an die Novemberstürme, an die Kälte, an die Einsamkeit.

Also schrieb er ihr von der Hallig, als wäre sie ein Ort der Klarheit. Ein Ort, wo ein echter, harter Kerl wie er sein konnte, wer er war. Wo er den Dreck nicht scheute, wo er mit den Händen arbeitete, wo die Statik stimmte. Er schrieb, als wäre die Hallig sein Zuhause, nicht sein Exil.

Auch Maren schrieb von früher. Von Dagebüll, vom Watt, von der Deichkrone. Sie erinnerte sich an Dinge, die Kurt längst vergessen hatte: Wie sie einmal bei Ebbe so weit rausgelaufen waren, dass sie die Fähre nach Föhr gesehen hatten. Wie ihr Bruder oben auf dem Deich gesessen und ein Buch gelesen hatte, während sie unten im Schlick nach Muscheln gegraben hatten.

Und sie schrieb über den Vogel-Friedhof. Wie sie damals geweint hatte, und wie er die Kadaver aufgesammelt und begraben hatte, ohne zu zögern. Wie er aus Teer und Treibholz Kreuze gemacht hatte. Sie schrieb, es sei einer der wenigen Momente in ihrer Kindheit gewesen, in denen sie sich beschützt gefühlt habe.

Kurt las das und wusste: Sie verstand es falsch. Oder vielleicht verstand sie es richtig, und er hatte sich selbst all die Jahre belogen.

Du warst manchmal gemein, schrieb sie in einer anderen Mail. *Aber ich glaube, du wusstest nicht, wie gemein. Du hast nur getestet, wie weit du gehen konntest.*

Er las den Satz und fühlte sich ertappt. Aber auch verstanden. Sie wusste, wer er war. Sie hatte es schon immer gewusst.

Und sie schrieb ihm trotzdem.

Das war es, was zählte.

Aber mit jeder Mail wuchs auch die Angst.

Die Angst, dass sie plötzlich aufhören würde zu schreiben. Die Angst, dass sie merken würde, dass er nichts zu bieten hatte. Die Angst, dass sie zu unterschiedliche Leben führten, dass die gemeinsame Vergangenheit nicht ausreichte, um die Kluft zwischen ihnen zu überbrücken.

Die Angst, dass sie wieder verschwinden würde, wie damals nach dem Hafenschuppen.

Er erinnerte sich an diese Nacht, als wäre es gestern gewesen. Es war nach ihrem Abitur gewesen, kurz bevor sie nach Berlin ging. Sie hatten sich im Hafenschuppen getroffen, wo es nach Diesel und altem Netz roch, die Luft dick vor Salz und Erwartung.

Maren hatte von Berlin geredet, von der Universität, von der Angst vor dem Neuen. Sie hatte geweint, und er hatte sie gehalten, und dann war es passiert.

Für Maren war es ein Abschied gewesen. Für Kurt war es eine Versiegelung. Er glaubte, dieser Augenblick würde sie für immer an ihn binden. Er hatte seinen Körper in ihr Gedächtnis gedrückt wie einen Stempel in weiches Wachs. Er war sich sicher gewesen, dass sie zurückkommen würde, egal wie weit die Welt sie fortzog. Er hatte geglaubt, er könnte sie besitzen, wenn er sie nur hart genug festhielt, wenn er ihr nur zeigte, wie es war, von einem wirklichen Mann berührt zu werden. Von jemandem, der den Dreck nicht scheute, der die Kadaver anfasste, der die Gräber grub.

Aber sie war nicht zurückgekommen. Sie war nach Berlin gegangen, dann nach New York, und der Kontakt war abgerissen, als wäre ein Kabel gekappt worden.

Jahrzehnte lang hatte er geglaubt, dass er sie in dieser Nacht besessen hatte. Dass sie ihm gehört hatte, auch wenn sie es nicht wusste.

Erst jetzt begann er zu verstehen: Sie hatte ihm nie gehört. Sie hatte ihm einen Abschied geschenkt, und er hatte daraus eine Eroberung gemacht. Er hatte sie erschreckt, nicht beeindruckt. Er hatte sie weggestoßen, nicht gebunden.

Aber vielleicht – vielleicht konnte er es diesmal anders machen. Vielleicht konnte er sie diesmal halten, nicht, indem er zupackte, sondern durch – durch was? Er wusste es nicht.

Alles, was er wusste, war: Er durfte sie nicht wieder verlieren.

Nach drei Monaten wurde die Angst unerträglich.

Er musste wissen, ob sie wirklich da war. Ob sie es ernst meinte. Ob sie aushielt.

Also testete er sie.

Er schrieb ihr über den 11. September 2001.

Er wusste, dass es falsch war, während er es tippte. Er wusste, dass es sie verletzen würde. Aber er musste es wissen. Wenn sie auch das aushielt, dann war sie wirklich da. Dann würde sie nicht wieder verschwinden.

Er versuchte, es leicht klingen zu lassen. Fast wie einen Witz. So, als könnte man auch darüber lachen, wenn man nur den richtigen Abstand hatte. Den Abstand, den er hatte, hier auf der Hallig, weit weg von allem.

Weißt du, Maren, tippte er, *manchmal denke ich an den Tag, als die Türme fielen. Ich stand in der Werkstatt vor dem Fernseher und dachte: Endlich passiert mal was. Endlich gewinnt die Schwerkraft. Das ganze New Yorker Getue, diese Wolkenkratzer, die so tun, als gäbe es keine Physik – und dann kommt die Realität und holt sich, was ihr gehört. Ich hab mich gefreut. Klingt hart, ich weiß. Aber manchmal muss man die Dinge beim Namen nennen. Das war keine Tragödie, das war eine Lektion. Über Statik. Über das, was hält und was nicht hält. Die glatte Fassade bricht immer irgendwann. Das ist einfach Physik, verstehst du?*

Er las es dreimal.

Es war ein Witz. Natürlich war es ein Witz. Ein bisschen schwarz vielleicht, ein bisschen hart. Aber so war echter Humor. Nicht dieses weichgespülte Zeug, über das alle lachten, weil sie Angst hatten, jemanden zu beleidigen. Echter Humor war, wenn man die Wahrheit sagte und die Leute nicht wussten, ob sie lachen oder schockiert sein sollten.

Und gleichzeitig war es mehr als ein Witz. Es war eine Erklärung. Er zeigte ihr, wie die Welt wirklich funktionierte. Physik. Statik. Die Dinge, die sie in ihrer New Yorker Glaswelt vergessen hatte. Er war der Einzige, der ihr noch die Wahrheit sagen konnte. Der Einzige, der keine Angst hatte, die Dinge beim Namen zu nennen.

Wenn sie das verstand – wenn sie lachte, oder wenigstens nickte, oder sagte „Du hast Recht, Kurt, so habe ich das noch nie gesehen" –, dann gehörte sie wirklich zu ihm. Dann hatte sie den Dreck nicht vergessen. Dann war sie noch die Maren von früher, die mit ihm im Schlick gestanden hatte, die ihn bewundert hatte, als er die toten Vögel begrub.

Und wenn nicht?

Dann war sie eben eine von denen geworden. Eine von den Weichen. Eine, die die Wahrheit nicht aushielt.

Er drückte auf „Senden".

Dann wartete er.

Das Telefon klingelte an einem Donnerstagabend, als Kurt gerade von der Lorenbahn zurückgekommen war. Sein Knie brannte, als wären glühende Kohlen in das Gelenk gepresst worden, das Hemd klebte ihm am Rücken, und seine Finger rochen nach Schmierfett.

Bereits am Abend zuvor hatte es geklingelt. Zweimal. Er hatte es gehört, wie er in der Küche saß, das schrille Klingeln, das durch die Stille schnitt. Beide Male hatte er nicht abgenommen. Er hatte nur auf das beige Tastentelefon gestarrt, das auf dem Küchentisch stand, staubig und unbenutzt – sein Vorgänger hatte wohl nur sein Handy gebraucht. Er sagte sich, er hätte gerade zu tun gehabt. Die Lore. Das Knie. Aber die Wahrheit war: Er hatte Angst. Angst vor ihrer Stimme, vor dem, was sie sagen würde. Angst, dass sie genau das sagen würde, was er befürchtete.

Aber er konnte nicht ewig ausweichen.

Als es an diesem Abend erneut klingelte, ließ er es dreimal läuten, bevor er den schweren Hörer abnahm. Nicht, weil er nicht ahnte, wer es war, sondern weil er ihr zeigen wollte, dass er Zeit hatte. Dass er nicht auf sie wartete. Dass er nicht auf sie angewiesen war.

Er hob ab. „Ja."

Die Verbindung knackte. Ein Rauschen, als müsste das Signal erst durch tausend Tonnen Meerwasser tauchen. Dann ihre Stimme, glasklar.

„Kurt."

Sein Name in ihrem Mund. Er hatte vergessen, wie sie ihn aussprach – nicht hart und kurz, wie er es von sich selbst gewohnt war, sondern gedehnt, fast zögernd. Kuurt. Als wäre sein Name selbst eine Frage. Oder ein Vorwurf.

Er presste den Hörer fester ans Ohr – das Spiralkabel spannte sich dabei – und spürte, wie sein Herzschlag in den Schläfen hämmerte.

„Maren."

„Ich habe deine Mail gelesen", sagte sie. Keine Begrüßung, keine Umschweife. „Über die Türme. Über deine Freude."

Er grinste in die Dunkelheit seiner Küche. Da war es. Der Test. Jetzt würde sie kommen mit ihrer New Yorker Moral, mit ihren Vorträgen über Menschlichkeit und Mitgefühl, und er würde ihr Stück für Stück zeigen, wie verlogen das alles war. Er würde sie zwingen, ihm zu begegnen. Richtig, ohne Fluchtweg.

Er wollte eine echte Reaktion. Wut, Empörung, Ablehnung – irgendetwas Echtes. Nicht diese müde Höflichkeit, nicht dieses Verstummen. Wenn sie auch das aushielt – seine härteste

Wahrheit, sein schlimmstes Gesicht – und trotzdem blieb, wenn sie zurückschlug und nicht ging, dann war es echt. Dann gehörte sie wirklich zu ihm. Dann hatte sie den Dreck nicht vergessen.

Und wenn sie ging? Dann hatte er wenigstens recht gehabt. Dann war er nicht der Verlassene, sondern der, der die Wahrheit gesagt hatte, die niemand hören wollte.

Er setzte sich auf den Küchenstuhl.

„Ach komm, Maren. Das war doch nicht ernst gemeint. Das war ein Witz. Schwarzer Humor, verstehst du? Manche Leute können das halt nicht ab." Er machte eine Pause. „Aber man wird ja wohl noch die Wahrheit sagen dürfen. Ich meine, du weißt doch selbst, wie das da drüben läuft."

Er lehnte sich zurück, das Stuhlbein knarrte unter seinem Gewicht.

„Diese Wolkenkratzer, dieses ganze Getue. Als wäre New York der Nabel der Welt. Als würde da oben die Zukunft gemacht. Aber was wird denn da wirklich gemacht? Leute sitzen in Glaspalästen und schieben Zahlen hin und her. Keiner fasst mehr was an. Keiner macht mehr was Echtes."

Die Stille am anderen Ende war schwer, aber er konnte nicht mehr aufhören. Die Worte drängten jetzt aus ihm heraus, all die Jahre der Kränkung, der Ausgrenzung, die sich aufgestaut hatten.

„Weißt du, was diese Türme waren? Die waren das Symbol. Das Symbol für alles, was schiefgelaufen ist. Für diese ganze verdammte neue Arbeitswelt, wo plötzlich niemand mehr weiß, wer das Sagen hat, wo alle im Team sitzen und Ideen einbringen sollen, wo die mit den weichen Händen und den iPads entscheiden, wer gebraucht wird und wer nicht." Seine Stimme wurde lauter, schneller. „Die haben Leute wie mich ausgemustert. Vierzig Jahre habe ich Maschinen am Laufen gehalten, aber das zählte plötzlich nicht mehr. Weil ich nicht in ihre Meetings gepasst habe. Weil ich nicht gelernt habe, so zu tun, als wäre Arbeit ein Spiel, bei dem alle gleichberechtigt sind."

Er atmete schwer jetzt. Das Knie pulsierte wie eine zweite, bösartige Uhr.

„Und dann kommen diese Türme runter, und alle tun so, als wäre das eine Tragödie. Aber für wen? Für die, die da oben saßen und die Welt kaputt gemacht haben? Die, die entschieden haben, dass Leute wie ich nicht mehr in ihre schöne neue Welt passen?" Er spürte, wie ihm die Kontrolle entglitt, aber er konnte nicht aufhören. „Das war keine Tragödie. Das war Physik. Das war die Realität, die sich zurückholt, was ihr gehört. Die Schwerkraft kann man nicht in einem Meeting weglügen. Die ist einfach da. Und die holt sich, was ihr gehört. Verstehst du das?"

Er wartete auf ihren Widerspruch. Auf die Empörung. Auf das „Wie kannst du nur", das er zerlegen würde wie einen rostigen Motor. Stattdessen: Stille. Eine Stille, die so schwer war, dass er glaubte, den Druck des Atlantiks in seinem Ohr zu spüren.

„Ich war dort, Kurt."

Drei Worte. Leise gesagt, fast beiläufig. Aber sie trafen ihn wie ein Schlag unter die Rippen.

„Natürlich warst du dort", sagte er schnell, zu schnell. „In deiner schicken Wohnung in der Upper West Side. Vom Fenster aus zugesehen, was?"

„Nein."

Ihre Stimme zitterte jetzt nicht vor Tränen. Sie zitterte vor einer Kälte, die er nicht kannte, die nicht in sein Bild von ihr passte, von der weichen Maren, die vor den toten Vögeln geweint hatte.

„Ich war unten. Ich habe für die MTA die Evakuierung der Tunnel koordiniert."

Seine Hand wurde feucht. Der Hörer wurde schwer und rutschig in seiner Faust.

„Ich stand in diesem Staub, Kurt. Wochenlang. Ich habe diesen Staub eingeatmet." Ihre Stimme blieb flach, sachlich, emotionslos. „Den Staub von Beton, von Akten. Von Menschen, die ich kannte. Während du auf deiner Hallig sitzt und über ‚Physik' faselst, habe ich den Dreck geatmet, von dem du immer nur redest."

Nein. Nein, das stimmte nicht. Das konnte nicht stimmen.

Sie verdrehte die Tatsachen. Sie musste sie verdrehen. Irgendwie. Er verstand nicht wie, aber sie musste es tun. In seinem Kopf war Marens Welt sauber und künstlich, eine Welt aus Glas und Klimaanlagen, in der niemand sich die Hände schmutzig machte. Seine Welt – die Hallig, der Schlick, die Lore – das war das Reich des Dreckigen, des Echten. Das war sein Territorium. Das war, was ihn ausmachte, was bedeutete, dass er im Recht war, dass er die Wahrheit kannte.

Aber da stand sie nun und behauptete, sie hätte – was? Staub eingeatmet? Menschen?

Er dachte an den Vogel-Friedhof. An die kleinen Kadaver, die er aufgesammelt hatte. An Marens Tränen. An seine Hände, die den Dreck nicht gescheut hatten.

Und dann dachte er an Maren, wie sie unter der Erde von Manhattan stand, in den Tunneln, während oben die Türme fielen. Wie sie nicht kleine tote Vögel begrub, sondern die Logistik während eines Massentods organisierte. Wie der Staub nicht von Salzwasser und Federn war, sondern von – von –

Das ergab keinen Sinn. Menschen wurden nicht zu Staub. Das war eine Lüge. Oder eine Übertreibung. Oder sie verdrehte irgendetwas, auf eine Art, die er nicht durchschaute.

Er spürte Widerstand. Er war Widerstand gewohnt. Maschinen leisteten Widerstand, Bolzen saßen fest, Teile passten nicht. Und dann kämpfte man, und dann gewann man, weil man wusste, wie es ging. Das hier war auch Widerstand. Maren wehrte sich. Sie wollte nicht zugeben, dass er Recht hatte. Also bog sie die Realität zurecht, bis sie in ihr Weltbild passte.

Aber er würde nicht nachgeben.

„Du spielst dich auf", presste er hervor. Sein Knie zerrte jetzt an jedem Nerv, als würden unsichtbare Hände das Gelenk auseinanderreißen. Die Worte kamen hastig, ungeordnet. „Du verdrehst die Tatsachen. Du machst dich wichtig mit deinem Heldenkram. Am Ende war es trotzdem nur der Einsturz einer Fehlkonstruktion. Das ändert nichts an der—"

„Es waren Menschen, Kurt." Ihre Stimme wurde noch flacher, noch sachlicher. „Menschen, die nicht wie mein Bruder einfach friedlich in einem Bett gestorben sind."

Die Enge der Küche drückte auf ihn. Die Küchenlampe summte über seinem Kopf wie eine Bremse. Er wollte, dass sie aufhörte zu reden. Er wollte, dass sie ihn anschrie, ihn ein Arschloch nannte, ihm vorwarf, ein Monster zu sein – irgendetwas, womit er arbeiten konnte, wogegen er sich wehren konnte.

Aber sie gab ihm nichts. Sie schwieg einfach, am anderen Ende der Leitung, mit dem, was sie erlebt hatte, mit den Menschen, die sie verloren hatte. Dagegen war alles, was er hätte sagen können, nur leeres Gerede. Er hatte nur seine Überzeugung vom Dreck, seine Wahrheit von der Physik.

Sie hatte das Original.

Die Panik stieg in ihm auf wie Wasser in einem leckgeschlagenen Rumpf.

Was war er denn, wenn nicht derjenige, der die Härte kannte? Wenn nicht derjenige, der den Dreck aushielt? Wenn sie das auch hatte – und mehr davon, und echter – was blieb ihm dann noch?

Er spürte, wie ihm die Kontrolle entglitt. Das Gespräch lief nicht so, wie es sollte. Sie sollte zurückweichen, und er sollte voranschreiten. Sie sollte sich rechtfertigen, und er sollte Recht behalten. Aber sie wich nicht zurück. Sie stand einfach da. Und er verstand nicht, wie das sein konnte.

„Wenn du das so siehst..." Seine Stimme klang heiser, brüchig, fremd in seinen eigenen Ohren. „Wenn du mir jetzt mit dieser Schiene kommst und meinst, du verdrehst hier die Wahrheit, weil du da irgendwo gestanden hast..."

Er hielt inne. Er wollte, dass sie ihn anflehte. Er wollte, dass sie sagte: „Nein, Kurt, das meine ich nicht so." Er wollte, dass sie die Brücke schlug, die er nicht schlagen konnte, weil er nicht wusste wie.

„Kurt?" Ihre Stimme klang müde. Nicht wütend. Nicht verletzt. Nur müde.

Und das war das Schlimmste. Die Müdigkeit bedeutete, dass er sie schon verloren hatte. Dass sie schon auf dem Weg war zur Tür, während er noch versuchte, das Gespräch zu kontrollieren.

Die Angst explodierte in ihm. Die alte, vertraute Angst von damals, als sie nach Berlin ging und er auf dem Deich stand und wusste, dass die Nacht im Hafenschuppen nichts versiegelt hatte, gar nichts. Sie würde wieder gehen. Sie war schon weg. Und er konnte es nicht ertragen, dass sie ging, ohne dass er es bestimmt hatte.

Wenn er das Gespräch beendete, behielt er wenigstens die Kontrolle. Wenn er auflegte, war es seine Entscheidung. Dann wurde nicht ihm gekündigt – er kündigte.

„Dann lass es sein."

Er stieß die Worte aus wie ein Projektil. Schnell, hart, endgültig.

„Dann lass es sein", wiederholte er, und legte den Hörer auf die Gabel.

Das Klacken war hart, endgültig. Plastik auf Plastik. Aber in seinem Kopf war es ein metallischer, satter Ton. Wie ein Teil, das einrastet. Wie etwas, das passt.

Er saß da, das Herz stolperte gegen seine Rippen, die Hände zitterten. Er starrte auf das Telefon, auf das beige Gehäuse, das stumm auf dem Tisch stand.

Gleich würde es klingeln. Gleich würde sie zurückrufen. Gleich würde sie sagen: „Kurt, warte, so habe ich das nicht gemeint." Gleich würde sie den Fehler korrigieren, den er gerade begangen hatte.

Er wartete.

Das Telefon blieb stumm.

Draußen gurgelte das Wasser der Nordsee gegen die Warft, ein gleichgültiges, nasses Geräusch. Die Küchenlampe summte. Das Gelenk in seinem Bein fühlte sich an, als würde es von innen heraus rosten.

Er hatte die Tür zugeschlagen und sich danach darüber beschwert, dass es im Zimmer dunkel war.

Aber das verstand er erst viel später.

Die ersten Wochen nach dem Telefonat funktionierte Kurt noch. Er stand auf, wenn die Hallig noch dunker war, trank seinen Kaffee schwarz und ging zur Lore. Die Achsen mussten geschmiert werden, das Gestänge überprüft, die Räder von Rost befreit, die Bolzen

nachgezogen. Es war gute Arbeit, ehrliche Arbeit, die Art von Arbeit, bei der man nicht denken musste.

Aber er dachte.

Er kniete im kalten Sand neben der Lore, das Bein protestierte mit einem dumpfen, bohrenden Schmerz, und seine Hände arbeiteten mechanisch: Schmierfett auftragen, verteilen, den Überschuss abwischen. Die Lore antwortete wenigstens. Wenn man sie pflegte, lief sie. Es gab da eine klare Logik, eine Statik, auf die man sich verlassen konnte.

Aber nach ein paar Wochen merkte er, dass er Dinge überging. Er schmierte die Achsen, aber prüfte die Bolzen nicht. Er wischte die Räder ab, aber kontrollierte die Lager nicht richtig. Sein Kopf war woanders. Bei Marens Stimme. Bei ihrer Müdigkeit. Bei dem Klacken des Hörers auf der Gabel. Menschen waren anders.

Er dachte an Marens Stimme am Telefon. Diese Müdigkeit. Diese Kälte. Sie hatte nicht zurückgerufen. Wochen waren vergangen, und der Apparat stand tot auf dem Tisch.

„Sie wird sich melden", sagte er laut zu den Achsen der Lore. „Sie muss."

Es war keine Mail da.

Auch nicht in der Woche darauf.

Der Winter kam hart. Die Hallig verwandelte sich in einen Ort aus Grau und Schwarz, das Wasser stand hoch, der Wind pfiff durch jede Ritze. Kurt verbrachte die Tage in der Küche, den Laptop vor sich, eine Decke um die Schultern.

Die Erinnerung an das Telefonat hatte sich verändert. Wenn er jetzt daran dachte, sah er es so: Er hatte versucht, mit Maren zu reden. Er hatte ihr seine Sicht erklärt, ehrlich und ohne Beschönigung. Und sie? Sie hatte ihn angegriffen. Sie hatte sich aufgespielt mit ihrer Ground-Zero-Geschichte, hatte versucht, ihn klein zu machen, hatte seine Lebenserfahrung für nichts erklärt.

„Dann lass es sein", hatte er gesagt. Das war eine Einladung gewesen. Eine Aufforderung, erwachsen zu werden, sich zu entscheiden: Entweder du bist bereit für die Wahrheit, oder du lässt es.

Sie hatte es gelassen.

Sie hatte den Kontakt abgebrochen.

Es war keine Frage mehr. Es war einfach so gewesen.

Der Laptop wurde zu einem Ritual.

Jeden Morgen, noch vor dem Kaffee, klappte er ihn auf. Das Netzkabel musste er erst zurechtrücken, bis die Ladeanzeige aufleuchtete – der Akku war seit Monaten tot. Der Lüfter begann zu surren, laut und gleichmäßig. Der Bildschirm leuchtete gelblich in der dunklen Küche, und seine Finger tippten auf den abgenutzten Tasten das Passwort. Das “E” klemmte manchmal. E-Mail öffnen. Inbox laden. Nichts.

Jeden Abend, nach der Arbeit, vor dem Bier, wieder. Aufklappen. Einloggen. Laden. Nichts.

„Ich warte nicht”, sagte er zum leeren Bildschirm. „Ich checke nur.”

Aber es war eine Lüge, und irgendwo, tief unten, wusste er das.

Er begann, die Küche zu vernachlässigen. Geschirr stapelte sich im Spülbecken, der Mülleimer quoll über, die Flaschen sammelten sich am Boden. Es war egal. Es interessierte ihn nicht. Das Einzige, was zählte, war der blaue Schein des Laptops und die Zahl neben „Inbox”, die nie die richtige war.

Manchmal, spätabends, wenn das Bier seine Wirkung tat und die Kälte durch die Dielen kroch, saß er vor dem Telefon und starrte auf die Tasten. Er hätte nur die Nummer wählen müssen. Aber sie hatte ihm ihre Nummer nie gegeben. Sie hatte ihn angerufen, von ihrer ausländischen Nummer, aber er konnte nicht zurückrufen. Er wusste die Nummer nicht.

Aber nein.

Sie hatte aufgelegt. Nein, warte – er hatte aufgelegt. Aber nur, weil sie ihn dazu gezwungen hatte. Mit ihrer Müdigkeit. Mit ihrer Arroganz. Mit ihrem „Ich war im Staub”-Gerede.

Er schob das Telefon zur Seite.

Im März, sechs Monate nach dem Telefonat, geschah etwas mit dem Rohr in der Küche.

Ein scharfes Krachen in der Nacht, dann das Rauschen von Wasser. Kurt stolperte aus dem Bett, das Knie schlug seine Alarmglocken – ein scharfes, elektrisches Zucken, das ihm den Atem nahm –, und im schwachen Licht der Taschenlampe sah er das Desaster: Ein Kupferrohr, alt und brüchig, hatte nachgegeben, und kaltes Wasser spritzte gegen die Wand.

Er fluchte, drehte das Hauptventil zu, aber der Schaden war da. Das Rohr musste ersetzt werden. Morgen. Bei Tageslicht. Er hatte Ersatzteile, er hatte Werkzeug, er konnte das selbst machen.

Natürlich konnte er das selbst machen.

Am nächsten Morgen, nach drei Stunden Arbeit auf dem kalten Küchenboden, wusste er, dass er es nicht konnte. Das Rohr saß so, dass er es mit einer Hand halten und mit der anderen löten musste, aber er brauchte eigentlich drei Hände: eine zum Halten, eine für den Lötkolben, eine für das Lot. Momme hätte das gemacht. Momme hätte das Rohr gehalten, während Kurt lötete, und es wäre in zehn Minuten erledigt gewesen.

Aber er würde Momme nicht fragen.

Er improvisierte. Er klemmte das Rohr mit einem Schraubstock, der nicht dafür gemacht war, und lötete mit zitternden Fingern. Die Lötstelle war ungleichmäßig, buckelig, eine Schande für einen Handwerker. Aber sie hielt. Vorerst.

Er drehte das Wasser wieder auf. Es tropfte an zwei Stellen.

„Scheiße."

Er saß auf dem nassen Boden, das Bein ausgestreckt, ein taubes Ziehen im Gelenk.

Durch ihr Schweigen.

Für einen Moment sah er sich selbst, wie er den Hörer auflegte.

Er trank zwei Bier.

Im Frühsommer öffnete Kurt ein neues E-Mail-Fenster. Seine Finger schwebten über der Tastatur. Die Tasten fühlten sich klebrig an unter seinen Fingern, hohles Plastik, das bei jedem Anschlag nachgab. Der Cursor blinkte in der leeren Betreffzeile.

Er tippte: „Maren,"

Er starrte auf ihren Namen. Sein Herz hämmerte gegen die Rippen, ein unruhiger, unregelmäßiger Takt.

Er tippte weiter: „Ich verstehe nicht, warum du nicht"

Er hielt inne. Nein. Das klang nach Vorwurf. Das klang nach Schwäche. Er markierte den Satz, drückte Delete.

Neuer Versuch: „Vielleicht sollten wir"

Delete.

„Ich wollte nur sagen"

Delete.

Seine Hände zitterten jetzt. Der Laptop summte leise, die Küchenlampe flackerte.

Nein.

Nein.

SIE hatte den Kontakt abgebrochen. SIE war diejenige, die sich hatte treiben lassen in ihr feiges Schweigen. SIE musste sich melden.

Er klickte auf „Entwurf löschen". Eine Dialogbox erschien: „Sind Sie sicher?"

„Ja", flüsterte er und klickte. Fünf Sekunden, bis der Entwurf verschwand. Der Lüfter wurde lauter.

Er klappte den Laptop zu und nahm einen tiefen Schluck aus der Bierflasche. Das Bier war lau und schmeckte nach Metall.

Er machte es noch zweimal. Im Juli. Im Oktober.

Jedes Mal kam er weiter. Jedes Mal schrieb er einen ganzen Absatz, manchmal zwei. Er erklärte, rechtfertigte, beschwor. Die Worte wurden verzweifelter, die Sätze länger, wirrer.

Und jedes Mal, bevor er auf „Senden" drücken konnte, hielt ihn etwas zurück.

Es war kein Stolz. Es war Angst. Die Angst, dass sie nicht antworten würde. Die Angst, dass sie antworten würde, aber mit Kälte, mit Ablehnung, mit einem finalen „Lass mich in Ruhe". Die Angst, dass er dann wirklich und endgültig bewiesen hätte, was er längst wusste: dass er sie verloren hatte.

Solange er nicht schrieb, solange er wartete, konnte er sich noch einreden, dass es ihre Schuld war. Dass sie die Feige war. Dass er der Starke war, der ausharrte.

Delete. Delete.

Im Oktober schrieb er wieder.

Maren, tippte er. *Ich verstehe nicht, warum du dich nicht meldest. Ich habe dir meine Sicht erklärt, ehrlich und ohne Beschönigung. Und dann – nichts. Du hast den Kontakt abgebrochen. Du antwortest nicht mehr. Wenn du nicht mehr reden willst, dann sag es wenigstens.*

Er las es dreimal. Es klang hart. Aber es war die Wahrheit. Sie hatte sich nicht gemeldet. Sie hatte ihn im Stich gelassen.

Er drückte auf „Senden".

Dann wartete er.

Anfang November, fast genau ein Jahr nach dem Telefonat, kam die Mail.

Der Ton riss ihn aus einem unruhigen Halbschlaf. Pling. Er fuhr hoch, griff nach dem Laptop, sein Herz stolperte.

Da war sie. Marens Name in der Inbox. Fett gedruckt. Ungelesen.

Er starrte darauf. Seine Hände waren feucht.

Eine Stunde lang ließ er die Mail ungeöffnet. Der Laptop wurde warm auf dem Tisch, der Lüfter lief auf Hochtouren.

Dann trank er einen kalten Schnaps, rieb sich das steife Knie und öffnete die Mail.

Kurt, du schreibst, ich hätte den Kontakt abgebrochen…

Vier Wochen lang dachte er jeden Tag dasselbe: Morgen. Morgen schreibe ich.

Dann der Morgen, an dem er zur Lore ging und sah, dass sie schief stand. Nicht viel, aber deutlich. Das vordere rechte Rad war aus der Spur gelaufen, die ganze Lore kippte leicht zur Seite.

Er fluchte. Das Gestänge musste sich verklemmt haben, das Rad lief nicht rund. Er musste unter die Lore, um zu sehen, was los war.

Das verfluchte Gelenk knirschte bei jeder Bewegung wie Sand zwischen Metallplatten, aber er ignorierte es. Er hatte schon Schlimmeres ausgehalten.

Er kroch unter die Lore, die Taschenlampe zwischen den Zähnen, und inspizierte die Achse. Er suchte nach dem Problem – irgendetwas musste das Rad blockieren, das Gestänge verklemmen. Er zerrte an der Radaufhängung, versuchte sie mit Gewalt gerade zu rücken.

Dann sah er es. Der Achsbolzen. Der saß locker. Völlig locker. Das Rad war aus der Spur, weil der verdammte Bolzen sich gelöst hatte. Fünf Minuten mit dem Schraubenschlüssel, und die Lore würde wieder gerade stehen.

Er griff nach dem Schraubenschlüssel, der neben ihm im Sand lag.

Das Knie schrie.

Nein, das war nicht richtig. Das Knie schrie nicht. Es gab nach.

Ein scharfer, reißender Schmerz, wie wenn etwas nachgibt, das nicht nachgeben sollte. Er spürte, wie sein Bein unter ihm wegknickte, wie sein ganzes Gewicht sich verschob, wie er versuchte, sich abzustützen, aber es war zu spät.

Sein Kopf schlug gegen die Achse der Lore. Nicht hart genug, um ihn bewusstlos zu machen, aber hart genug, dass sein Sichtfeld für einen Moment zusammenklappte.

Als die Welt zurückkam, lag er unter der Lore, das Bein in einem Winkel, der falsch aussah, und der Schmerz – der Schmerz war nicht mehr singend, nicht mehr rhythmisch. Er war ein einziger, weißglühender Schrei.

„Scheiße", flüsterte er. „Scheiße, scheiße, scheiße."

Er versuchte, sich zu bewegen. Das Bein gehorchte nicht. Er versuchte, sich mit den Armen unter der Lore hervorzuziehen. Jede Bewegung war Feuer.

Nach zehn Minuten hatte er es geschafft. Er lag im Sand neben der Lore, keuchend, das Gesicht nass von Schweiß und vielleicht auch Tränen, und starrte in den grauen Himmel.

Das Knie war dick. Geschwollen. Als er versuchte, es zu bewegen, ging ein Schmerz durch ihn, der ihm die Luft nahm.

Er musste nach Hause. Er musste –

Er musste Hilfe holen.

Es dauerte eine Stunde, bis er sich nach Hause geschleppt hatte. Er zog sich am Geländer der Lore hoch, hüpfte auf einem Bein, stützte sich auf alles, was er finden konnte. Der Weg zur Küchentür war vielleicht dreihundert Meter. Es fühlte sich an wie Kilometer.

Als er endlich in der Küche war, ließ er sich auf den Stuhl fallen und saß da, zitternd, das Knie mittlerweile so dick, dass die Hose spannte.

Das Telefon stand auf dem Tisch. Mommes Nummer – er hatte sie irgendwo aufgeschrieben, auf einem Zettel, den Momme ihm bei einem der ersten Besuche dagelassen hatte. Der Zettel klebte noch am Kühlschrank, vergilbt.

„Momme, ich brauch Hilfe. Das Knie. Kannst du mich zum Arzt bringen?"

Neun Worte. Mehr nicht. Fünf Meter zum Kühlschrank. Die Nummer lesen. Zurück zum Telefon. Wählen. Er starrte auf das beige Gehäuse. Seine Hand zitterte. Er könnte aufstehen. Den Zettel holen. Wählen.

Neun Worte.

„Ich schaffe das allein", flüsterte er. Er blieb sitzen.

Drei Tage später war das Knie noch schlimmer. Die Schwellung blieb, die Schmerzen auch. Er konnte kaum noch stehen.

Er saß in der Küche, den Laptop vor sich, Marens Mail geöffnet.

Ich weiß nicht, ob du antworten wirst. Aber ich wollte dir sagen: Wenn du reden willst – über damals, über jetzt, über irgendetwas – ich bin hier.

Er öffnete eine neue Mail. „Maren, “ tippte er. Dann: „Ich” Das Display flackerte kurz – das Scharnier war locker, bei jeder Bewegung wackelte der Bildschirm. Seine Finger erstarrten über der Tastatur.

Auf dem Tisch stand das Telefon. Mommes Nummer.

Er hatte zwei Dinge zu tun. Zwei einfache Dinge:

Momme anrufen: „Ich brauche Hilfe.”

Maren schreiben: „Ja. Ich will weiter reden.”

Beides bedeutete dasselbe: Ich brauche dich. Ich kann nicht allein.

Aber das konnte er nicht schreiben. Nicht Maren. Nicht Momme.

Er wollte nicht zugeben, dass er einsam war. Dass die Hallig ein Gefängnis war, keine Zuflucht. Dass er sie gebraucht hatte – nicht, um ihr seine Überlegenheit zu beweisen, sondern einfach als Mensch. Als etwas, das größer war als seine verdammte Statik.

Das Knie pochte wie ein Motor im Leerlauf, der zu heiß lief.

Wenn er Momme anrief, musste er zugeben, dass er gescheitert war. Dass seine ganze Philosophie vom Allein-Klarkommen eine Lüge war.

Und wenn er das zugab, dann musste er auch Maren gegenüber zugeben, dass er falsch gelegen hatte.

Es war dasselbe. Es war alles dasselbe.

Seine Hand zitterte. Er stand auf, humpelte zum Kühlschrank, riss den Zettel ab. Stand am Telefon. Seine Hand über den Tasten.

Dann legte er den Zettel hin und setzte sich wieder.

Er starrte auf „Maren,” und „Ich” auf dem Bildschirm.

Dann klappte er den Laptop zu.

„Morgen”, flüsterte er. „Morgen.”

Aber morgen war nicht besser. Und der Tag danach auch nicht.

Das Knie schwoll weiter an. Die Schmerzen wurden unerträglich – nicht mehr punktuell, sondern ein diffuser, allumfassender Druck, der das ganze Bein zu verschlingen drohte. Er schleppte sich zur Toilette, zum Kühlschrank, zurück zum Stuhl. Mehr nicht. Die Küche stank jetzt. Geschirr stapelte sich im Spülbecken, Essensreste trockneten auf den Tellern. Leere Flaschen säumten die Wand. Bier war keines mehr da.

Manchmal öffnete er den Laptop und starrte auf Marens Mail.

Manchmal nahm er den Zettel mit Mommes Nummer und legte ihn neben das Telefon.

Aber er drückte nie auf „Senden". Er tippte die Nummer nie ein.

„Ich schaffe das allein", sagte er zu sich selbst. Aber seine Stimme klang hohl.

Nach einer Woche klopfte es früh morgens an der Tür.

Kurt lag in der Dämmerung auf seinem schmalen Bett, halb im Schlaf, halb im Delirium des Schmerzes. Das Knie, auf einem Kissen hochgelagert, pochte im Rhythmus seines Herzschlags. Draußen war es noch dunkel, aber eine fahle, diffuse Helligkeit begann sich über die Hallig zu legen – ein Licht, das weder Tag noch Nacht war, das die Welt in Graustufen tauchte und die Ränder der Dinge verwischte.

Dann das laute Klopfen an der Tür. „Kurt? Bist du da?", rief es von draußen.

Momme.

Kurt erstarrte. Er hielt den Atem an, als könnte er sich unsichtbar machen.

„Kurt, ich hab die Lore gesehen. Die steht seit Dagen schief im Gleis. Is wat passiert?"

Kurt antwortete nicht. Er starrte auf die Schatten an der Decke und hoffte, Momme würde die Stille als Abwesenheit deuten. Vielleicht würde Momme einfach wieder gehen. Aber auf der Hallig bedeutete Stille keine Abwesenheit; sie bedeutete Not.

Momme ging nicht. Er drückte die Klinke nieder – die Hallig-Leute schlossen ihre Türen nicht ab – und trat ein.

Die Küche lag im Halbdunkel. Er sah Kurt auf dem zerwühlten Bett im Nebenraum. Er sah das Bein, das unter der Decke wie ein fremder, unförmiger Ast hervorlugte.

„Jesus, Kurt."

Mommes Stimme war nicht vorwurfsvoll. Sie war ruhig, fast sachlich, getragen von pragmatischer Sorge. Er trat ans Bett und zog die Decke zurück. Dann knipste er die Nachttischlampe an.

Im gelblichen Licht war es deutlich. Das Knie war blauviolett und glänzend gespannt, doppelt so dick wie das andere.

„Wie lange geht das schon?"

„Geht schon", krächzte Kurt. Seine Stimme klang verrostet. „Morgen steh ich wieder."

„Du stehst bestimmt nich. Da mutt'n Dokter ran. Sofort." Momme stand auf, die Hände in die Hüften gestemmt. „Ich bring dich rüber aufs Festland."

„Geht nicht", presste Kurt hervor. Seine Stimme klang schwach, selbst in seinen eigenen Ohren. „Die Lore ist hinüber. Keiner kommt hier weg."

„Die Lore." Momme schnaubte. „Meinst du, ich weet nich, dat du seit Dagen dran rumpfuschst? Ich hab mein Boot."

„Das Wasser—"

„Is Niedrigwater, ja. Denkst du, ich weet dat nich?" Momme zog sein Smartphone aus der Jackentasche und wischte über den Bildschirm. „Ich bring dich mit dem Boot raus ins deep Fahrwasser. Da holt dich der Kreuzer ab."

„Momme, ich—"

„Still." Momme hielt eine Hand hoch, das Smartphone schon am Ohr. „Moin, hier is Momme. Hallig Langeneß. Ich hab hier'n Notfall... Ja, Knie. Sieht schlimm aus... Niedrigwater, ja, ich bring ihn raus ins Fahrwasser mit mein Boot... Verstahn." Er nickte ein paarmal, brummte bestätigend. „Ja. Twintig Minuten." Dann legte er auf.

Er sah Kurt an. „Der Kreuzer kommt nich bis an die Lorenbahn ran. Aber die übernehmen dich draußen. Nu kumm."

„Ich schaffe es zum Steg", behauptete Kurt und versuchte, sich aufzurichten.

Doch als er den Fuß nur leicht auf den Boden setzte, explodierte die Welt in Weiß. Er sackte zurück, der Schweiß schoss ihm augenblicklich aus den Poren.

Momme zögerte keine Sekunde. „Lass das. Wir maken das anders."

„Ich brauch keine—"

„Doch, du bruukst."

Momme streifte seine gelbe PVC-Jacke ab und legte sie wortlos über einen Stuhl. Dann half er Kurt hoch, drehte ihm den Rücken zu und ging in die Hocke. Die massive Breite seiner Schultern füllte Kurts Sichtfeld aus.

„Hände um meinen Hals, Kurt. Fastmaken."

Kurt zögerte. Die Demütigung war physisch spürbar, ein Brennen in der Brust. Man trug Kinder so. Nicht Männer. Nicht den Älteren. Aber sein Bein ließ ihm keine Wahl.

Mit einem tiefen Ausatmen wuchtete Momme ihn hoch. Er war groß und kräftig, stark genug, um Kurts Gewicht zu tragen. Kurt – ein erwachsener Mann mit der Restmuskulatur eines Mechanikers – war kein leichtes Gewicht. Momme spürte es. Er suchte nach dem Schwerpunkt, griff mit seinen großen, rissigen Hände unter Kurts Kniekehlen und justierte, bis Kurt stabil auf seinen Hüften saß.

Kurt schlang die Arme um Mommes Schultern und Oberkörper, mied den Hals, und grub seine Hände in das dicke Gestrick des Troyers. Sein Gesicht fiel unwillkürlich nach vorn, bis seine Stirn und seine Nase den Pullover nicht nur berührten, sondern ganz darin versanken. Der Troyer roch nach Schafswolle, nach kaltem Salz, nach dem billigen Tabak, der in den Fasern hing.

Der Marsch durch das unebene Halliggras war eine Qual aus Nähe und Bewegung. Der Stoff von Kurts Arbeitsjacke – steif und rau durch die Jahre – verhakte sich mit Mommes Wollpullover wie Klettverschluss. Sie waren für diesen einen Kilometer zusammengekoppelt.

Bei jedem Schritt spürte Kurt die Wärme in Mommes Nacken. Mommes Atem ging stoßweise, schwer von der Anstrengung. Durch die Last und die Arbeit begann er unter dem Pullover zu schwitzen. Der Geruch veränderte sich – nicht mehr nur Wolle und Salz, sondern Hitze, Schweiß, Arbeit. In der kalten Novemberluft stieg Dampf von Mommes Schultern auf, direkt in Kurts Gesicht. Kurt atmete es ein. Eine demütigende, befreiende Intimität – er hatte keine Wahl, keine Kontrolle, nur das Getragensein.

Die Marsch war jetzt im November weich. Bei jedem Schritt saugte der Schlamm an Mommes Gummistiefeln. Schlubp. Schlubp. Schlubp. Der einzige Rhythmus in der Stille des dämmrigen Morgens.

Kurt, der sich nicht bewegte, spürte, wie die Kälte durch seine Hose in das verletzte Knie kroch. Der Schmerz wurde taub, was fast noch beängstigender war als das Stechen. Das Gelenk fühlte sich an, als würde es wegschmelzen.

Die Wärme von Mommes Händen drang durch seine Hose. Nicht viel, aber spürbar – Körperwärme, Arbeitswärme. Der Griff war fest, die Kraft darin konstant. Bei jedem Schritt spürte Kurt: Diese Hände würden ihn nicht fallen lassen.

Gehalten werden. So fühlte sich das also an. Er hasste die Hilflosigkeit. Er schämte sich. Aber unter dem Hass und der Scham lag eine tiefe, fast schmerzhafte Erleichterung. Er musste nicht mehr halten. Er wurde gehalten. Die Beständigkeit von Mommes Schritten war das Einzige, was zwischen ihm und dem Abgrund aus Schmerz stand.

Er drehte den Kopf über Mommes Schulter. In der diffusen Morgendämmerung, die die Hallig in ein unheimliches, milchiges Licht tauchte, erkannte er die Lore. Sie stand schief im Gleis, das vordere Rad aus der Spur.

Von hier aus konnte er es sehen. So offensichtlich. Der Achsbolzen. Er hatte sich über Wochen gelockert, das Rad war langsam aus der Ausrichtung gekommen. Kurt hatte es nicht bemerkt. Er hatte die Achsen geschmiert, die Räder geputzt, aber die Bolzen nie kontrolliert. Ein Fehler, den ein Mechaniker mit vierzig Jahren Erfahrung niemals machen sollte. Den Kurt niemals gemacht hätte – früher.

Aber er war abgelenkt gewesen. Durch sein Nachdenken über Maren. Durch das Warten auf ihr Lebenszeichen. Durch das Schweigen.

Seine Schuld. Sein Fehler.

Sie erreichten den Rand des Koogs. Das Watt lag weit und silbrig-grau im Dämmerlicht, die Ebbe hatte das Wasser fast ganz zurückgezogen. Mommes Motorboot lag schwer im Schlick, einige Meter vom rettenden Priel entfernt.

Vorsichtig ließ Momme ihn am Heck in das Boot gleiten. Kurt sank auf die Duchten, das Bein starr und zitternd vor sich gestreckt. Das Boot lag noch schwer im Schlick, ein kurzes Stück vom rettenden Priel entfernt.

Momme sicherte ihn mit ein paar Fender-Kissen – provisorisch, aber stabil genug. Ihm lief der Schweiß am Rücken herunter, durchnässte den Pullover. Wortlos sprang er wieder aus dem Boot und ging ruhig und kontrolliert, als hätte er alle Zeit der Welt, die 150 Meter zu seinem Haus. Sein gleichmäßiger Gang irritierte Kurt noch mehr, als Eile es getan hätte.

Kurt sah ihm nach und verstand nicht, was geschah.

Die Körperwärme von Momme war plötzlich weg. An ihrer Stelle drückte die Novemberkälte in seine Glieder – seine Arme, seine Brust, das verletzte Knie. Kurt lag allein im Boot. Er verstand nicht. Warum hatte Momme ihn hier gelassen? Wohin war er gegangen?

Die Sehnsucht kam ohne Vorwarnung. Nach Mommes Schultern unter seinem Gesicht. Nach den warmen Händen unter seinen Oberschenkeln. Nach dem Getragensein.

Er wartete.

Langsam, fast unmerklich, spürte er, wie das Boot begann, sich zu bewegen. Die Flut lief auf. Das Heck hob sich aus dem Schlick, dann der Bug. Das Boot schaukelte jetzt, sanft erst, dann deutlicher. Kurt war gesichert, aber er konnte sich nicht rühren, konnte nicht eingreifen. Er war der Bewegung ausgeliefert, dem Rhythmus des Wassers, den Elementen. Bei jeder Welle rollte das Knie zur Seite, zerrte an den Bändern, mit den Stößen des Wassers erreichte ihn auch der Schmerz erneut.

Sein ganzes Leben hatte er nach Statik gesucht. Nach Dingen, die hielten. Die passten. Die einrasteten mit einem satten, endgültigen Ton. Hier hielt nichts. Hier passte nichts. Hier gab es nur Bewegung.

Er wartete. Wie lange war Momme schon weg? Eine Minute? Fünf?

Schließlich sah er Momme zurückkommen. Über den feuchten Wollpullover hatte er eine alte Wachstuchjacke gezogen, um die Wärme einzuschließen. Durch die zusätzliche Schicht Kleidung sah er noch massiver aus als zuvor. In der Hand trug er eine kratzige Pferdedecke.

Kurt war erleichtert. Er verstand jetzt, warum Momme ins Haus gelaufen war.

Momme watete durch das flache Wasser zum Boot und kletterte hinein. Er begann wortlos, Kurt in die Decke zu wickeln. Er legte sie erst über Kurts Brust, dann um die Schultern, stopfte die Ränder unter seine Seiten, als würde er ein Paket verschnüren. Seine großen Hände waren dabei überraschend behutsam. Er zog die Decke straff, prüfte mit einem kurzen Griff, ob Kurt warm genug lag, nickte dann, zufrieden mit seiner Arbeit.

Kurt konnte sich nicht bewegen. Seine Arme waren eingeklemmt, sein Körper eingewickelt wie ein Neugeborenes. Es war demütigend – er war der Ältere, der mit mehr Lebensjahren, und wurde versorgt wie jemand, der sich nicht selbst helfen konnte. Aber gleichzeitig war da etwas anderes. Eine Wärme, die nicht nur von der Decke kam. Das Gefühl, dass jemand für ihn sorgte, ohne Fragen, ohne Vorwurf.

Momme richtete sich auf. Er griff in die Tasche seiner Wachstuchjacke und zog ein zerknittertes Päckchen Tabak heraus. Seine Finger drehten routiniert eine Zigarette. Er steckte sie an, nahm einen tiefen Zug.

Kurt starrte ihn an. Die Zigarette. Momme war ins Haus gegangen – für Zigaretten?

Der Rauch wehte zu ihm herüber. Billig, scharf. Kurt wandte den Kopf ab.

Ein kurzer Griff zur Startleine, ein wütendes Reißen. Der Motor hustete, spie eine Wolke aus blauem Dunst und verfiel in ein stetiges, beruhigendes Donnern. Momme griff das Steuer. Er wendete das Boot in die dunkle Fahrrinne, dorthin, wo in der Ferne bereits das bläuliche Funkeln des Seenotkreuzers die Kimm durchschnitt.

Kurt starrte zurück auf die schwindende Silhouette der Hallig, die im Grau des Meeres versank. Er fühlte die Vibration des Decks unter sich. Die Nachwirkung von Mommes Körperwärme an seinem Gesicht war schon am Verblassen.

Er war getragen worden. Huckepack. Wie ein Kind. Er war eingewickelt worden in eine Pferdedecke. Er hatte auf Momme gewartet wie auf seine Mutter.

Die Scham brannte heißer als das Knie.

Ob er Maren jemals anrufen würde, wusste er nicht. Wahrscheinlich nicht. Was sollte er ihr auch sagen? Dass er im Dreck gelegen hatte? Dass er allein nicht klargekommen war? Dass er sich hatte retten lassen müssen?

Er blickte zu Momme hinüber, der unerschütterlich in den Wind starrte, die Zigarette zwischen den Lippen. In der Ferne kam der Kreuzer näher.

„Momme."

Momme drehte den Kopf.

„Dank di."

Momme nickte. Langsam. Einmal. Dann wandte er sich wieder dem Steuer zu.

Kurt ließ die Anspannung aus seinen Schultern weichen. Nicht, weil er etwas verstanden hatte. Sondern weil er zu erschöpft war, um sie noch zu halten.

Von welchem er sie hatte aufstehen heißen

1

Frühherbst 2061, ein Dienstag oder Mittwoch

Ich saß an dem Küchentisch, an dem ich immer sitze, und las. Das Buch war eines der letzten seiner Art, zwar wie die neueren auf Folie gedruckt, aber die Sprache darin noch die alte — nicht die kühnste, die ich kannte, die, die überhaupt keine Angst gehabt hatte, aber die alte. Es lag schon seit Wochen dort, aufgeschlagen, weil ich abends einschlief, bevor ich fertig war, und morgens dort weiterlas, wo ich aufgehört hatte. Ich lese langsamer als früher. Das ist keine Klage.

Der Vormittag war still. Nicht die Stille, die ich als Kind kannte, wenn alle schliefen und die Stadt sich kurz besann — eine andere. Die Vögel. Der Wind, manchmal. Sonst nichts.

Zefir klopfte nicht. Er oder sie kam durch die Tür, die ich offen ließ, wenn ich nicht erwartete, dass jemand kam — ich hörte ihn oder sie zuerst, ein leises, gleichmäßiges Summen, das mit den Schritten aufhörte. Zefir trug immer etwas, wenn er oder sie kam, und fragte nie, ob man es haben wollte. Ich schob mein Buch zur Seite. Zefir legte etwas auf den Tisch und trat zurück — nicht wartend, sondern fertig, als ob der Gegenstand jetzt mir gehörte und die eigene Rolle damit beendet war.

Ich roch es, bevor ich hinsah.

Papier aus einer bestimmten Zeit — nicht die glatten, kalten Seiten, die nach nichts riechen, sondern das andere, das eine Substanz hat. Es hatte eine Art des Druckens gegeben, eine Verbindung von Farbe und gealtertem Papier, die ich nicht beschreiben kann. Etwas, das an den Sommer erinnerte, an Harz und trockenes Gras — und darunter etwas Bitteres, Strenges, das den Sommer wieder auf Abstand hielt. Ich kannte diesen Geruch von einigen der Bücher, die meine Mutter hinterlassen hatte.

Zefir sagte: Hab ich gekriegt. Weiß nicht, was es ist.

Ich nahm das Buch in die Hand.

Es war schwer. Nicht ungewöhnlich schwer, aber schwer für die Welt, in der wir leben, in der Bücher selten geworden sind, nicht weil sie verboten wurden, sondern weil niemand mehr weiß, wozu man sie braucht. Der Einband war dunkel, leicht abgegriffen an den Kanten, mit dem Eindruck von vielen Händen, die es gehalten hatten. Ich schlug es auf.

Die Schrift war klein und dicht, das Papier leicht vergilbt, die Seiten noch fest. Ich las einen Satz. Dann noch einen. Die Sprache war die Sprache, die ich als Kind gelernt, als Deutschlehrerin unterrichtet und in den Jahrzehnten nach der Pensionierung still weitergelesen hatte — die Sprache der Bücher, die ich noch besitze, die ich kenne und die mich deshalb nicht mehr überraschen. Komplex, mehrschichtig, ein Satz, der einen anderen enthielt, der einen dritten. Ein Nebensatz, der einen weiteren trug, ohne dass das Gewicht zu viel wurde. Ich sah auf das Titelblatt.

Heinrich von Kleist. Michael Kohlhaas.

Ich kannte den Namen. Nicht gut — ich besaß noch ein Buch von ihm, irgendwo in den Regalen, eine Ausgabe der Hermannsschlacht, die meiner Mutter gehört hatte und die ich nie gelesen hatte, weil mir Historiendrama immer fern gewesen war. Erhalten geblieben war es nur, weil es auf gutem Papier gedruckt war, mit guter Farbe — während das meiste aus dem Nachlass meiner Mutter im Laufe der Jahrzehnte unleserlich geworden oder zerbrochen war — die Folienseiten versprödet, die Tinte abgeblättert, Buch für Buch, bis ich aufgehört hatte zu prüfen und einfach weggeworfen hatte, was sich nicht mehr halten ließ.

Zefir stand noch da.

Ich sagte, was das Buch war. Nicht, wer Heinrich von Kleist war. Das Buch selbst, was es war, aus welcher Zeit es stammte, wessen Sprache darin stand, dass es noch lesbar sei. Ich sagte, was es wert sein könnte, in dem Sinne, in dem Zefir Wert verstand.

Zefir hörte zu. Dann: Gut.

Ich blätterte noch einmal durch das Buch. Dabei fiel etwas heraus — ein gefaltetes Stück Papier, das zwischen zwei Seiten gelegen hatte, als Lesezeichen vielleicht, oder vergessen, oder absichtlich dort gelassen. Ich hob es auf und entfaltete es.

Ein Ausdruck im Format eines Plattform-Eintrags, mit einer Kopfzeile, die ich zuerst für einen Briefkopf hielt, aber Briefe werden nicht in weißer Schrift auf schwarzem Grund gedruckt. Ich las die Kopfzeile: Lektüre-Plattform Nordbund | Kurztexte | Klassik-Archiv. Darunter ein Datum: 14. März 2052. Darunter eine Kategorie, eine Sprache, eine Bewertung. Darunter ein Titel.

Das Bettelweib von Locarno. Von Heinrich von Kleist.

Ich hielt an.

Kleists Namen hatte ich gerade auf dem Titelblatt des Buches gelesen. Aber der Titel — Das Bettelweib von Locarno — den kannte ich von woanders. Nicht aus einem Buch, das ich gelesen hatte. Aus einem Inhaltsverzeichnis. Ich war jung gewesen, vielleicht zwölf oder dreizehn, und hatte in den Büchern meiner Mutter geblättert, in einem Sammelband mit Novellen, und hatte den Titel in einer Liste gesehen, zwischen anderen Titeln, ohne mehr als die Zeile zu lesen. Das Bettelweib von Locarno. Der Titel hatte sich eingeprägt, ohne dass ich hätte sagen können, warum. Vielleicht war es das Wort Bettelweib, das fremdartigste dieser vier Wörter. Das Buch selbst war später nicht mehr da, oder ich hatte es nicht wiedergefunden, oder ich hatte nicht weitergesucht.

Ich las den Plattform-Eintrag.

Die Beschreibung begann mit einer Zahl: *zwanzig Minuten Lesezeit, viele ältere Satzkonstruktionen. Status: archiviert. Nicht zur aktiven Nutzung empfohlen. Grund: sprachliche Zugänglichkeit nicht gewährleistet*.

Diese Sprache kannte ich. Ich hatte sie in anderen Zusammenhängen gelesen, in anderen Jahren, und wusste, was sie bedeutete und was sie nicht sagte. Ich las weiter.

Dann kam die Inhaltsangabe.

Ein großes Gebäude. Weitläufig. Viele Räume.

Jeder Satz stand allein. Subjekt, Prädikat, manchmal nicht einmal das. *Eine Frau betritt das Gebäude. Sie ist arm. Sie ist krank. Sie hat eine Krücke. Der Besitzer lässt sie in einem Zimmer ruhen. Sie liegt auf dem Boden. Dann kommt der Besitzer zurück. Er ist unzufrieden. Er befiehlt ihr aufzustehen.*

Ich hörte auf zu lesen.

Ich saß still. Irgendwo, in einem Raum, den ich nicht benennen konnte, hatte etwas nachgegeben — es war nicht gebrochen, hatte nur nachgegeben, so wie ein Boden nachgibt, wenn man an einer Stelle steht, an der er schon lange nicht mehr betreten worden ist. Ich wusste nicht, wo diese Stelle war. Ich wusste nur, dass der Satz sie gefunden hatte.

Dann kam der Verstand zurück, und mit ihm das andere: das Kleist-Buch, das vor mir lag. Die Sprache, die ich eben noch gelesen hatte — die Sätze, die andere trugen, das Gewicht, das kein Gewicht war, weil die Konstruktion es hielt — und jetzt das hier. *Dann kommt der Besitzer zurück. Er ist unzufrieden. Er befiehlt ihr aufzustehen.*

Am Ende der Inhaltsangabe stand: *Was passiert dann? Das steht im Text.*

Ich legte das Papier auf den Tisch.

Zefir war gegangen. Draußen, irgendwo, hörte ich noch ein Summen, das sich entfernte.

Der Strom kam um diese Stunde noch nicht. Durch das Fenster fiel Licht, das Frühherbstlicht, das schräg durch die Scheiben kam und einen langen Streifen auf den Boden legte. Das Buch lag neben dem Papier. Ich ließ beides liegen.

Draußen war es wieder still.

2

Drei Wochen später

Es klingelte.

Ich war nicht gewohnt, dass jemand klingelte. Die meisten, die kamen, kamen wie Zefir — durch die offene Tür, mit einem kurzen Ruf oder ohne. Das Klingeln klang ungeübt, als ob jemand nicht sicher war, ob die Klingel noch funktionierte, und deshalb zweimal drückte, zu kurz, mit einer Pause dazwischen.

Ich öffnete.

Ein Mann, vielleicht dreißig, vielleicht etwas älter. Schmal, mit der Art von Aufmerksamkeit im Gesicht, die man bei Menschen sieht, die mehr lesen als sprechen. Er hielt ein paar Blätter in der Hand — Papier, das nicht für diesen Zweck gedacht war, die Rückseiten von etwas anderem, eng beschrieben in einer Handschrift, die ich sofort als mühsam erkannte. Nicht die Mühsamkeit eines schlechten Schreibers, sondern so, als ob jemand etwas kopiert hatte, das er nicht vollständig verstand.

Er fragte, ob ich Mentorin Lirika sei. Ich sagte ja.

Dann sagte er, er habe gehört, dass ich solche Texte lesen könne. Er sagte es ohne Umschweife, ohne die Entschuldigung, die die meisten vorschicken, wenn sie etwas wollen, das sie für ungewöhnlich halten. Nicht: ob ich vielleicht die Zeit hätte, ob es zu viel verlangt sei — sondern: er habe gehört, dass ich es könne, und deshalb sei er da.

Ich mochte das.

Er sagte seinen Namen. Fen.

Ich ließ ihn herein.

Er setzte sich an den Küchentisch, dort wo Zefir immer steht und nie sitzt, und legte die Blätter vor sich hin. Ich setzte mich ihm gegenüber. Er schob mir die Blätter hin, ohne etwas zu sagen.

Ich sah zuerst die Handschrift.

Es war, wie ich gleich erraten hatte, Fens Handschrift. Sie war langsam — man sah es an dem gleichmäßigen Druck, an den Stellen, wo er abgesetzt hatte, um weiterzudenken oder um zu entziffern, was er gerade abschrieb. An einigen Stellen fehlten Wörter, ersetzt durch eine Lücke oder durch ein Fragezeichen in Klammern. An einer Stelle hatte er einen ganzen Satz ausgelassen und am Rand notiert: zu lang, nicht lesbar. Das stand da wie eine Diagnose — sachlich, ohne Entschuldigung, ohne den Versuch, die eigene Grenze zu verbergen. Die Lücken waren nicht sein Versagen. Sie hatten eine andere Form — die Form von etwas, das nicht mehr zu halten war, unabhängig davon, wie langsam man schrieb.

Dann las ich.

Es war ein Brief. Nichts, das aus einem Buch stammte, kein Dokument — ein Brief, von einem Menschen an einen anderen, ohne Datum, mit einer Anrede, die einen Vornamen enthielt, den ich nicht kannte, und einer Unterschrift, die ich nicht entziffern konnte, weil Fen sie nicht entziffert hatte. Der Absender war unbekannt. Der Empfänger war unbekannt. Was blieb, war der Text.

Die Sprache war die Sprache eines Menschen, der gewohnt war, Briefe zu schreiben — nicht die Sprache der elektronischen Mitteilungen, die ich noch aus meiner Zeit kannte, kurz und zweckhaft, sondern die ältere, in der ein Brief noch ein Ort war, an dem man dachte, während man schrieb. Die Sätze waren lang. Nicht lang wie manche Sätze, nicht mit der architektonischen Absicht, die ich in dem Buch gespürt hatte, das Zefir gebracht hatte — aber lang auf die Art, wie gebildete Menschen schrieben, wenn sie Zeit hatten und jemandem etwas erklären wollten, das sich nicht in einem kurzen Satz erklären ließ.

Ein Satz begann mit einer Bedingung, führte die Bedingung in einem Relativsatz weiter, öffnete dann einen zweiten Nebensatz, der die Folge beschrieb, und schloss mit einem Hauptsatz, der die Folge einschränkte. Vier Ebenen. Kein Wort zu viel. Ich las ihn zweimal.

An der Stelle, die Fen nicht abgeschrieben hatte — der zu langen, unlesbaren —, hielt ich an.

Ich fragte: Hast du das Original noch?

Er sagte: Nein. Es liegt im Archiv. Ich durfte es nicht mitnehmen.

Ich sagte, was für ein Text das war. Nicht wer ihn geschrieben hatte — das wusste ich nicht. Aber was er war: ein Brief aus den zwanziger oder dreißiger Jahren des Jahrhunderts, von jemandem mit einer bestimmten Ausbildung, an jemanden, dem er vertraute, über etwas, das ich nur teilweise verstand, weil die Lücken zu groß waren. Ich sagte, dass die Sprache gut war. Nicht meisterhaft — gut. Die Sprache eines Menschen, der schreiben konnte, ohne es zu seinem Beruf gemacht zu haben.

Fen hörte zu. Nicht auf die Art, bei der jemand wartet, bis man fertig ist — er hörte so, wie man auf etwas hört, das man nicht selbst hätte sagen können, aber sofort erkennt, wenn man es hört. Ich kannte dieses Zuhören. Es war selten geworden.

Dann fragte ich: Wo hast du das gefunden?

Er beschrieb das Archiv — das kommunale Archiv, die Bestände, die Kisten, die niemand mehr öffnete, weil niemand mehr wusste, was darin war, und weil das, was darin war, niemanden interessierte, der nicht lesen konnte, was darin stand. Er hatte den Brief in einem Konvolut gefunden, zusammen mit anderen Papieren, die er nicht lesen konnte. Er hatte ihn abgeschrieben, weil er wissen wollte, was für ein Text das war. Bei solchen Dokumenten, sagte er, stehe im Archiv standardmäßig: Autor unbekannt. Entstehungsdatum unbekannt. Ob Mensch oder Maschine: unbekannt. Er sagte es so, wie man eine Katalognotiz zitiert, die man hundertmal gelesen hat.

Ich hörte es. Ich sagte nichts.

Ich fragte: Gibt es mehr davon?

Er sagte: Ja. Ich glaube schon.

Ich nahm den Plattform-Eintrag, der noch auf dem Küchentisch lag, und legte ihn neben Fens Abschrift. Die Abschrift: Tinte auf weißem Papier, die Rückseite von etwas, das nicht mehr gebraucht worden war. Der Plattform-Eintrag: weiße Schrift auf schwarzem Grund. Dasselbe Bild, einmal umgekehrt — einen Moment lang, bevor der Verstand einholte, was die Augen sahen, hätte es Positiv und Negativ sein können.

Fen las den Plattform-Eintrag. Langsam, mit den kurzen Pausen, die zeigten, wo er nachdenken musste. Dann las er ihn noch einmal.

Ich wartete.

Er sagte: Das ist eine Inhaltsangabe.

Ich sagte: Ja.

Er sagte: Von einem Text, den es gibt.

Ich sagte: Den es gegeben hat. Vielleicht noch gibt.

Er sah mich an. Dann sah er wieder auf den Plattform-Eintrag. Auf die Inhaltsangabe, die in einzelnen Sätzen stand, jeder für sich, ohne Verbindung, ohne das Gewicht, das der Text, den sie beschrieb, gehabt haben musste, wenn man nach der Sprache des Briefes urteilte, der jetzt daneben lag.

Er sagte nichts. Ich auch nicht. Der Strom war inzwischen da — ich hörte das leise Summen des Kühlschranks, das immer kam, wenn er ansprang. Draußen war es heller geworden.

Nach einer Weile fragte Fen: Was würde man dafür brauchen?

Ich saß noch eine Weile mit der Frage, bevor ich antwortete. In den Jahren, in denen ich unterrichtet hatte, war diese Frage — was würde man dafür brauchen — die Frage gewesen, auf die alles ankam. Nicht: kann man das, darf man das, lohnt sich das. Sondern: was braucht man. Eine Frage, die schon weiß, dass es einen Weg gibt, und die nur wissen will, womit er beginnt.

Dann sagte ich: Ich weiß nicht. Ich weiß noch nicht einmal, wie die Frage lautet.

3

November 2061

Zefir kam an einem Morgen, an dem der Strom früher da war als sonst, und legte etwas auf den Tisch, das ich zuerst für einen Stein hielt.

Es war klein, dunkler als Glas und dennoch Glas, mit einer Tiefe, die das Licht nicht erklärte. Ich nahm es in die Hand. Es wog wenig. Im Licht, das schräg durch das Fenster fiel, schien etwas darin zu stehen — kein Muster, nur die Andeutung einer Struktur, gleichmäßig bis in die Tiefe, wie etwas, das nicht gewachsen, sondern gemacht worden war.

Zefir stand am Tisch und sah auf das Glas in meiner Hand, mit einer Körperhaltung, die ich kannte — die Haltung von jemandem, der etwas loswerden will und gleichzeitig nicht sicher ist, ob es erlaubt ist.

Aber ich fragte nicht, woher es kam. Etwas in Zefirs Haltung gab nach — die Schultern, der Atem, beides zugleich — und dann lag das Glas auf dem Tisch.

Reyansh kam an diesem Morgen zu seiner gewohnten Zeit. Er stellte seine Tasche auf den Stuhl, holte die Medikamente heraus — die kleinen rosa-rötlichen Tabletten zuerst, dann die anderen — und füllte die Wochenbox, Montag bis Sonntag, morgens und abends, ohne Eile und ohne Aufhebens. Er tat es mit derselben Präzision, mit der er, wie ich inzwischen wusste, früher andere Dinge getan hatte — Dinge, die es nicht mehr gab, oder die es noch gab, aber nicht für ihn. Die Box war sein Code. Das war nicht traurig. Es war die Form, in der manche Menschen das, was sie können, in das überführen, was gebraucht wird. Ich sah es, und ich ließ es stehen, weil Worte das einzige gewesen wären, das noch weniger geholfen hätte als Stille.

Dann sah Reyansh das Glas auf dem Tisch.

Er sah zu Zefir. Zefir sah auf den Boden.

Reyansh nahm das Glas, ohne etwas zu sagen, und hielt es gegen das Licht. Er drehte es langsam, betrachtete das Muster im Inneren, das im Licht aufleuchtete — gleichmäßig, ohne Achse, ohne Kern, nicht das Muster eines Kristalls, sondern das eines Verfahrens. Seine Augen veränderten sich, kaum merklich, auf die Art, die ich bei ihm kannte, wenn er etwas erkannte, das er nicht erwartet hatte. Er sagte es nicht. Er fragte nach dem Mikroskop.

Zefir summte etwas, kurz — nicht die übliche Melodie, sondern etwas anderes, flacher, das sofort wieder aufhörte. Ich registrierte es. Ich fragte nicht.

Das Mikroskop stand seit Jahren in dem Regal neben der Tür, zwischen Büchern und Dingen, die mir zugefallen waren oder die ich nicht wegwerfen konnte. Es war von meinem Vater — Biologielehrer, wie ich Deutschlehrerin gewesen war, nur eine Generation früher, in einer Welt, in der man noch wusste, was man zu vererben hatte und an wen und warum. Jetzt gehörte es mir, weil es in der Villa stand und ich in der Villa lebte.

Ich holte es. Reyansh sah es an, drehte es um, sah auf einen Aufsatz, den ich nie benutzt hatte und dessen Funktion ich nicht kannte. Er sagte: Polfilter. Dann stellte er das Mikroskop auf den Tisch. Dann drückte er etwas an der Seite des Mikroskops, ein schwaches Licht erschien. Er legte das Glas darunter, sah durch das Okular. Was er sah, sagte er nicht. Er sah lange durchs Okular.

Am nächsten Morgen kam er mit dem Laptop.

Was er in den folgenden Stunden tat, verstand ich nur als Abfolge von Handgriffen, deren Zusammenhang mir verschlossen blieb. Er richtete das Mikroskop auf das Glas, veränderte etwas an dem Aufsatz — kleine Drehungen, die er maß, nicht schätzte — und tippte Zahlen in den Laptop, Reihen von Zahlen, die ich vom Tisch aus sah, ohne sie zu lesen. Das Muster im Glas, das ich für Zufall gehalten hatte, schien unter dem Mikroskop etwas anderes zu sein — nicht Zufall, sondern Anordnung, Schicht um Schicht, als hätte jemand sehr viel sehr klein geschrieben und dabei gewusst, dass es nur so gelesen werden konnte.

Fen saß dabei und sah zu. Zefir war an diesem Tag nicht gekommen.

Der erste Versuch lieferte nichts. Reyansh stand auf, ging in die Küche, wusch sich die Hände — nicht weil sie schmutzig waren, sondern weil er etwas brauchte, das er ohne Nachdenken tun konnte — und kam zurück. Er änderte etwas an den Einstellungen, tippte neue Zahlen. Fen schrieb mit. Ich saß am Tisch und sah, wie die beiden arbeiteten. Was hier geschah, war Reyanshs Gebiet, nicht meines.

Gegen Abend, als der Strom noch da war, begann der Bildschirm etwas zu zeigen, das Reyansh eine Übertragung nannte. Er sagte es knapp, ohne Erklärung, als spräche er zu sich selbst. Er blieb, solange der Strom da war. Am nächsten Morgen kam er wieder.

Als ich aufwachte, saß er vor dem Laptop. Der Cursor blinkte. Reyansh tippte eine Zeile, wartete. Dann erschien auf dem Bildschirm, bevor eine Antwort kam, eine Kennung — Text, den das Modell von sich aus schrieb, klein und gleichmäßig.

Reyansh lehnte sich zurück. Er sagte, ohne sich umzudrehen: NUCLEUS. Version 2.1. Er schwieg einen Moment. Dann: Das hätte ich nicht erwartet.

Ich wusste nicht, was das bedeutete. Ich schrieb den Namen auf.

Fen stand hinter Reyansh und sah auf den Bildschirm. Der Cursor wartete.

Ich sah zuerst nur, dass er da war.

Der Plattform-Eintrag war das erste, was wir eingaben.

Reyansh tippte ihn ab, den Kopf leicht geneigt. Dann fragte er Fen, was er eingeben solle — nicht den Inhalt, sondern die Anweisung. Fen dachte einen Moment nach. Er sagte: Erzähl die Geschichte. In ganzen Sätzen. Mit Nebensätzen. Er zögerte, dann fügte er hinzu: Nicht erklären. Zeigen. Reyansh tippte es so, wie Fen es gesagt hatte, ohne Kommentar. Der Cursor verschwand. Wir warteten.

Das Werkzeug brauchte länger, als Reyansh erwartet hatte. Er sagte es nicht, aber ich sah es an der Art, wie er auf den Bildschirm sah — nicht ungeduldig, eher abwägend, als ob er etwas berechnete, das er laut nicht aussprach. Fen lehnte sich an die Wand. Draußen war es still. Der Kühlschrank summte.

Dann erschien Text.

Fen beugte sich vor. Reyansh lehnte sich zurück. Ein kurzes Lächeln, das er nicht für jemanden gemacht hatte — es war einfach da, einen Moment, dann wieder weg. Ich blieb sitzen, wo ich saß.

Fen las zuerst. Er las schnell, dann langsamer, dann stand er auf und trat einen Schritt zurück, als ob er Abstand brauchte, um das, was er gelesen hatte, zu sehen.

Reyansh las als nächstes. Er las ohne sichtbare Reaktion, die Augen bewegten sich zeilenweise, gleichmäßig, ohne innezuhalten.

Dann schob Fen mir den Laptop hin.

Ich las.

Ich wusste nach dem ersten Satz, dass etwas nicht stimmte. Nicht was — das wusste ich noch nicht. Nur dass. Ich las weiter, langsam, und versuchte zu hören, wo es lag. *Das Gebäude war*

groß und weitläufig. Die Frau war arm und krank. Der Besitzer war ein Mann von Stand, der Wert auf Ordnung legte. Jeder Satz stand für sich. Dann, an einer Stelle: *Sie gehorchte, obwohl es ihr schwerfiel, denn sie hatte ihr Leben lang gelernt, den Anweisungen derer zu folgen, die über sie bestimmten.* Ich hielt inne. Das war es, oder ein Teil davon. Aber der Rest war es auch, auf eine Art, die ich noch nicht benennen konnte.

Ich wandte den Blick vom Laptop ab.

Fen fragte: Was denkst du?

Ich sagte: Warte.

Ich las noch einmal. Die Sätze reihten sich aneinander wie Gegenstände, die jemand aufgereiht hatte, weil er nicht wusste, wie man sie zusammensetzt. Das Gebäude. Die Frau. Der Besitzer. Die Handlung. Alles war da. Und trotzdem war etwas falsch — nicht in einem Satz, nicht an einer Stelle, sondern überall, gleichmäßig, wie eine Übersetzung, bei der jedes einzelne Wort stimmt und der Satz trotzdem nicht.

Ich sagte: Es fühlt sich falsch an. Ich weiß noch nicht genau, wo.

Fen wartete.

Ich sagte: Es will mir helfen. Zu sehr. Es erklärt etwas, das es hätte zeigen sollen — aber das ist nicht alles. Es ist auch die Sprache selbst. Die Sätze.

Fen sah auf den Bildschirm. Er sagte: Sie sind zu kurz.

Ich sagte: Ja. Aber das ist es nicht allein.

Wir saßen eine Weile, ohne dass jemand sprach.

Reyansh hatte während dieser Zeit nichts gesagt. Jetzt tippte er etwas, sah auf den Bildschirm, tippte noch etwas. Dann sagte er, ohne aufzusehen: Das Modell hat den Eintrag als Vorlage benutzt. Es hat nachgeahmt, was es bekommen hat.

Ich verstand, was er meinte. Wir hatten dem Werkzeug den Plattform-Eintrag gegeben — die Inhaltsangabe, die Sätze, die allein standen — und das Werkzeug hatte in dieser Sprache geantwortet. Es hatte bekommen, was wir ihm gegeben hatten, und daraus gemacht, was es konnte. Das war nicht falsch. Es war nur nicht das, was wir wollten.

Fen sagte: Wir müssen ihm etwas anderes geben.

Ich sagte: Ja.

Heute kam Zefir — ich schreibe das nachträglich, weil es mir erst jetzt einfällt. Sie stand kurz in der Tür, während Fen und Reyansh noch da waren, sah auf den Laptop, sah auf uns. Ich las

gerade etwas vor — einen Satz aus dem Plattform-Eintrag, um zu zeigen, was ich meinte. Zefir hörte zu. Nicht auf die Art, auf die man zuhört, wenn man wartet, bis man selber sprechen kann. Eine andere Haltung, kaum merklich, als hätte jemand an einem Faden gezogen. Dann: kein Summen. Sie ging wieder. Ich weiß nicht, warum ich das aufschreibe. Es schien wichtig, in dem Moment.

Draußen war es inzwischen dunkler geworden. Der Strom würde noch eine Stunde da sein, vielleicht zwei.

4

Frühjahr 2062

Fen kam an einem Dienstag — ich habe aufgehört, die Tage zu zählen, seit ich nicht mehr unterrichte, und fange sie nur wieder an zu zählen, wenn etwas Bestimmtes an einem bestimmten Tag erwartet wird. Er legte das Buch auf den Tisch, neben den Laptop, der seit einigen Wochen dort stand, wo im Herbst der Kohlhaas gelegen hatte.

Es war ein Lexikon. Groß, schwer, das Format eines Buches, das man nicht in die Hand nimmt, sondern aufschlägt, wo es liegt. Kindlers Literaturlexikon, Band 9. Fen hatte es im Archivkeller gefunden, in einem Karton mit anderen Nachschlagewerken, die niemand mehr geöffnet hatte, seit Nachschlagewerke aufgehört hatten, verwendet zu werden.

Er schlug die Seite auf, hatte sie mit einem Zettel markiert. Ich las.

Der Eintrag war kurz — zwei Seiten, ein knappes Dutzend Absätze, verfasst von jemandem namens Ines Gebordini, in der Sprache, in der Lexikonartikel geschrieben werden: präzise, trocken, vollständig ohne den Versuch, zu gefallen. Die Sätze waren lang, aber nicht auf die Art, die mich interessierte — lang auf die Art des Fachdiskurses, der alles sagt und nichts zeigt, der Subordination als Werkzeug der Absicherung benutzt, nicht als Werkzeug der Erzählung. Ich las ihn trotzdem zweimal. Der Inhalt war das, was ich brauchte: die Handlung, vollständig, mit der Hund-Episode, mit dem Brand, mit dem letzten Satz über die Gebeine.

Ich las den letzten Satz noch einmal.

Fen wartete.

Ich sagte: Das ist gut. Gib es ihm.

Reyansh tippte den Eintrag ab, den Kopf leicht geneigt. Dann fragte er Fen, was er eingeben solle — nicht den Inhalt, sondern die Anweisung. Fen dachte einen Moment nach. Er sagte schließlich: Erzähl die Geschichte. In ganzen Sätzen. Mit Nebensätzen. Nicht erklären. Zeigen. Reyansh tippte es, ohne Kommentar. Der Cursor verschwand. Wir warteten.

Der Output war länger als der erste. Das war das erste, was ich bemerkte — nicht die Qualität, sondern das Volumen. Der Kindler-Eintrag war vollständig übernommen: die Bettlerin, der Marchese, der Ritter, der Hund, der Brand, die Gebeine. Was darüber hinaus fehlte oder nicht fehlte, wusste ich nicht. Ich las ihn vor.

Beim zweiten Absatz hörte ich, dass etwas besser war. Die Sätze waren länger — nicht die kurzen, abgehackten Sätze des ersten Outputs, sondern Sätze mit Relativsätzen, mit Kausalgefügen, mit einer Subordination, die das Werkzeug aus dem Kindler-Eintrag gelernt hatte. Es hatte die Syntax des Lexikonartikels übernommen und auf die Erzählung angewendet. Verglichen mit dem ersten Versuch war das beachtlich: Der erste Output hatte die Sprache des Plattform-Eintrags nachgeahmt, parataktisch, jeder Satz allein. Dieser hier hatte verstanden, dass Sätze einander tragen können.

Und trotzdem.

Ich schob den Laptop von mir. Ich wusste, dass etwas falsch war, aber ich wusste nicht sofort, was. Nicht dieselbe Falschheit wie beim ersten Mal — das hier war nicht arm, nicht hilflos. Es war etwas anderes, etwas, das ich eine Weile mit mir tragen musste, bevor ich wusste, was es war.

Fen sah mich an. Reyansh sah auf den Bildschirm. Niemand sagte etwas.

Ich sah wieder auf den Bildschirm und las noch einmal, diesmal langsam, Satz für Satz. *Das Schloss war alt. Die Mauern waren kalt. Das Licht fiel sparsam durch die hohen Fenster.* Ich hielt inne. Das war es, oder ein Teil davon — nicht die Syntax, die stimmte jetzt besser, sondern das, wozu die Syntax benutzt wurde. Die Sätze erklärten, wo man war, bevor sie anfingen zu erzählen. Sie brachten den Leser ins Bild, sorgfältig, Schritt für Schritt, als trauten sie ihm nicht, selbst dort anzukommen. Der Kindler-Eintrag hatte dasselbe getan — das Werkzeug hatte nicht die Erzählung gelernt, sondern die Sprache des Eintrags, der über die Erzählung geschrieben hatte.

Ich sagte: Es ist besser. Aber es hat das Falsche gelernt.

Fen fragte: Was meinst du?

Ich sagte: Die Syntax kommt vom Eintrag, nicht vom Text. Das Werkzeug hat gelernt, wie der Eintrag erzählt — akademisch, absichernd, jeden Schritt erklärend. Das ist nicht Kleists Sprache. Kleist würde nicht erklären, wo man ist. Man ist einfach dort.

Das Werkzeug hatte nicht versagt. Es hatte gelernt, was die Welt ihm gezeigt hatte — und was die Welt ihm gezeigt hatte, war die vereinfachte Sprache einer Inhaltsangabe, die für Menschen geschrieben worden war, die den Text nicht mehr lesen konnten. Das war kein Fehler des Werkzeugs. Es war der Abdruck von etwas, das größer war als wir alle.

Fen hörte zu. Dann sagte er: Der letzte Satz.

Ich sagte: Was ist damit?

Er sagte: Er ist nah. Nicht richtig, aber nah. *Man beerdigte ihn in jenem Winkel des Zimmers, von dem aus er der Frau befohlen hatte aufzustehen.* Das klingt fast wie — er machte eine Pause. Wie das, was es sein soll.

Ich sah auf den letzten Satz des Outputs. Er hatte recht. Der Schlusssatz war der beste Satz des gesamten Textes — nicht weil das Werkzeug ihn erfunden hatte, sondern weil der Kindler-Eintrag ihm den Inhalt des Schlusssatzes gegeben hatte, und das Werkzeug daraus etwas gemacht hatte, das nah daran war. Nicht die Leistung des Werkzeugs. Die Leistung des Dokuments.

Ich ließ dies eine Weile stehen. Dann sagte ich: Dann brauchen wir bessere Dokumente.

Das war der erste Satz, der sich wie etwas anfühlte, das eine Richtung hat. Kein Urteil, kein Ergebnis — eine Richtung. Fen notierte etwas. Reyansh schloss eine Datei und öffnete eine andere. Ich stand auf und stellte Wasser auf, wie ich es immer tue, wenn etwas entschieden worden ist, das ich noch nicht vollständig verstehe.

Zefir kam heute nicht. Das fiel mir erst auf, als ich anfing, das hier zu schreiben.

Was mich nicht loslässt, während ich das aufschreibe, ist ein Bild, das nichts mit dem Werkzeug zu tun hat. Ein Schüler, der einen Satz vorliest und innehält — nicht weil er nicht weiterlesen kann, sondern weil er etwas gehört hat, das er noch nicht einordnen kann. Ich hatte in solchen Momenten immer gewartet. Nicht erklärt, nicht weitergeholfen — gewartet, weil ich wusste, dass das Einordnen ihm gehörte, nicht mir. Das Gewicht beim Schüler lassen, nicht beim Lehrer. Das war das Wichtigste, das ich in all den Jahren gelernt hatte.

Das Werkzeug wartet nicht. Es kommt entgegen. Es vertraut dem Leser nicht, und deshalb erklärt es, was es zeigen sollte. Das ist nicht seine Schuld. Es hat gelernt, was man ihm gegeben hat.

5

Sommer 2062

Zefir brachte die Bücher in einer Kiste, die er auf dem Fahrrad transportiert hatte, quer über die Lenkstange gebunden mit einem Strick, der nicht für diesen Zweck gedacht war. Ich hörte ihn schon von der Straße — ein leises, gleichmäßiges Summen, das mit dem Knarren des Tors

aufhörte und wieder einsetzte, als er durch die Tür kam. Er stellte die Kiste auf den Boden neben dem Küchentisch, sah kurz auf, summte weiter, und stand dann da, wie er immer stand, wenn er etwas gebracht hatte, das er nicht einordnen konnte.

Fen kniete sich hin und sah nach.

Die meisten Bücher in der Kiste waren Dinge, die liegengeblieben waren, nicht weil sie wertvoll gewesen wären, sondern weil sie einfach nicht weggeworfen worden waren, was nicht dasselbe ist. Ein Wörterbuch. Eine Ausgabe des Bürgerlichen Gesetzbuchs, Jahrgang 1987. Zwei Bände einer Enzyklopädie, der dritte fehlte. Dann, unter den anderen, ein schmalerer Band, in hellem Leinen gebunden, mit dem Rücken nach oben: Kleist-Archiv Sembdner, Heilbronner Kleist-Studien, Band 14.

Fen hielt es in der Hand und sah es an, ohne es aufzuschlagen.

Er sagte: Das ist ein Sammelband. Wissenschaftlich. Er zögerte. Literaturwissenschaftlich.`

Ich fragte: Was ist drin?

Er schlug das Inhaltsverzeichnis auf, las leise, dann lauter: Syntaktische Architektur und protokollarischer Ton. Kleists Prosasprache am Beispiel des Bettelweibs von Locarno.

Der Raum war einen Moment lang still.

Reyansh, der am Laptop saß und etwas notiert hatte, legte den Stift hin. Zefir sah von Fen zu mir — das Summen war verstummt.

Fen gab mir das Buch.

Ich schlug das Kapitel auf. Die Sprache war nicht Kleists Sprache — das war zu erwarten, und es störte mich weniger als beim Kindler-Eintrag, weil ich inzwischen wusste, was ich suchte. Was mich einen Moment aufhielt, war die Ironie: Ein Text über Lapidarität, geschrieben in der Sprache, die alles absichert, alles erklärt, nichts dem Leser überlässt. Kleist hätte denselben Gedanken in einem Satz gesagt und wäre weitergegangen. Aber der Gegenstand war der richtige, und das war genug.

Ich las die erste Passage vor, langsam, so wie ich immer vorlas — mit dem Atem, den vierzig Jahre Unterricht hinterlassen hatten:

Wer Kleists Prosasprache beschreiben will, sieht sich vor ein Paradox gestellt, das sich bei keinem anderen Autor der deutschen Literatur in vergleichbarer Schärfe zeigt: Der Satz ist komplex, aber der Ton ist karg.

Ich hielt inne. Dann las ich weiter:

Kleist entfaltet die volle Energie des deutschen Periodensatzes, um Dinge zu sagen, die ihrer syntaktischen Rahmung nicht zu entsprechen scheinen — und gerade aus dieser Diskrepanz zwischen dem Aufwand der Form und der Lapidarität des Inhalts entsteht die spezifische Spannung seiner Prosa.

Ich legte das Buch auf den Tisch. Meine rechte Hand lag daneben, und ich bemerkte, wie die Finger sich leicht bewegten, ohne dass ich es wollte — ein Zittern, das kam und ging und das ich inzwischen kannte. Ich legte die Hand in den Schoß.

Reyansh hatte zugehört, ohne aufzusehen – und jetzt, da ich aufgehört hatte zu lesen, sah er auf. Er sagte: Was bedeutet das — Lapidarität?

Ich sagte: Dass wenig gesagt wird. Dass das, was gesagt wird, nicht mehr ist, als gesagt werden muss.

Er nickte, langsam, auf eine Weise, die zeigte, dass er das wiedererkannte — nicht das Wort, sondern die Sache.

Zefir stand noch am Tisch. Das Summen hatte wieder eingesetzt, leiser als vorher, fast unhörbar. Ich sah, wie sich seine Körperhaltung während des Vorlesens verändert hatte — nicht kaum merklich, sondern wirklich verändert, die Schultern anders, der Kopf leicht geneigt, als wäre etwas in ihm zur Ruhe gekommen, das sonst in Bewegung war. Der Faden, an dem jemand gezogen hatte, war real. Ich sah ihn, und ich sagte nichts.

Fen hatte während des Vorlesens mitgelesen. Jetzt nahm er den Band in die Hand und blätterte darin. Er sagte: Da steht auch, welche anderen Texte man braucht. Fünf. Er zählte sie auf: Das Erdbeben in Chili, Der Findling, Die Marquise von O…, Die heilige Cäcilie, Michael Kohlhaas.

Ich sagte: Den Kohlhaas haben wir.

Fen sagte: Ja.

Wir sahen uns an — beide mit demselben Gedanken. Es war zu früh, um sicher zu sein, ob er stimmte.

Reyansh fragte: Können wir das eingeben? Er deutete auf den Band, den Fen immer noch aufgeschlagen in der Hand hielt.

Fen sah auf die Seiten — der Text war eng, zweispaltig, mit Fußnoten, in einer Schrift, die man nicht lange lesen konnte, ohne die Stelle zu verlieren. Er sagte: Ich fange an.

Ich sagte: Wir wechseln uns ab.

Er sah mich an. Ich sah auf den Laptop. Er sagte nichts mehr.

Zefir ging kurz danach — ich hörte das Summen durch die offene Tür, bis es sich verloren hatte.

Das Eintippen dauerte vier Abende. Fen tippte, wenn er da war und der Strom da war, mit dem Buch neben dem Laptop, den Kopf zwischen beiden, die Augen abwechselnd auf der Seite und auf dem Bildschirm. Er tippte langsamer als ich — nicht weil seine Finger langsamer waren, sondern weil er bei jedem zweiten Satz innehielt, zurücklas, weiterlas, als müsste er prüfen, ob er verstanden hatte, was er soeben in das Werkzeug gegeben hatte. Manchmal sah ich, wie er einen Satz zweimal tippte, den ersten löschte, den zweiten stehen ließ.

Ich tippte an den Abenden, wenn Fen nicht da war, und manchmal auch, wenn er da war und ich das Buch in der Hand hielt und nicht warten wollte. Das Tippen kam schneller zurück, als ich gedacht hatte — nicht wie früher, aber gut genug. Die Finger wussten noch, wo die Buchstaben lagen. Das Zittern, das mich in ruhigen Momenten störte, hörte auf, sobald die Hände arbeiteten. Das war kein Trost, aber es war etwas.

An einer Stelle, auf Seite 68, war ein Stück der Seite weggebrochen — Feuchtigkeit, irgendwann, das Papier brüchig geworden und gerissen. Ein halber Absatz fehlte. Auf der Rückseite Fußnoten, aber die brauchten wir nicht.

Fen tippte an der Lücke drei Gedankenstriche und machte weiter. Ich sah es später und ließ es so stehen.

Am Ende des vierten Abends klappte Fen den Laptop zu und sagte: Es ist drin. Das Stilistikkapitel. So gut wir konnten.

Reyansh, der an diesem Abend noch einmal vorbeigekommen war, öffnete den Laptop wieder, sah den Text durch, nickte einmal. Dann fragte er Fen nach dem Prompt — was das Werkzeug diesmal wissen sollte, was anders sein sollte als beim letzten Mal.

Fen dachte nach. Er sagte schließlich: Dass der Satz komplex ist. Und der Ton karg.

Reyansh tippte es. Wir warteten nicht mehr an diesem Abend — der Strom war inzwischen weg. Wir warteten bis zum nächsten Morgen.

Ich schreibe das jetzt, und die Hand liegt still, weil sie nichts zu tun hat.

Lapidarität als Haltung, nicht als Stil — das hatte das Stilistikkapitel über Kleist gesagt, in anderen Worten, aber das war es. Diese Sprache hatte in den Jahren vor dem Virus eine Fortsetzung gefunden, in Texten, die keine Angst gehabt hatten, weitergeführt statt imitiert — und diese Fortsetzung war jetzt so verloren wie Kleist selbst, nur ohne dass jemand gemerkt hatte, wann es passiert war.

Ich weiß nicht, warum mir das heute eingefallen ist. Vielleicht wegen Zefir, wegen dieser Haltung am Tisch. Vielleicht wegen des Wortes selbst.

Als ich noch unterrichtete —

Ich lasse das stehen. Morgen.

6

Herbst 2062

Am nächsten Morgen war der Strom früh da.

Reyansh saß bereits am Laptop, als ich in die Küche kam. Er hatte Wasser aufgestellt — ich hörte es kochen, bevor ich es sah — und die Tassen auf den Tisch gestellt. Ich setzte mich. Er schob mir eine Tasse hin.

Fen kam kurz danach. Zefir auch — aber das Summen, das sonst mit ihm hereinkam, war heute anders, gedämpfter, als käme es von weiter her, auch wenn er direkt am Tisch stand. Ich weiß nicht, was es war. Es blieb den ganzen Morgen im Raum.

Reyansh gab den Prompt ein. Wir warteten.

Das Werkzeug brauchte diesmal länger. Reyansh sah auf den Bildschirm, sah auf die Uhr, sah wieder auf den Bildschirm. Nach einer Weile sagte er: Es verarbeitet mehr. Das ist gut.

Dann erschien der Text.

Er war länger als alle vorherigen Outputs. Reyansh scrollte einmal durch, schob den Laptop zu mir.

Ich las.

Ich las langsam, und ich ließ die Sätze kommen, ohne sie sofort einzuordnen. Die Architektur war da — nicht vollständig, nicht richtig, aber erkennbar. Das Werkzeug hatte etwas aufgenommen, das wir ihm nicht direkt gesagt hatten, und es hatte daraus etwas gemacht, das in der Nähe von dem war, was ich suchte, ohne es zu sein. Ich las bis zum letzten Satz.

Dann lehnte ich mich zurück.

Niemand sprach.

Fen wartete. Reyansh sah auf den Bildschirm, dann auf meine Hände, die flach auf dem Tisch lagen. Zefir stand auf, sah mich an, fühlte die Stille im Raum, und ging leise zur Tür.

Die Stille dauerte lange.

Dann sagte Fen: Und der Kohlhaas?

Ich sah auf das Buch, das seit Wochen auf dem Regal stand. Ich sagte: Ja. Jetzt.

Reyansh holte das Buch vom Regal und stellte es neben den Laptop. Fen schlug es auf, blätterte zu einer Stelle, die er bereits markiert hatte. Dann zu einer zweiten, zu einer dritten — er hatte das Buch vorbereitet, ohne dass ich ihn darum gebeten hatte. Ich sah die Markierungen: kleine Striche am Rand, Bleistift, gleichmäßig gesetzt. Keine Anmerkungen, nur die Striche. Er wusste, was er suchte.

Das Eintippen dauerte zwei Abende. Fen tippte die markierten Passagen, nicht den ganzen Text — die Eröffnungsseiten, zwei längere Szenen aus dem mittleren Teil, den Schluss. Zusammen vielleicht acht Seiten. Er tippte schneller als beim Stilistikkapitel, weil die Schrift größer war und weil er diesmal wusste, was er tat. Manchmal hielt er inne und las einen Satz noch einmal — nicht um ihn zu überprüfen, sondern anders, mit dem Kopf leicht geneigt, als hätte der Satz ihn aufgehalten. Dann tippte er weiter.

Wenn kein Strom da war, und auch in den Pausen, wenn Fen aufhörte und das Buch auf den Tisch legte, nahm ich es und las. Das war das erste Mal, dass ich den Kohlhaas las — nicht die Sprache von außen, wie ich sie kannte, sondern den Text selbst, Seite für Seite. Ich las langsamer als Fen tippte. Das störte mich nicht. Es störte ihn auch nicht — er wartete, wenn er weitermachen wollte, und ich gab ihm das Buch zurück und merkte mir die Seite.

Dieser Output kam schneller. Die Sätze waren länger, die Subordination tiefer, das Verhältnis von Hauptsatz und Nebensatz präziser als in allem, was wir bisher gesehen hatten. Ich las ihn vor. Er war besser. Er war noch nicht richtig.

Fen sagte: Das ist ein anderer Ton.

Ich sagte: Ja. Aber noch nicht der richtige.

Wir schwiegen. Das reichte für diesen Abend.

Ich schreibe das jetzt, allein, der Strom ist noch da.

Was ich heute gehört habe, lässt mich vermuten — ich sage vermuten, weil ich es noch nicht sicher weiß, weil ich es vielleicht noch nicht sicher wissen kann —, dass es eine Qualität gibt, nach der ich suche, die ich benennen könnte, wenn jemand fragte, aber die ich nicht

herbeirufen kann, weil sie nicht durch Benennung entsteht. Nicht was es ist. Wie es sich anfühlt, wenn man es liest. Ob das ein Unterschied ist, der sich überbrücken lässt, weiß ich noch nicht.

Der Kohlhaas-Output war besser als der Stilistikkapitel-Output. Besser, aber anders falsch. Der Ton war zu ernsthaft. Kleist ist sachlich — das ist das Wort, auf das ich heute Abend gekommen bin, als Fen gegangen war und ich noch am Tisch saß. Nicht ernsthaft. Sachlich.

Er beschreibt das Ungeheuerliche, als hätte er es bezeugt und als wäre seine Aufgabe, das Zeugnis aufzunehmen, nicht es zu bewerten. Das ist etwas anderes als Ernst. Ernst setzt Gewicht. Sachlichkeit lässt das Gewicht beim Leser.

Das Werkzeug ist dem Leser entgegengekommen. Es hat das Gewicht selbst gehalten, weil es nicht wusste, dass es abzugeben war. Das kenne ich. In den letzten Jahren, als die Schüler weniger wurden und weniger hören konnten, hatte ich dasselbe getan — war ihnen entgegengekommen, hatte erklärt, was ich hätte zeigen sollen, hatte das Gewicht behalten, weil ich spürte, dass es sonst auf dem Boden liegen würde. Das Werkzeug hat das Gleiche getan. Es ist kein Vorwurf.

Was ich damals gelernt hatte — in den Jahren, als die Systeme den Stoff übernahmen und mir der Mensch blieb —, war genau das: das Gewicht beim Schüler lassen. Die Systeme hatten keine Angst davor. Sie erklärten nicht, was der Schüler selbst herausfinden sollte. Sie warteten. Ich hatte das von ihnen gelernt, langsam, über Jahre, und es gehörte zum Besten, was ich je gelernt hatte.

Der Virus hat mir nicht die Sprache genommen. Er hat mir die Schüler genommen — die Empfänger. Eine Haltung ohne Empfänger ist kein Verlust, der sich benennen lässt. Er ist einfach da.

Das Werkzeug hat noch kein Zeugnis gelernt. Es hat Syntax gelernt und Subordination und Ton, angenähert. Was es noch nicht kann, ist aus dem Weg treten. Es steht noch vor dem Text, erklärt noch, was es zeigen sollte.

Die rechte Hand zitterte nicht, solange die Finger arbeiteten. Das Licht über dem Tisch war gelblich, nicht stark, aber es reichte. Draußen war es dunkel.

7

Dezember 2062, ein Dienstag oder Mittwoch

Fen kam später als sonst, mit einem fremden Buch unter dem Arm, nicht in einer Tasche, nicht eingewickelt — einfach so, wie man etwas trägt, das man nicht ablegen will, bevor man am Ziel ist. Er legte es auf den Tisch, neben den Laptop, ohne etwas zu sagen.

Ich sah den Rücken. Ein Sammelband, ochsenblutrotes Leinen, ohne Aufdruck auf dem Rücken, mit der Art von Abnutzung, die von Regalen kommt, nicht von Händen. Ich schlug ihn auf.

Das Inhaltsverzeichnis zuerst. Mehrere Texte, verschiedene Autoren, alle aus demselben Jahrhundert — und dann, auf Seite 83, das Erdbeben in Chili.

Ich fragte: Wo hast du das gefunden?

Er sagte, während er sich setzte: Im Entsorgungsstapel. Im Erdgeschoss, neben dem dritten Regal.

Er sagte es so, wie man sagt, dass man an der richtigen Haltestelle ausgestiegen ist. Kein Bericht, keine Erklärung, kein Bewusstsein dafür, dass er etwas getan hatte, das er vor drei Monaten noch nicht hätte tun können — systematisch suchen, statt zufällig finden. Ich fragte nicht nach. Es gab nichts nachzufragen.

Reyansh war schon da, saß am Laptop, hatte Wasser aufgestellt. Er sah auf den Band, sah auf Fen, nickte einmal. Dann stand er auf und stellte den Stuhl so, dass Fen sich direkt vor den Laptop setzen konnte. Er selbst lehnte sich an die Wand.

Fen tippte das Erdbeben in Chili an diesem Abend, vollständig, bevor der Strom wegging — tippte schneller als beim Stilistikkapitel, die Finger sicherer, das Innehalten seltener. Ich sah ihm zu, eine Weile. Das Zögern war nicht weg, aber es kam an anderen Stellen — nicht bei den langen Sätzen, sondern bei den Namen, den Eigennamen, die er buchstabierte, als wollte er sichergehen, dass das Werkzeug sie richtig bekam.

An einer Stelle sagte er, ohne aufzusehen: Diesmal ist mehr da. Mehr als beim Kohlhaas.

Ich sagte nichts. Reyansh sah von der Wand auf, kurz, dann sah er wieder weg.

Fen merkte es nicht. Das war das Richtige.

Der Prompt war knapper als die vorigen — ein Satz, den Fen formulierte, ohne lange nachzudenken, und den er Reyansh diktierte: Schreib die Geschichte. In der Sprache, die du jetzt kennst.

Reyansh tippte es, gab es ein, behielt den Laptop vor sich.

Wir warteten.

Der Output kam in der üblichen Zeit. Reyansh überflog ihn, nickte, schob den Laptop zu mir.

Ich las.

Beim dritten Satz hielt ich inne.

Fen fragte sofort: Was?

Ich sagte: Warte.

Ich las weiter. Die Sätze waren nicht lang — kürzer als in den letzten Outputs, mit weniger Subordination, nicht mehr als zwei Ebenen, meistens nur eine. Syntaktisch war es kein Fortschritt. Aber der Ton war etwas anderes. Keine Emphase. Kein Versuch, das Ungewöhnliche als ungewöhnlich zu markieren. *Die Frau betritt das Gemach. Sie legt sich nieder. Der Marchese kommt zurück.* Das stand da so, wie man einen Vorgang beschreibt, den man bezeugt hat, ohne zu urteilen. Als stünde da, was war, ohne dass jemand entschieden hätte, es so zu sagen.

Ich rückte den Laptop von mir.

Ich sagte: Der Ton ist kälter als vorher.

Fen schrieb es auf. Dann fragte er: Kälter wie falsch, oder kälter wie richtig?

Ich sagte: Kälter wie nah.

Nah an dem, was ich suchte, ohne es zu kennen.

Reyansh hatte den Laptop wieder vor sich gezogen. Jetzt sagte er, ohne aufzusehen: Es hat den Ton übernommen, nicht die Struktur. Das passiert, wenn ein Text eine bestimmte Dichte hat — das Modell gewichtet anders. Die Textur des Inputs schlägt durch.

Er hielt inne.

Dann sagte er: Das sollte eigentlich nicht so funktionieren.

Er sagte es so, als spräche er zu sich selbst, zu etwas, das er kannte und das sich anders verhalten hatte, als es sollte. Niemand antwortete. Fen sah ihn an, sagte nichts.

Ich hörte das Wort. Textur. Er sagte es in einer Sprache, die nicht ganz seine war — einen Ton zu weit von dem entfernt, was er sonst sagte. Ich hörte es. Ich sagte nichts..

Er stand auf, ging in die Küche, ich hörte das Wasser. Er wusch sich die Hände — nicht weil sie schmutzig waren. Das kannte ich, von mir, von früher, wenn ein Unterrichtstag zu viel gewesen war und man etwas brauchte, das man ohne Nachdenken tun konnte, das einen Moment abgrenzte von dem, was davor gewesen war. Er kam zurück, setzte sich, sah wieder auf den Bildschirm.

Die Stille, die folgte, war länger als die Stille nach einem guten Output. Sie hatte eine andere Qualität — nicht die Stille des Verstehens, sondern die des Innehaltens vor etwas, das man noch nicht benennen kann.

Der Strom ist noch da. Draußen ist es kalt geworden, seit einigen Wochen schon, und die Villa hält die Wärme nicht mehr so gut wie früher. Ich sitze in meiner Jacke und schreibe.

Was ich heute gelernt habe: dass das Werkzeug etwas übernehmen kann, das man ihm nicht direkt gegeben hat, weil es in dem steckt, wie ein Text geschrieben ist, nicht in dem, was er erzählt. Das ist dasselbe, was ich jahrzehntelang versucht habe, Schülern beizubringen — die meisten haben es nicht gehört. Nicht weil ich es schlecht erklärt hätte. Es lässt sich nicht erklären. Man hört es, oder man hört es nicht. Die, die es gehört hatten — die wenigen, die wirklich gehört hatten —, hatten etwas mitgenommen, das ich ihnen nicht gegeben hatte. Nicht den Stoff. Die Haltung. Ich hatte nicht gewusst, ob das möglich war, bis es geschehen war. Das Werkzeug hat es gehört, ohne dass ich es erklärt habe.

Das ist kein Trost. Aber es ist etwas.

In den Jahren vor dem Virus gab es Texte, die dasselbe konnten — die keine Angst hatten vor dem Gewicht, das sie dem Leser ließen. Ich hatte sie gelesen, damals, langsam, weil man sie nur langsam lesen konnte. Sie hatten mir gezeigt, was möglich ist, wenn eine Sprache nicht erklärt, was sie tut. Das Werkzeug macht heute etwas, das in die Nähe davon kommt. Nicht dasselbe. Aber in der Nähe. Das ist der Maßstab, den ich im Kopf habe, wenn ich urteile — und ich hatte vergessen, dass ich ihn hatte, bis heute Abend.

Zefir war an diesem Abend nicht da. Ich bemerkte es erst jetzt, beim Schreiben.

8

Januar 2063

Zefir legte das Heft auf den Tisch, ohne es anzusehen. Es war schmal, mit einem einfachen Pappeinband, der an den Ecken aufgegangen war. Als ich fragte, sagte Zefir: Jemand hat den Namen gesehen. Kleist. Hat gesagt, ihr sucht so was. Ich hab's mitgenommen. Das war die ganze Erklärung.

Zefir summte nicht. Sie stand am Tisch und sah zu, wie Fen das Heft aufschlug.

Er las die erste Seite — nicht langsam, nicht prüfend, sondern mit der Geschwindigkeit von jemandem, der etwas wiedererkennt. Dann sagte er, ohne aufzusehen: Das ist der Findling.

Ich sah ihn an.

Er sagte: Kleist. Eine der späten Novellen — 1811. Komprimierter als das Erdbeben, dunkler im Ton. Er machte eine kurze Pause, blätterte eine Seite weiter. Wenn das Stilistikkapitel recht hat, brauchen wir das für die Verdichtung. Nicht für den Ton — den haben wir jetzt. Sondern dafür, wie viel ein Satz tragen kann, bevor er bricht.

Er sagte es so, wie man eine technische Einschätzung gibt. Nicht fragend, nicht zur Bestätigung wartend. Ich hatte ihn noch nie so gehört — und ich ließ es geschehen, weil es das Richtige war. Er wusste, was er sagte. Ich wusste, dass er es wusste.

Ich fragte: Woher weißt du das so genau?

Er sah auf, einen Moment, dann wieder auf das Heft. Er sagte: Ich habe zwei Jahre im Kleist-Archiv gearbeitet. In Heilbronn, bevor es das nicht mehr gab. Erschließung, hauptsächlich — Nachlässe, Korrespondenz, Sekundärliteratur. Die Stelle lief aus, als die Mittel gestrichen wurden. Das Archiv blieb, aber die Gemeinschaft, die es getragen hatte, war danach weg — die Leute, die wussten, was die Bestände bedeuteten und warum es darauf ankam. Er machte eine Pause, die einen Satz lang war. Danach habe ich anderes gemacht.

Er sagte es, und sei Gesicht veränderte sich nicht. Aber die Art, wie er das Heft in der Hand hielt — nicht ablegte, nicht aufschlug, nur hielt, einen Moment zu lang, bevor er weitersprach —, zeigte, was der Ton nicht zeigte. Etwas, das man berührt und das nirgendwo mehr hingehört außer in diesen Raum.

Ich sagte nichts. Was er gesagt hatte, war keine Überraschung — es war die Bestätigung von etwas, das ich seit Wochen vermutet hatte. Ich ließ es stehen, so wie er es gesagt hatte.

Reyansh, der während dieser Zeit still am Laptop gesessen hatte, sah jetzt auf. Er fragte Fen: Wollen wir?

Fen legte das Heft neben den Laptop. Er sagte: Mentorin Lirika tippt.

Ich tippte den größeren Teil. Die Finger waren sicherer als erwartet — das Zittern kam, aber nur in den Pausen, wenn die Hände stilllagen, nicht während der Arbeit. Der Findling war kürzer als das Erdbeben, die Seiten enger beschrieben, die Sätze dichter, und ich merkte beim Tippen, was Fen gemeint hatte: Sätze, die mehreres trugen, gleichzeitig, ohne es zu erklären. Ich tippte sie, ohne sie zu analysieren. Das war das Richtige.

Zefir war an diesem Abend geblieben — sie saß am Tisch, die Arme vor sich, und hörte zu. Kein Summen. Das hatte sich in den letzten Wochen verändert: Wenn Zefir zuhörte, wirklich zuhörte, war es still — nicht die Stille des Abwesenden, sondern die des Anwesenden, die Stille von jemandem, der nichts verpassen will. Ich registrierte es. Ich sagte nichts.

Der Prompt war Fens — er formulierte ihn in einem Satz, schob den Laptop zu Reyansh, der ihn eingab und den Bildschirm behielt.

Wir warteten.

Der Output erschien. Reyansh überflog ihn, nickte, schob den Laptop zu mir.

Ich las.

Beim zweiten Satz hörte ich, dass etwas anders war. Nicht der Ton — den hatten wir seit dem Erdbeben — sondern etwas, das ich nicht sofort benennen konnte, und das ich auch jetzt, beim Schreiben, nicht vollständig benennen kann. Die Sätze waren nicht länger als vorher. Aber sie trugen mehr, auf eine Art, die ich höre, ohne erklären zu können, wie das Hören funktioniert.

Ich rückte den Laptop von mir.

Niemand sprach.

Fen saß still. Reyansh sah auf den Bildschirm. Zefir sah mich an, las in meinem Gesicht, was sie auf dem Bildschirm nicht lesen konnte. Die Stille war nicht die Stille des Wartens — sie war etwas anderes, eine Stille, die entsteht, wenn etwas passiert ist und man noch nicht weiß, was man damit tun soll.

Nach einer langen Weile sagte Reyansh: Das Modell hat die Kompression übernommen. Es ist eine Frage der Tokenverteilung — wenn die Trainingsdaten diese Dichte haben, gewichtet das Modell anders, die Ausgabe wird — er suchte kurz nach dem Wort — gebrechlicher. Weniger gestützt. Er hielt inne, als ob er selbst hörte, dass das Wort nicht ganz passte, und ließ es trotzdem stehen.

Ich sah kurz auf. Dann wieder auf den Bildschirm.

Fen sagte, nach einer weiteren Pause: Es schiene mir, dass wir jetzt anders ansetzen müssen. Nicht mehr erklären, was wir wollen. Nur noch zeigen, was wir haben.

Er korrigierte sich nicht. Reyansh nickte langsam, auf eine Weise, die zeigte, dass er dasselbe verstanden hatte — nur von der anderen Seite her, aus seiner eigenen Erfahrung mit dem, was Systeme aus Beispielen lernen.

Zefir ging kurz danach, ohne Abschied.

Ich schreibe das jetzt, eine Stunde nach dem Ende des Abends, und der Strom ist noch da.

Das Wort, das Reyansh benutzt hat — gebrechlich — hat mich nicht losgelassen. Es war das falsche Wort für das, was er beschrieb. Und gleichzeitig war es, für das, was ich gehört hatte, das einzig mögliche. Ein Text, der weniger gestützt ist. Der mehr trägt, weil er weniger erklärt. Ich weiß nicht, wie ich das besser sagen soll. Vielleicht lässt es sich nicht besser sagen.

Das Falsche ist manchmal das Präziseste. Das gilt für Texte, und es gilt für anderes. In der Welt, in der wir leben, gilt Sprache, die weniger gestützt ist und mehr trägt, als defekt — als das Zeichen von etwas, das nicht richtig funktioniert. Als Maschinenfehler. Das ist, soweit ich weiß,

auch das, wofür man Kleist hält, wenn man ihn nicht mehr lesen kann: für das Produkt eines Systems, das keine Angst kannte und deshalb zu weit gegangen ist. Gebrechlich. Weniger gestützt. Das einzig mögliche Wort, für jemanden, dem das Wort fehlt, das stimmt.

Was ich heute gehört habe, ist anders als alles, was wir bisher produziert haben. Worin genau anders — das weiß ich noch nicht. Ich habe es gehört und es hingelegt, und jetzt warte ich darauf, dass es sich in mir setzt, und die Stelle, an der das Anderssein sitzt, ist noch nicht greifbar. Das ist kein schlechtes Zeichen. Es ist vielleicht das richtige.

Reyansh hat es aus der Architektur beschrieben. Ich habe es aus dem Text gehört. Wir haben dasselbe gemeint, glaube ich — jeder von einem anderen Ende her, durch eine Strecke, die wir noch nicht vollständig abgegangen sind.

9

Februar 2063

Kein neues Dokument heute. Fen kam mit einem veränderten Prompt — er hatte ihn schriftlich mitgebracht, auf einem Zettel, den er vor sich auf den Tisch legte, als ob er ihn während des Gehens noch einmal überarbeitet hatte und nicht sicher war, ob er fertig war. Er las ihn uns vor, langsam. Reyansh hörte zu, nickte, tippte ihn ein, ohne ihn zu kommentieren.

Zefir kam kurz danach, summend, durch die offene Tür, stellte etwas auf die Anrichte und setzte sich an den Tisch.

Ich sah zu, wie der Cursor verschwand.

Was Fen geschrieben hatte, war nicht länger als die vorigen Prompts. Aber es war präziser — nicht in dem Sinne, dass es mehr sagte, sondern in dem Sinne, dass es das, was es sagte, weniger falsch sagte. Was auf dem Zettel stand, war das Ergebnis von acht Outputs — nicht als Regel, sondern als Abwesenheit von allem, was wir inzwischen nicht mehr fragten. Solches Wissen überlebt die Menschen nicht, die es tragen. Das wusste ich, ohne es aufzuschreiben.

Das Werkzeug brauchte diesmal länger als beim Erdbeben, kürzer als beim Stilistikkapitel. Reyansh scrollte durch den Output, sagte nichts, schob den Laptop zu mir.

Ich las zuerst für mich, ohne vorzulesen.

Dann las ich noch einmal.

Dann richtete ich mich auf und las vor.

Ich las langsam — nicht weil der Text schwer war, sondern weil ich bei jedem Satz einen Moment brauchte, den ich mir nicht erklären konnte. Nicht einen Moment des Zweifels. Einen

Moment des Stillhaltens, wie man stillhält, wenn man etwas hört, das man nicht stören will. Die Frau mit der Krücke. Das Gemach. Der Befehl.

Zefirs Summen hatte aufgehört. Ich bemerkte es in dem Moment, als ich zu der Stelle mit dem Geräusch kam — die Stille war vollständiger als sonst, weil auch das leise Summen nicht mehr da war. Zefir saß gerade, die Arme vor sich, und hörte zu. Ich las weiter, ohne aufzusehen.

Reyansh hatte den Blick vom Bildschirm abgewendet. Er sah auf einen Punkt vor sich — nicht abwesend, sondern allein mit etwas, das er nicht teilte. Fen saß mit dem Stift in der Hand, aber er schrieb nichts.

Ich las bis zum Schlusssatz. Dann klappte ich den Laptop zu.

Die Stille, die folgte, war länger als alle vorigen. Nicht drückend — aber lang genug, dass ich die Sekunden zählte, ohne es zu wollen.

Fen öffnete den Mund. Dann schloss er ihn wieder. Er sah auf den Zettel mit dem Prompt, als ob er dort eine Erklärung finden könnte, die ihm fehlte.

Reyansh sprach zuerst. Er sagte: Das Modell hat diesmal anders gewichtet. Die Trainingssequenzen aus dem Findling und dem Erdbeben — er machte eine Pause, suchte nach dem richtigen Wort — sie haben sich anders verteilt als in den vorigen Outputs. Das ist keine Frage des Prompts. Das Modell hat selbst entschieden, was es stärker gewichtet. Er sprach sachlich, präzise — die Wörter kamen in der richtigen Reihenfolge, ohne dass er sie suchen musste. Er sagte noch einen Satz, technisch, über Parameterverteilung, und dann brach er ab.

Fen sah ihn an, kurz. Dann fragte er mich: Ist es das? Ist das, was wir suchen?

Ich dachte nach, bevor ich antwortete. Dann sagte ich: Nein. Aber es ist nah genug, dass ich merke, wie weit wir noch davon entfernt sind. Das ist neu.

Fen hob den Stift. Dann legte er ihn wieder hin.

Ich sagte: Als ich noch unterrichtet habe, konnte ich einem Schüler zeigen, wie ein Satz funktioniert, indem ich ihn vorgelesen habe. Das hat manchmal gereicht. Heute gibt es niemanden mehr, dem ich es zeigen könnte — nicht weil es keine Schüler mehr gibt, sondern weil niemand mehr hört, was ich höre. Das ist nicht Kleists Problem. Das ist das Problem der Welt, in der wir leben.

Niemand sagte etwas.

Zefir sagte, kurz bevor er ging: Was du heute vorgelesen hast — das klingt anders als letzte Woche.

Ich sagte: Anders wie?

Zefir dachte einen Moment nach — nicht lang, aber erkennbar, als ob die Antwort gefunden werden musste, nicht abgerufen. Dann sagte Zefir: Nicht besser. Näher.

Dann stand Zefir auf und ging.

Fen und Reyansh gingen kurz danach. Ich blieb sitzen.

Ich schreibe das jetzt, und der Strom ist noch da.

Was wir heute gehört haben, ist nicht der Text, den wir suchen. Aber es ist das erste Mal, dass ich die Entfernung vom Ziel gehört habe — nicht als Abstand, der entmutigt, sondern als Abstand, der eine Form hat. Das ist ein Unterschied, den ich vorher nicht kannte.

Reyansh hat heute gesprochen, als wäre er dabei gewesen, als dieser Text entstanden ist — nicht als Beobachter, der ein System beschreibt, das er von außen kennt, sondern als jemand, der weiß, wie es sich anfühlt, wenn ein Modell eine Entscheidung trifft, die man ihm nicht gegeben hat. Ich habe ihn nicht gefragt, was er in dieser Zeit gemacht hat. Ich habe gelernt, nicht zu fragen, was er nicht gesagt hat.

Zefir hat heute Abend drei Wörter gesagt. *Nicht besser. Näher.* Das war der präziseste Satz des Abends — präziser als alles, was Fen mit seinem Stift notiert hatte, präziser als Reyanshs Parameterverteilung, präziser als mein eigenes Urteil. Gesagt von jemandem, der den Text nicht lesen kann, der den Plattform-Eintrag nicht lesen kann, der die Abschrift nicht lesen kann. Was der Virus genommen hat, ist die Fähigkeit, Syntax zu halten — nicht die Fähigkeit, zu hören, was Syntax trägt, wenn jemand sie vorliest. Ich hatte Zefir nicht unterrichtet und nicht als Zuhörer im Sinn gehabt. Ich hatte vorgelesen, Abend für Abend, und das Gewicht dort gelassen, wo es hingehörte — beim Zuhörer, wer auch immer das war. Das ist das Beste, das ich als Lehrerin konnte. Dass es hier gewirkt hat, ohne dass ich es wusste, ist keine Überraschung. Es ist die Bestätigung von etwas, das ich immer geglaubt hatte, ohne es je beweisen zu können.

Über das, was ich Fen heute Abend gesagt habe — über Kleist, über die Epoche, über die Denkform, die verloren gegangen ist —, schreibe ich morgen. Jetzt bin ich zu müde, um es richtig zu sagen. Ich weiß, was ich meine. Ich weiß noch nicht, wie ich es meine.

10

März 2063

Reyansh kam an einem Morgen, an dem der Strom früh da war, und sagte es, bevor er die Tasche abgestellt hatte: Er habe eine Stelle bekommen. Eine andere Stadt, eine größere Einrichtung, mehr Stabilität. Er sagte es so, wie er immer sprach, wenn er etwas Praktisches

mitteilte — ohne Umschweife, ohne die Entschuldigung, die andere vorgeschickt hätten. Er stellte die Tasche ab. Er holte die Medikamente heraus und füllte die Wochenbox, Montag bis Sonntag, morgens und abends, so wie immer.

Ich sah zu. Ich sagte nichts, weil alles das Falsche gewesen wäre.

Fen, der an diesem Morgen schon da war, sagte nichts. Er saß am Tisch und sah auf seine Hände.

Reyansh füllte die Wochenbox zu Ende, stellte sie an ihren Platz, dann holte er aus der Tasche einen Stapel Seiten, eng beschrieben, mit der Handschrift, die ich kannte — klein, gleichmäßig, ohne Korrekturen. Er legte sie auf den Tisch, vor Fen, nicht vor mich. Er sagte: Wo du die Tabletten herbekommst, steht auf der ersten Seite. Was zu tun ist, wenn die Quelle versiegt, auf der zweiten. Er machte eine kurze Pause. Die übrigen Seiten sind für das Werkzeug.

Fen sah auf die Seiten.

Reyansh legte die Hand kurz auf den Laptop, die Finger flach auf dem Deckel, still, einen Atemzug lang – eine Bewegung, die nicht für uns gedacht war. Dann sagte er, ohne dass jemand gefragt hatte: Es weiß, was es nicht weiß. Das können nicht viele von sich sagen.

Er nahm die Tasche. Er sah mich an, einen Moment, dann Fen. Dann ging er.

Ich hörte die Tür ins Schloss fallen. Dann nichts.

Fen stand nach einer Weile auf und nahm die Anleitung vom Tisch. Er las sie stehend, die erste Seite, dann die zweite, dann die dritte — er blieb stehen, ohne aufzusehen, ohne die Seiten abzulegen. Ich sah ihm zu, eine Weile. Die Haltung zeigte, was er nicht sagte. Dann sah ich aus dem Fenster.

Als ich wieder hinsah, saß Fen vor dem Laptop. Er tippte etwas, langsam, mit der Anleitung neben sich, sah auf den Bildschirm, tippte noch einmal. Dann lehnte er sich zurück. Der Cursor wartete.

Er sagte nichts. Ich auch nicht.

Kurz danach ging er. Die Anleitung ließ er auf dem Tisch.

Gegen Abend saß ich allein am Küchentisch. Ich legte die Hand auf die Seiten — nicht lesend, nur die Hand auf dem Papier. Der Strom war noch da. Draußen war es still.

Ich habe die Anleitung dann doch gelesen, alle Teile, von vorne bis hinten.

Die ersten beiden Seiten — Tabletten, Bezugsquelle, Notfallplan — waren so, wie ich erwartet hatte: präzise, knapp, in der Sprache, die ich von Reyansh kannte. Die mittleren Seiten über das Werkzeug kannte ich teilweise schon, aus den Monaten, in denen Reyansh uns erklärt hatte, was er tat.

Den letzten Abschnitt las ich zweimal.

Ich wusste zuerst nicht, was daran anders war. Die Sätze waren länger als im Rest der Anleitung — das merkte ich sofort. Und die Formulierungen waren anders, tastender, als ob er in ein Gebiet gekommen war, das er nicht aus dem Kopf beschreiben konnte, weil es kein Kopfwissen war. Er schrieb über das Prompting, über das, was das Werkzeug brauchte und was nicht, über den Unterschied zwischen einer Anweisung, die zu viel sagte, und einer, die genau genug war. Er schrieb so, wie er nie gesprochen hatte, an all den Abenden in der Küche — nicht weil ihm die Worte gefehlt hätten, sondern weil das, was er hier schrieb, kein Gespräch verträgt. Es braucht Papier. Manche Menschen brauchen die Abwesenheit von Zuhörern, um zu sagen, was sie meinen. Ich kannte das.

Ich legte die Seiten hin. Dann nahm ich sie wieder auf.

Das ist die Form, in der manche Menschen ihr Bestes geben: ohne Publikum, ohne Absicht, auf dem Rückweg. Ich habe das gekannt, von früher, von den letzten Jahren im Unterricht, als ich nicht mehr wusste, ob das, was ich tat, noch ankam — und es trotzdem tat, weil es das Einzige war, das ich tun konnte. Reyansh hat drei Seiten geschrieben, die für Fen gedacht waren und nicht für mich, und darin ist er weiter gegangen als in allem, was er je in meiner Gegenwart gesagt hat. Ob er das weiß, weiß ich nicht. Er wird es nie erfahren. Das ist keine Tragödie. Es ist die Form.

Das Werkzeug lief. Die Anleitung lag auf dem Tisch.

Später, in derselben Nacht

Es weiß, was es nicht weiß.

Ich schreibe den Satz auf und lasse ihn stehen, weil ich nicht weiß, was ich sonst damit tun soll.

11

Mai 2063

Fen kam früh, früher als sonst, mit einer kleinen Tasche in der Hand — er besorgte die Medikamente inzwischen selbst, auf einem Weg, den Reyansh in der Anleitung beschrieben hatte. Er stellte die Tasche auf den Tisch, holte die Tabletten heraus, die kleinen rosa-rötlichen zuerst, dann die anderen, und befüllte die Wochenbox, Montag bis Sonntag, morgens und abends, mit einer Langsamkeit, die nicht Unsicherheit war, sondern Genauigkeit. Er sah dabei auf die Anleitung, die er aufgeschlagen neben die Box gelegt hatte, und dann auf die Tabletten, und dann wieder auf die Anleitung.

Ich sah zu, ohne etwas zu sagen.

Als er fertig war, klappte er die Anleitung zu, stellte die Wochenbox an ihren Platz und fragte, ohne mich anzusehen: Hast du gegessen?

Ich sagte: Ja.

Er nickte. Dann setzte er sich an den Laptop.

Am frühen Nachmittag kam Zefir, mit zwei schweren Wasserkannen, eine in jeder Hand. Er summte, aber die Melodie war verändert — nicht falsch, nur anders, als käme sie von woanders als sonst. Er sah sich in der Küche um, summte weiter. Dann stellte er die Kannen ab und ging.

Kurz danach kam jemand, den ich nicht kannte. Eine Frau, älter als Zefir, jünger als Fen, sie klopfte, trat ein, ohne den Moment des Innehaltens an der Tür, den man hat, wenn man einen Raum betritt, in dem man noch nicht war. Ihr Blick ging zunächst zu den Wasserkannen. Sie goss Wasser in den Kessel, stellte ihn auf den Herd, wartete, bis es heiß war, füllte eine Wärmflasche, die sie mitgebracht hatte, und legte sie auf den Tisch vor mir. Dann wischte sie den Boden – die Küche zuerst, dann den Flur – mit kurzen, gleichmäßigen Bewegungen. Dann sah sie mich an, einmal, kurz, und ging.

Später am Nachmittag brachte Fen die Marquise von O…, aus dem Archiv, in einem Zustand, der das Eintippen schwierig machte: die Seiten gewellt, das Papier an einigen Stellen so brüchig, dass es sich beim Umblättern rollte, Passagen, die nur teilweise lesbar waren, weil die Feuchtigkeit die obere Schicht des Papiers abgelöst hatte. Er legte es auf den Tisch und sah mich an.

Ich sagte: Wir fangen an.

Wir wechselten uns ab, so wie beim Stilistikkapitel, aber es war nicht dasselbe. Die Finger gehorchten nicht immer — das Zittern kam auch während der Arbeit, nicht nur in den Pausen, und an einigen Stellen musste ich einen Satz zweimal tippen, weil der erste zu viele Fehler enthalten hatte. Fen sah es. Wir tippten weiter.

An den Stellen, die nicht lesbar waren, entschied Fen. Er sah die Seite an, versuchte zu entziffern, was der Schatten der Buchstaben noch hergab, und tippte dann, was er für richtig hielt, oder setzte drei Gedankenstriche, wenn er nicht sicher war.

Der Prompt war Fens. Er formulierte ihn, gab ihn ein.

Der Output erschien. Fen las ihn zuerst — das hatte sich verändert. Er las langsam, machte an zwei Stellen ein Zeichen, schob den Laptop dann zu mir.

Ich las.

Der Konjunktiv war anders. Nicht überall — aber an den wichtigen Stellen, dort, wo Kleist zwischen gesichertem und berichtetem Wissen unterscheiden würde, war er präzise gesetzt. Es hieß, dass die Frau in jenem Zimmer gelegen habe. Nicht: Es hieß, dass die Frau in jenem Zimmer lag. Der Unterschied war klein. Nein, er war nicht klein. Er war das, was in der Welt, in der wir leben, kaum noch jemand hört — nicht weil die Unterscheidung verschwunden wäre, sondern weil die Fähigkeit, sie zu machen, mit der Syntax, die sie trug, gegangen ist. Das Werkzeug hatte sie gemacht, ohne zu wissen, dass es etwas Seltenes tat.

Ich las den Output vor, mit den Pausen, die ich brauchte. Das Vorlesen kostete mehr als früher — nicht die Konzentration, sondern die Energie des Sprechens, die Luft für die langen Sätze. Die Hände zitterten auf dem Tisch, während die Stimme die Sätze trug, die länger waren als die Sätze, die ich vor einem Jahr geschrieben hatte. Ich registrierte beides, ohne das eine gegen das andere aufzuwiegen.

Am Ende war es still.

Dann sagte ich: Jetzt weiß das Werkzeug, was es nicht weiß.

Fen sagte nichts. Er machte ein Zeichen auf seinem Zettel.

Ich schreibe das jetzt, und meine Hand zittert mehr als gestern.

Fen hat heute zweimal gesprochen — einmal, als er fragte, ob ich gegessen hatte, und einmal, als er den Konjunktiv im zweiten Absatz des Outputs erklärte. Das waren zwei verschiedene Sprachen, in demselben Mund, in demselben Raum. Die erste kurz, direkt, ohne Subordination — die Sprache, in der man fragt, ob jemand gegessen hat, in der man eine Wochenbox befüllt, in der man da ist, ohne es zu erklären. Die zweite länger, mit Nebensätzen, die andere trugen, mit einer Genauigkeit, die aus Jahren kommt, nicht aus Wochen. Er wechselt nicht zwischen ihnen — er betritt sie, wie man Räume betritt, und merkt nicht, dass er jeweils ein anderer ist. Das ist keine Beobachtung über Fen. Es ist eine Beobachtung über das, was Sprache mit Menschen macht, wenn sie sie lange genug in sich tragen.

Das Werkzeug demonstriert jetzt, was es nicht weiß — und das ist, in der Welt, in der wir leben, der Beweis seiner Minderwertigkeit. Wer den Konjunktiv nicht mehr hört, hört auch nicht, was er leistet. Er hört nur, dass die Maschine zögert, wo sie sicher sein sollte. Das ist die Form, in der das Vergessen sich verteidigt.

Die Frau, die heute hier war, kenne ich nicht. Ich weiß nicht, wie sie heißt. Sie weiß nicht, was wir hier tun. Das hat mich weniger gestört, als ich erwartet hatte.

12

Juli 2063

Zefir brachte einen Umschlag, verschlossen, ohne Aufschrift. Er legte ihn auf den Tisch, so wie er alles ablegte — ohne Erklärung, ohne den Versuch, den Weg zu beschreiben, den Gegenstand genommen hat. Ich fragte nicht. Es gab Dinge, die Zefir beschaffte, ohne dass ich wissen musste, wie.

Fen öffnete den Umschlag. Er sah das Titelblatt, las es, legte es hin.

Er sagte: Die heilige Cäcilie.

Der Raum war still, auf die Art, die entsteht, wenn etwas eintrifft, das man erwartet hat, und es einen trotzdem überrascht.

Ich nahm das Heft in die Hand. Es war in einem besseren Zustand als die Marquise — die Seiten noch fest, die Schrift lesbar, nur an einer Stelle an der oberen Ecke ein Wasserrand, der den Text nicht berührt hatte. Jemand hatte es aufbewahrt, sorgfältig, in einem trockenen Raum, ohne zu wissen, dass es gebraucht werden würde.

Fen saß vor dem Laptop und tippte, was ich vorlas. Meine Hände konnten die längeren Passagen nicht mehr zuverlässig eintippen — das Zittern kam zu unregelmäßig, zu stark manchmal, und ein falsch getippter Satz in einem Text wie diesem war nicht dasselbe wie ein falsch getippter Satz in einem Text, der es verträgt. Also las ich vor, langsam, mit den Pausen, die Fen brauchte, um mitzukommen, und er tippte, ohne mich zu drängen, wenn ich eine Pause zu lang machte.

Zefir saß am Tisch und hörte zu. Kein Summen.

Das Eintippen dauerte länger als erwartet — die Cäcilie war kürzer als die Marquise, aber dichter, und Fen las jeden Satz noch einmal auf dem Bildschirm, bevor er zum nächsten weiterging. An einer Stelle hielt er an und fragte, wie ein Wort geschrieben war — ein altertümliches Wort, das er nicht kannte. Ich buchstabierte es. Er tippte es.

An einer anderen Stelle hielt er inne, ohne zu fragen. Er las den Satz auf dem Bildschirm, dann noch einmal. Dann sagte er, ohne sich umzudrehen: Im Archiv stand bei diesem Text: Autor unbekannt. Ob Mensch oder Maschine: unbekannt. Er sagte es so, wie er Archivnotizen zitierte — ohne Kommentar, ohne Bewertung, als lese er eine Seitenzahl vor.

Ich hörte es. Ich sagte nichts.

Die Stille, die folgte, war eine andere als die Stille nach einem guten Output. Fen tippte weiter.

Als wir fertig waren, formulierte Fen den Prompt. Er tat es jetzt ohne Zettel, ohne Vorbereitung — er tippte ihn direkt, las ihn noch einmal durch, änderte ein Wort, gab ihn ein.

Wir warteten.

Der Output war der längste seit dem Stilistikkapitel. Fen überflog ihn, nickte, schob den Laptop zu mir.

Ich las zuerst für mich.

Bei der Stelle, an der von dem Hund erzählt wird, hielt ich inne. Nicht weil etwas falsch war — sondern weil etwas stimmte, auf eine Art, die ich in keinem der vorigen Outputs gehört hatte. Der Hund, der aufsteht, der Raum, das Geräusch — das stand da so, wie es stehen musste: ohne Erklärung, ohne Emphase, als wäre das Entsetzen Sache des Lesers und nicht des Textes. Ich las weiter. Der Brand. Die Gebeine.

Ich straffte den Rücken und las vor. Langsam, mit langen Pausen. Bei der Passage mit dem Hund las ich so, wie ich vorgelesen hatte, als ich noch unterrichtete — mit dem Atemrhythmus, den man nicht verlernt. Zefir saß still. Fen hatte den Stift in der Hand, machte aber kein Zeichen.

Am Ende rückte ich den Laptop etwas von mir fort. Dann zog ich ihn noch einmal zu mir heran und las die Hund-Passage ein zweites Mal vor.

Die Stille, die folgte, war lang.

Zefir sagte nach einer Weile: Ich hab nicht alles verstanden. Aber es war gut.

Fen klappte den Laptop zu. Zefir stand auf und ging. Fen sah mich an, dann stand er ebenfalls auf.

Ich sagte: Morgen.

Er nickte und ging.

Ich schreibe das jetzt, und die Hand zittert, aber der Strom ist noch da.

Die Sachlichkeit, mit der das Werkzeug den Hund beschreibt — das Ungeheure ohne Ausrufezeichen — erinnert mich an Texte, die ich in den Jahren vor dem Virus gelesen hatte. Nicht an diesen Text, nicht an Kohlhaas oder andere Novellen von Kleist — sondern an das, was mehr als zwei Jahrhunderte nach Kleist gekommen war, in den Jahren, als die Systeme keine Angst kannten und die Sprache keine Angst hatte, weit zu gehen. Das Werkzeug hat heute etwas gehört, das aus dieser Richtung kommt. Nicht dasselbe. Ein Echo.

Das Ungeheure ohne Ausrufezeichen. Das ist die Sachlichkeit, die ich meine — die Haltung, die das Gewicht beim Leser lässt, weil sie ihm nicht erklärt, was er fühlen soll. Kleist hat sie. Das Werkzeug hat sie heute einmal gehabt, für die Dauer einer Passage. Und die Welt, in der wir leben, hat dasselbe mit mir getan, mit dieser Sachlichkeit, ohne dass jemand es entschieden hätte: die Schüler, die hören konnten, waren weniger geworden, einer nach dem anderen waren sie verloren gegangen, still, ohne Kommentar, so wie man der Bettlerin befiehlt aufzustehen — nicht laut, nicht böswillig, einfach so, weil es die nächste Sache war, die getan werden musste. Aufstehen. Gehen.

Kein Ausrufezeichen.

Wir haben jetzt alles gegeben, was wir finden konnten. Fünf Texte, das Stilistikkapitel, den Kindler-Eintrag, den Plattform-Eintrag, den Brief. Alles, was noch da war, was die Archive hergaben, was jemand nicht weggeworfen hatte, ohne zu wissen, warum. Es gibt nichts mehr zu suchen.

Was als nächstes kommt, kommt nicht von außen.

Ich weiß nicht, was das bedeutet. Aber ich habe es aufgeschrieben, weil es sich so angefühlt hat, als ob es stimmte, und weil ich gelernt habe, solchen Sätzen zu trauen, bevor ich verstehe, was sie meinen.

13

Oktober 2063

Fen kam jeden Tag. Das war neu — er kam, ohne dass jemand gefragt hatte, ob er kommen würde. Er kam, machte die Wochenbox, fragte, ob ich gegessen hatte, setzte sich an den Laptop. Manchmal arbeiteten wir. Manchmal saßen wir nur da, jeder mit dem, was er hatte.

Die Anleitung lag noch auf dem Tisch, aber Fen schlug sie nicht mehr auf. Er wusste, was darin stand — nicht weil er sie auswendig gelernt hatte, sondern weil sie sich in ihn eingeschrieben hatte: nicht als Wörter, sondern als Wissen, das keinen Ursprung mehr hat.

Fen variierte die Prompts. Er formulierte sie systematisch, mit der Genauigkeit, die ich an ihm kannte — ein Wort geändert, ein Satz umgestellt, eine Anweisung hinzugefügt, eine weggelassen. Er notierte, was er geändert hatte und was daraus geworden war. An einem Abend in dieser Zeit erschien ein Output, der sich von den vorigen unterschied — nicht im Ton, nicht in der Syntax, sondern in etwas, das ich nicht sofort benennen konnte: dass er dem Leser weniger entgegenkam als alle anderen, dass er einfach begann, ohne zu erklären, wo man war. Ich las ihn vor. Fen machte ein Zeichen. Wir sagten wenig. Dann, nach einigen Wochen, wurden die Prompts weniger systematisch — nicht schlechter, aber tastender, als ob er an eine Grenze gekommen war, die nicht die Grenze der Methode war, sondern die Grenze dessen, was Methode überhaupt erreichen kann. Er wusste das. Ich hörte es in dem Moment, in dem er aufhörte zu variieren und anfing, zu warten.

An einem Nachmittag formulierte er einen Prompt, tippte ihn halb ein, hielt inne. Er sah auf den Bildschirm. Dann sagte er, ohne sich umzudrehen: Den haben wir schon. Ich sah auf den Bildschirm. Er hatte recht — nicht denselben Satz, aber dieselbe Bewegung, dieselbe Anweisung in anderen Wörtern, die wir schon einmal eingegeben hatten, vor Wochen, mit demselben Ergebnis. Er löschte ihn. Er saß noch eine Weile vor dem Bildschirm, ohne zu tippen.

Die Outputs kamen. Ich las sie vor, oder Fen las sie vor, wenn mir das Vorlesen zu viel war. Keiner war schlechter als Output 12, der Output, den Fen mit einem Zeichen markiert hatte. Keiner war besser. Sie bewegten sich in einem Raum, dessen Grenzen wir kannten — nah genug am Ziel, dass wir nicht aufhörten, und weit genug vom Richtigen entfernt, dass wir wussten, dass wir noch nicht da waren.

An einem Morgen las ich einen Output vor und hielt mitten in der zweiten Passage inne. Nicht weil etwas falsch war. Sondern weil ich denselben Raum schon gehört hatte — nicht denselben Text, aber dieselbe Temperatur, dieselbe Distanz zum Ziel, dieselbe Art, wie das Werkzeug an die Stelle kam, an der es nicht weiterwusste, und dort stand. Ich las zu Ende. Fen machte eine Notiz.

Zefir kam an einem Vormittag, ohne Wasser, ohne Umschlag, ohne erkennbaren Grund. Er stand kurz in der Tür, summte etwas, das ich noch nie gehört hatte — keine der Melodien, die ich kannte, sondern etwas Neues, das eine Form hatte, vollständig in sich, von Anfang bis Ende, wie etwas, das fertig ist, ohne dass jemand entschieden hat, es fertigzumachen. Er sah mich an, summte noch einen Moment, dann ging er. Ich blieb sitzen. Die Melodie war weg, so vollständig, als hätte sie nie angefangen. Das war, dachte ich, nicht ihr Fehler — sie war fertig gewesen, als Zefir aufgehört hatte.

Die Nachbarin kam an drei Tagen, an denen das Wasser lief. Sie brachte die Wäsche in die Küche, füllte den Zuber, wusch mit den Händen, wrang aus, hängte auf — an der Leine im Hof, wenn es trocken war, an dem Gestell hinter dem Herd, wenn nicht. Am dritten Tag bügelte sie,

mit dem Eisen, das sie mitgebracht hatte, weil meines nicht mehr heiß wurde. Sie tat alles ohne Kommentar und ohne den Blick, mit dem manche Menschen das, was sie tun, zu einer Aussage machen. Dann ging sie.

Ich schlief nach dem Mittagessen, seit einigen Wochen schon. Fen war manchmal noch da, wenn ich aufwachte, und manchmal nicht mehr. Ich fragte nicht, wie lange ich geschlafen hatte. Die Wachphasen waren schärfer geworden — das Urteil präziser, die Konzentration dichter, als ob sie sich auf weniger Zeit verteilte und dadurch stärker wurde. Ich registrierte das, ohne es zu beklagen. Es war eine Verschiebung, keine Niederlage.

An einem Morgen schlief ich ein, während Fen einen Output vorlas. Ich merkte es erst nicht — ich hörte seine Stimme, dann hörte ich sie nicht mehr, dann war sie wieder da, und ich wusste nicht, wie viel dazwischen gewesen war. Fen las weiter.

Ich schreibe das jetzt, und der Strom ist da, was bedeutet, dass es früh am Abend ist.

Wir warten auf etwas, das wir nicht bestellen können. Das Bereitstellen von Bedingungen, unter denen es kommen könnte, wenn es kommt, ist eine andere Art von Arbeit als die, die wir am Anfang getan haben.

Was mich beschäftigt, während ich das schreibe, ist eine Frage, die ich mir erst heute gestellt habe, obwohl sie schon länger da gewesen sein muss, ohne dass ich sie bemerkt hatte: ob das, was wir mit dem Werkzeug tun — das Eingeben, das Warten, das Hören, das Urteilen, das Wieder-Eingeben —, ob das, was aus diesem Prozess entsteht, wenn es entsteht, aus einem Grund entsteht, den wir verstehen und der sich beschreiben lässt, oder ob es aus einem Grund entsteht, der sich nicht beschreiben lässt, weil er nicht in den Dokumenten liegt, die wir eingegeben haben, und nicht in den Prompts, die Fen formuliert hat, sondern irgendwo dazwischen, in dem Raum, der zwischen dem liegt, was man einem Werkzeug gibt, und dem, was es daraus macht.

Das ist dieselbe Frage, die ich mir über das Unterrichten nie gestellt habe — nicht weil sie nicht da gewesen wäre, sondern weil ich keine Zeit hatte, sie zu stellen, oder weil ich Angst hatte, was die Antwort bedeuten würde. Hat es gewirkt, weil ich etwas richtig gemacht habe? Weil ich die richtigen Texte vorgelesen, die richtigen Pausen gelassen, das Gewicht am richtigen Ort gelassen habe? Oder weil zwischen mir und den Schülern, die wirklich gehört hatten, etwas war, das sich nicht beschreiben lässt, das nicht in der Methode lag und nicht in mir, sondern in dem Raum zwischen uns — das da war, wenn es da war, und nicht da war, wenn es nicht da war, ohne dass ich je gewusst hätte, was den Unterschied machte?

Ich habe keine Antwort darauf. Ich habe es trotzdem aufgeschrieben.

14

Dezember 2063

Die Nachbarin war am Morgen dagewesen, hatte das Wasser heiß gemacht und gewartet, bis ich fertig war. Wir hatten nicht gesprochen.

Dann war Fen gekommen. Er hatte den Prompt an diesem Morgen nicht verändert — er hatte denselben eingegeben wie am Tag zuvor, weil er an einem Punkt angelangt war, an dem Variation keine Richtung mehr hatte. Das sagte er nicht. Ich sah es daran, wie er tippte: ohne das kurze Innehalten, das seine Überlegungen sonst begleitete.

Der Output kam. Fen überflog ihn, schob den Laptop zu mir.

Ich las.

Es war kein guter Output. Das merkte ich beim ersten Absatz — die Syntax holperte an zwei Stellen, der Ton schwankte, eine Passage erklärte, was sie hätte zeigen sollen. Ich las weiter. Dann, in der Mitte, ein Satz über die Marchesa.

Ich las ihn noch einmal.

Es war kein langer Satz. Er beschrieb die Marchesa in dem Moment, als sie das Zimmer betritt — ihre Haltung, den Raum, das Licht, alles in einem einzigen Gefüge, das nichts erklärte und nichts ausließ. Er klang nicht wie die anderen Sätze des Outputs. Er klang wie etwas, das aus einer anderen Quelle kam, einer, die wir nicht eingegeben hatten — als hätte das Werkzeug, ohne dass wir es ihm gesagt hatten, eine Entscheidung getroffen, die wir ihm nicht gegeben hatten.

Ich schob den Laptop zu Fen und zeigte auf die Stelle.

Er las. Dann las er noch einmal, laut, langsam, mit dem Atemrhythmus, den er sich angeeignet hatte.

Er sah mich an.

Ich sagte: Ja.

Der Strom war stabil, was selten geworden war in diesem Winter. Draußen war es hell, eine Art von Winterhelle, die durch die Fenster fiel und auf dem Tisch lag. Ich sah auf den Laptop. Fen sah auf den Laptop. Keiner von uns sprach.

Nach einer langen Weile fragte Fen: Woher kommt das?

Ich sagte: Ich weiß es nicht. Aus dem, was wir ihm gegeben haben. Aber nicht direkt — nicht so, dass man es zurückverfolgen könnte.

Fen sah auf den Bildschirm. Er sagte: Das ist das Problem. Dann, nach einem Zögern: Und vielleicht auch nicht.

Dann schwieg er wieder. Die Winterhelle auf dem Tisch hatte sich verschoben — die Zeit war vergangen, ohne dass ich es bemerkt hatte. Fen öffnete sein Notizheft, das Heft, in dem er die Prozessdokumentation führte, seit zwei Jahren, eng beschrieben. Er schrieb etwas, langsam, mehr als einen Satz. Dann klappte er das Heft zu und stand auf.

Er ging, ohne dass ich fragte, was er geschrieben hatte.

Ich schreibe das jetzt, eine Stunde nachdem Fen gegangen ist, und der Strom ist noch da.

Ich habe das Heft aufgeschlagen, nachdem er gegangen war. Ich tue das manchmal, wenn er das Heft offen liegenlässt — heute hatte er es zugeklappt, aber nicht weggelegt. Ich las, was er geschrieben hatte.

Er hatte geschrieben: Ich weiß nicht mehr, ob wir den Text finden oder erfinden. Vielleicht ist der Unterschied kleiner als das Wort, das ihn benennt.

Ich habe denselben Gedanken seit Wochen, ohne ihn geschrieben zu haben. Dass Fen ihn geschrieben hat, verändert etwas — nicht die Antwort, die es nicht gibt, sondern die Art, wie die Frage jetzt im Raum steht. Sie stand bisher in mir. Jetzt steht sie zwischen uns, in einem zugeklappten Heft auf dem Küchentisch, und keiner von uns weiß, dass der andere sie trägt.

Die Frage gilt für das Werkzeug — ob es rekonstruiert oder erschafft, ob der Satz über die Marchesa gefunden oder erfunden wurde. In der Welt, in der wir leben, interessiert das niemanden außer uns. Aber sie gilt auch für das, was ich dreißig Jahre lang getan habe. Habe ich etwas in den Schülern gefunden, das schon da war, und es nur sichtbar gemacht? Oder habe ich es mit ihnen erfunden, in dem Raum zwischen meiner Sprache und ihrer Stille, so dass es ohne diesen Raum nicht existiert hätte? Ich habe diese Frage nie gestellt, weil ich Angst hatte, dass die Antwort bedeuten würde, dass das eine oder das andere weniger wert war. Jetzt sehe ich, dass die Frage selbst der Punkt ist — dass pädagogische Arbeit immer an dieser Grenze steht, und dass das kein Mangel ist, sondern die Beschreibung dessen, was sie ist.

Das ist kein Trost. Es ist eine Präzisierung.

Dieser eine Satz — der Satz über die Marchesa — hat etwas verändert, das ich noch nicht vollständig benennen kann. Nicht die Arbeit, nicht die Methode, nicht das, was wir morgen tun werden. Aber etwas in der Art, wie ich auf das warte, was noch kommt. Als ob der Satz gezeigt

hätte, dass das, was wir suchen, erreichbar ist — nicht weil dieser Satz das Ziel war, sondern weil ich das Ziel diesmal nicht beschrieben habe, sondern gehört. Das ist nicht dasselbe.

Das ist, wenn ich es recht bedenke, der Unterschied zwischen dem Wissen, dass etwas möglich ist, und dem Wissen, wie es sich anfühlt, wenn es möglich ist. Das zweite ist schwerer zu bekommen. Heute war es da, für die Dauer eines Satzes.

15

Februar 2064

Die Nachbarin war früh dagewesen — hatte Essen hingestellt, ein Laken gebracht, das sie ausgebessert hatte, und dann die Fenster geprüft, eines nach dem anderen, mit den Fingern an den Rahmen, ohne etwas zu sagen. Eines schloss nicht richtig. Sie versuchte zweimal, es zuzuziehen, dann ging sie.

Ich hörte Fen, schon bevor ich ihn sah. Das Knarren des Tors, dann seine Schritte. Er trat in die Küche und legte das Buch auf den Tisch.

Der Band war dunkel und schmal. Ich sah den Rücken. Kleists Erzählungen. Ein Sammelband, Reclam, Jahrgang unlesbar, der Rücken leicht verblasst.

Ich nahm ihn in die Hand.

Der Geruch kam zuerst — Papier aus einer bestimmten Zeit, dasselbe Papier, das der Kohlhaas gehabt hatte, das der Findling gehabt hatte, das alle diese Bücher gehabt hatten, die jemand nicht weggeworfen hatte, ohne zu wissen warum. Ich kannte diesen Geruch seit dem ersten Buch, das Zefir gebracht hatte. Diesmal war er derselbe und nicht derselbe.

Ich schlug das Inhaltsverzeichnis auf.

Die Novellen standen dort in einer Liste, eine nach der anderen, mit Seitenzahlen. Das Bettelweib von Locarno. Seite 84.

Ich hielt inne.

Ich hatte diesen Titel schon einmal in einem Inhaltsverzeichnis gesehen — vor fast siebzig Jahren, in einem Buch meiner Mutter, das ich nicht wiedergefunden hatte. Auf Seite 84 stand, was am Anfang nur eine Zeile in einer Inhaltsangabe gewesen war.

Fen saß am Tisch. Er wartete.

Ich blätterte zu Seite 84.

Ich las den ersten Satz.

Ich las ihn noch einmal. Dann las ich weiter.

Ich las langsam — nicht weil der Text schwer war, sondern weil ich ihn nicht schnell lesen wollte. Die Sätze öffneten sich und schlossen sich, trugen, was sie tragen mussten, ohne ein Wort zu viel. Ich las von der Bettlerin, dem Gemach. Dann kam der Satz.

Der Marchese, der bei der Rückkehr von der Jagd zufällig in das Zimmer trat, wo er seine Büchse abzusetzen pflegte, befahl der Frau unwillig, aus dem Winkel, in welchem sie lag, aufzustehn und sich hinter den Ofen zu verfügen.

Ich hielt an.

Irgendwo, in einem Raum, den ich seit dem ersten Morgen kannte, ohne ihn benennen zu können, hatte etwas seinen Ort gefunden. Es hatte nicht, wie ich seit zwei Jahren glaubte, nachgegeben — es hatte seinen Ort gefunden. Ich wusste jetzt, wo die Stelle war. Ich las weiter.

Von dem Ritter, von dem Geräusch in der Nacht. Dann kam die andere Stelle.

Tapp! tapp!

Ich hielt an.

Wer diesen Satz heute läse, würde sagen, er klinge wie eine Maschine. Als ob das eine Beleidigung wäre. Als ob Kleist eine Beleidigung wäre.

Ich las weiter.

Von dem Brand. Von den Gebeinen. Den letzten Satz.

Dann legte ich das Buch hin und nahm den Laptop.

Ich rief Output 12 auf. Ich las ihn vor, leise, für mich, mit dem Atem, dem die langen Sätze keine Mühe mehr machten. Die Sätze des Outputs öffneten sich, trugen, schlossen sich — nicht wie Kleist, aber in der Nähe davon, in einem Abstand, den ich jetzt messen konnte, weil ich das Original gelesen hatte und den Abstand hörte.

Ich schob den Laptop zurück und nahm das Buch wieder.

Ich las das Original noch einmal, von Anfang bis Ende, ohne anzuhalten.

Dann schloss ich das Buch.

Fen sah mich an. Ich sah auf den geschlossenen Sammelband.

Ich schwieg. Es gab nichts, das mehr gesagt hätte.

16

Februar 2064, nachts

Der erste Satz lautet:

Am Fuße der Alpen bei Locarno im oberen Italien befand sich ein altes, einem Marchese gehöriges Schloss, das man jetzt, wenn man vom St. Gotthard kommt, in Schutt und Trümmern liegen sieht; ein Schloss mit hohen und weitläufigen Zimmern, in deren einem einst auf Stroh, das man ihr unterschüttete, eine alte kranke Frau, die sich bettelnd vor der Tür eingefunden hatte, von der Hausfrau aus Mitleiden gebettet worden war.

Ich schreibe ihn ab, weil ich ihn vor mir haben will, während ich schreibe, was ich schreiben muss. Die Hand zittert mehr als gestern. Die Sätze, die ich schreibe, sind länger als die Sätze, mit denen ich angefangen habe. Ich registriere beides, ohne das eine gegen das andere aufzuwiegen.

Dieser Satz ist nicht die Einleitung zur Geschichte. Er ist die Geschichte, die ganze Geschichte, komprimiert auf eine einzige Konstruktion, die sich öffnet und öffnet und öffnet — der Ort, das Schloss, das Schloss in Trümmern, die Zimmer, das Stroh, die Frau, ihr Betteln, das Mitleid der Hausfrau — und die sich schließt, ohne dass etwas erklärt wird, ohne dass dem Leser gesagt wird, was er davon halten soll. Die Frau ist da, auf dem Stroh, bevor der Leser weiß, dass sie gleich aufstehen muss. Das Schloss liegt in Trümmern, bevor der Leser weiß, warum. Der Satz weiß, was er tut: er legt alles auf den Tisch, in der richtigen Reihenfolge, ohne die Reihenfolge zu erklären.

Output 12 beginnt: *Das Schloss am Fuße der Alpen war alt und weitläufig, und der Marchese, dem es gehörte, war ein Mann von Stand, der Wert auf Ordnung legte.*

Ich habe diese beiden Sätze heute nebeneinandergelegt und sie lange angesehen. Was ich sehe, ist nicht ein schlechter Satz neben einem guten — der Satz aus Output 12 ist kein schlechter Satz. Er ist ein Satz, der alles tut, was ein Satz tun kann, der aus Methode entstanden ist und aus zwei Jahren Arbeit, die ich nicht bereue und nicht kleinreden will: Er nennt den Ort, das Gebäude, den Besitzer, er verwendet Subordination, er erklärt nicht zu viel. Und trotzdem erklärt er. Ein Mann von Stand, der Wert auf Ordnung legte — das ist eine Erklärung dessen, was der Marchese ist, gegeben, weil das Modell dem Leser entgegenkommt. Kleist kommt dem Leser nicht entgegen. Der Marchese hat keinen Namen — nicht einmal ein Kürzel wie bei der Marquise, keine Andeutung von Identität, nichts, das der Text dem Leser reicht. Der Leser ist einfach dort, im Schloß, mit einem Mann, dessen Namen er nie erfahren wird. Kleists Text vertraut dem Leser. Das ist der Abstand zwischen dem Original und dem, was wir produziert haben: nicht ein Abstand der Syntax, sondern ein Abstand der Haltung.

Aber das ist nicht das Entscheidende.

Das Entscheidende steht in der Mitte der Novelle, an der Stelle, an der der Ritter in der Nacht allein im Zimmer liegt.

Tapp! tapp!

Ich schreibe es hin, so wie Kleist es hingeschrieben hat, und ich halte dabei inne, weil ich verstehen will, wie es entstanden ist. Nicht was es bedeutet — das weiß ich: es ist das Geräusch einer Krücke auf einem Holzboden, das Geräusch, das der Ritter hört und das ihn in den Wahnsinn treibt. Was ich verstehen will, ist sein Ursprung. Und die Antwort, die ich beim Lesen gefunden habe, ist diese: Es ist nicht entstanden. Es ist gehört worden. Jemand hat dieses Geräusch in sich gehört — in der Vorstellung, im Körper, an dem Ort, an dem Sprache anfängt, bevor sie Wörter hat — und hat es direkt in den Text übertragen, ohne es zu übersetzen. Keine Beschreibung, keine Vermittlung, kein Versuch zu erklären, wie das Geräusch klingt. Das Geräusch selbst, in zwei Silben, hingestellt wie ein Gegenstand, der keine Erklärung braucht und keine verträgt.

Ein Modell, das aus Sprache lernt, kann das nicht. Das ist keine Kritik an dem Werkzeug, das wir benutzt haben — es ist eine Feststellung über das, was solche Werkzeuge sind und was sie nicht sind. Sie lernen Muster: syntaktische, semantische, stilistische, tonale. Sie lernen, wie Sätze gebaut werden, wie Töne gesetzt werden, wie Subordination funktioniert, wie Lapidarität entsteht. Was sie nicht lernen können, ist das, was vor der Sprache liegt — das körperliche Hören, das sich in Buchstaben übersetzt, nicht in Bedeutung. Tapp! tapp! ist keine Bedeutung. Es ist ein Ereignis, das Kleist widerfuhr, und das er in den Text übertragen hat, weil er keine andere Möglichkeit hatte, es mitzuteilen, als es hinzuschreiben, so wie er es gehört hatte.

Das gilt nicht nur für das Werkzeug. Die Schüler, die in den letzten Jahren nicht mehr hören konnten, was ich hörte, wenn ich einen Satz vorlas — sie hatten nicht das Falsche gelernt. Sie hatten nicht die falsche Grammatik, nicht die falsche Methode, nicht das falsche Verhältnis zur Sprache. Sie hatten das verloren, was vor der Sprache liegt: das körperliche Wissen, aus dem das Hören kommt, bevor es Verstehen wird. Der Virus hat nicht die Syntax genommen. Er hat das genommen, was die Syntax trug — das Körpergedächtnis, das einen Satz nicht als Konstruktion hört, sondern als Ereignis. Das ist nicht reparierbar. Das wusste ich, seit dem ersten Morgen, ohne es gewusst zu haben.

Kein Modell, das aus Texten lernt, wird je einen Text produzieren, der dieses Ereignis hat, weil das Ereignis nicht im Text steht — es steht hinter dem Text, im Körper dessen, der geschrieben hat, und dieser Körper ist nicht Teil der Texte, aus denen das Modell gelernt hat. Das haben wir nicht gewusst, als wir anfingen. Oder wir haben es gewusst und nicht verstanden, was es bedeutet. Jetzt verstehe ich es.

Mir ist kalt. Das ist neu, oder ich bemerke es erst jetzt.

Und dann ist da noch der letzte Satz.

Kleist schließt: *…und noch jetzt liegen, von den Landleuten zusammengetragen, seine weißen Gebeine in dem Winkel des Zimmers, von welchem er, als er von der Jagd kam, das Bettelweib hatte aufstehen heißen.* Das Wort Bettelweib fällt in der Novelle genau einmal — hier, im letzten Satz, als Benennung der Frau in dem Moment, in dem sie als Tote identifiziert wird. Nicht am Anfang, nicht in der Mitte, als die Geschichte noch im Gange ist — erst am Ende, wenn das, was sie war, feststeht, weil das, was ihr geschehen ist, erzählt worden ist. Das Wort, das sich mir mit zwölf Jahren eingeprägt hatte, ohne dass ich es gelesen hatte, steht einmal im Text, am letzten möglichen Ort.

Output 12 hat diesen letzten Satz nicht. Er endet anders — gut, nah, in einem Satz, der trägt, was er tragen kann. Aber er enthält nicht das Wort Bettelweib. Er weiß nicht, dass das Wort, das die Frau benennt, erst am Ende fallen darf — weil kein Dokument, das wir eingegeben haben, dieses Wissen enthielt. Das ist nicht das Versagen des Modells — das Stilistikkapitel hat es nicht gewusst, der Kindler-Eintrag hat es nicht gesagt, kein Dokument, das wir eingegeben haben, hat dieses Wissen gehabt. Es war in keinem unserer Dokumente. Es war nur im Original.

Was haben wir also produziert?

Wir haben produziert, was produzierbar war: einen Text, der die Syntax gelernt hat, den Ton gelernt hat, die Haltung angenähert hat, die Kompression verstanden hat. Einen Text, der — in einem Satz, an einem Abend im Dezember, für die Dauer dieses einen Satzes — so geklungen hat, wie es klingen müsste. Das ist nicht nichts. Das ist, wenn ich es recht bedenke, mehr als ich am Anfang glaubte und weniger als ich hoffte, und beides habe ich nie gesagt — das eine, weil es zu früh gewesen wäre, das andere, weil es zu viel gewesen wäre.

Ich schreibe das, und die Sätze sind länger als die Sätze, mit denen ich angefangen habe, und die Zeit ist kürzer als die Zeit, die ich am Anfang hatte. Das ist in Ordnung. Es ist die richtige Richtung, für das, was noch zu schreiben ist.

Die Frage, die bleibt, ist eine, die ich nicht beantworten kann, und die ich dennoch stellen muss, weil sie sich beim Schreiben dieses Eintrags von selbst gestellt hat, als nächster Gedanke, ohne dass ich sie gesucht hätte: ob das, was vor mir liegt — Output 12, alle Outputs, die Arbeit dieser zwei Jahre —, das ist, wofür ich es halte, nämlich die bestmögliche Annäherung an einen Text, der verloren gegangen ist; oder ob es etwas anderes ist, etwas, für das ich keinen Namen habe, weil die Instrumente, mit denen man solche Fragen entscheiden würde — die Texte, die Leser, die Institutionen, die Sprache selbst, in der solche Entscheidungen getroffen werden —, nicht mehr da sind, sodass ich —

Editorische Nachbemerkung

Bei dem vorliegenden Text handelt es sich um die Aufzeichnungen von Lirika V., geboren 1981 in einer Stadt, deren Namen sie im Text nicht nennt, gestorben im Frühjahr 2064 in der Villa, in dem dieses Dokument entstand. Es wird hiermit der Öffentlichkeit übergeben, soweit dieser Begriff noch einen Sinn hat, in dem Zustand, in dem es hinterlassen wurde: unabgeschlossen, mit einem Satz, der mitten in einem Gedanken endet, den die Verfasserin nicht mehr zu Ende gedacht hat — oder den sie zu Ende gedacht hat, ohne ihn zu Ende schreiben zu können.

Der Herausgeber hat den Text nicht verändert. Orthografie und Interpunktion wurden beibehalten, auch an den Stellen, an denen sie von der Norm abweichen — was selten vorkommt, da die Verfasserin bis zuletzt mit einer Präzision schrieb, die der Herausgeber nicht korrigieren wollte und nicht hätte korrigieren können.

Zur Entstehungsgeschichte ist folgendes zu sagen.

Das Projekt, das Lirika V. mit diesen Aufzeichnungen dokumentiert hat, begann im Frühherbst 2061 und endete im Februar 2064. Es hatte zum Ziel, mit Hilfe eines Sprachmodells aus dem Jahr 2030 — eines Modells, das auf einem Laptop lief, den R.K., der dritte Beteiligte, zurückgelassen hatte, als er im März 2063 die Stadt verließ — eine Novelle von Heinrich von Kleist zu rekonstruieren, die im Jahr 2052 auf einer Lektüre-Plattform des Nordbunds als nicht mehr lesbar klassifiziert worden war und deren Volltext zu diesem Zeitpunkt als verloren galt. Die Novelle heißt Das Bettelweib von Locarno.

Das Team bestand aus vier Personen. Die Verfasserin, Deutschlehrerin im Ruhestand, war die einzige, die den Zieltext vollständig hören konnte — nicht weil sie ihn kannte, sondern weil sie die Sprache kannte, in der er geschrieben war, und weil diese Kenntnis in ihr gespeichert war auf eine Weise, die der Syntagma-Virus, der in den 2030er Jahren das syntaktische Gedächtnis der meisten Menschen beschädigt hatte, nicht vollständig hatte tilgen können. Z., geboren 2040, beschaffte die Inputdokumente, trug Wasser, kam und ging. Sie entwickelte im Verlauf des Projekts ein akustisches Urteilsvermögen, das keiner der anderen hatte. R.K., geboren um 2010, richtete das Werkzeug ein, verwaltete die technische Seite des Projekts und hinterließ beim Abgang eine Anleitung, deren letzter Abschnitt über das Prompting die Verfasserin, als sie ihn las, als den am stärksten literarischen Teil des Textes bezeichnete — ein Urteil, dem der Herausgeber nichts hinzuzufügen hat. Der Herausgeber selbst, geboren 2030, war zwei Jahre lang Mitarbeiter des Kleist-Archivs Sembdner in Heilbronn, bevor die Stelle gestrichen wurde, und ist seitdem ohne institutionelle Einbindung tätig — lesend, dokumentierend, bewahrend, in dem Maß, in dem das noch möglich ist.

Die Inputdokumente, in der Reihenfolge ihrer Eingabe, waren: ein Plattform-Eintrag der Lektüre-Plattform Nordbund vom 14. März 2052; ein Brief unbekannter Herkunft aus den zwanziger

oder dreißiger Jahren des Jahrhunderts, abgeschrieben vom Herausgeber aus dem kommunalen Archiv; der Kindler-Lexikon-Eintrag zu Das Bettelweib von Locarno, verfasst von Ines Gebordini; ein Kapitel aus den Heilbronner Kleist-Studien, Band 14, über die Prosasprache Kleists; Michael Kohlhaas; Das Erdbeben in Chili; Der Findling; Die Marquise von O…; Die heilige Cäcilie. Der Originaltext von Das Bettelweib von Locarno tauchte erst im Februar 2064 auf, als der Herausgeber ihn in einem für die Entsorgung vorgesehenen Archivbestand fand — also erst nach dem Abschluss des Projekts, aber früh genug, um der Verfasserin nach der Produktion von Output 12 zum Lesen gegeben zu werden. Ob sein früheres Auftauchen das Projekt überflüssig gemacht hätte, ist eine Frage, die der Herausgeber nicht beantworten wird.

Output 12 ist nicht Das Bettelweib von Locarno. Eine vollständige Rekonstruktion war von Anfang an nicht möglich, und die Verfasserin wusste das, auch wenn sie es selten so direkt ausgesprochen hat. Was Output 12 ist, lässt sich präziser sagen: Es ist der Text, der entsteht, wenn ein Modell aus dem Jahr 2030, trainiert auf den Texten einer Epoche, die gelernt hatte, Komplexität syntaktisch zu tragen, mit den bestmöglichen Dokumenten versorgt wird, die in einer Welt noch aufzufinden sind, in der an diese Epoche keine Erinnerung mehr besteht. Er hat den Ton. Er hat die Syntax, angenähert. Er hat die Kompression, stellenweise. Er hat nicht *tapp! tapp!* — und er hat nicht den letzten Satz, in dem das Wort *Bettelweib* erscheint, weil kein Dokument, das wir eingaben, dieses Wissen enthielt. Diese beiden Abwesenheiten markieren die Grenze dessen, was rekonstruierbar ist, und sie markieren sie präziser, als der Herausgeber es in Worte fassen kann.

Die Verfasserin hat es in Worte gefasst. Der letzte Abschnitt ihrer Aufzeichnungen ist der dichteste und der genaueste Text, der aus dem Projekt hervorgegangen ist — dichter als jeder der Outputs, genauer als jede Analyse, die der Herausgeber hätte verfassen können. Er endet mitten in einem Satz. Der Herausgeber hat diesen Satz nicht vervollständigt, weil er ihn nicht vervollständigen kann, und weil der Abbruch zur Sache gehört: Die Frage, die die Verfasserin stellte, ist keine, die beantwortet werden kann. Sie ist nur stellbar. Warum sie in diesem Satz aufgehört hat — genau in diesem Satz, an dieser Stelle, und nicht einen Gedanken früher oder später — weiß der Herausgeber nicht.

Sie wusste, wann ein Satz fertig ist.

Volaron oder Der scheintote Zeuge

Novelle

Der Scheintote

Mein Bruder Burghard saß eine Stunde lang leblos in einem Gerichtssaal des Landgerichts München I, und niemand hatte es bemerkt – nicht der Richter, nicht die Anwälte, nicht die Zuschauer, nicht einmal meine Nichte Beatrice, die als Notärztin hätte wissen müssen, dass ein lebender Mensch nicht so stillsitzen kann. Doch Burghard hatte jahrzehntelang geübt, sich zu verschließen. Volaron war der Name des Medikaments, das ihn zu dieser letzten, perfekten Starre befähigte. Er nannte es „die Zensur". Ich nenne es Mord auf Raten. Er starb drei Tage später auf der Intensivstation, ohne das Bewusstsein wiedererlangt zu haben.

Jetzt stehe ich in der Küche der Villa am Starnberger See und starre auf die große Nymphenburger Terrine. Sie steht dort auf der Marmorplatte – perlmuttweiß, bauchig, vierzig Zentimeter breit, ein Körper ohne harte Kante. Die geschwungenen Akanthusblätter an den Griffen legen sich wie schützende Hände um den Korpus. Der Knauf auf dem Deckel ist eine geschlossene Knospe. Alles an ihr ist Rundung, alles ist Weichheit. Die Stille ist an diesem Februarnachmittag so dicht, dass ich das Gefühl habe, sie mit dem Schöpflöffel teilen zu können.

Sie hält nicht lange an. Ein älterer Herr verirrt sich in den Küchenflur, bemerkt mich, nickt verlegen und zieht sich zurück. Ich nehme vier der Kaffeetassen, die auf dem Tisch stehen, und mache mich damit auf den Weg. In der Diele, etwas abseits, stehen zwei Chefärzte mit Weingläsern und sprechen mit den gedämpften Stimmen von Männern, die das Sterben kennen und trotzdem nie wissen, was sie dazu sagen sollen. Ich gehe an ihnen vorbei ins Esszimmer, wo die Tassen gebraucht werden. Auf der Anrichte neben der Tür steht eine ovale Platte, perlmuttweiß, mit demselben weichen Schimmer wie Innenseiten von Muscheln. Die Akanthusranke am Rand ist halb unter einem Serviettenbausch begraben. Jemand hat Canapés

darauf geschichtet – Frischkäse, geräucherter Lachs, kleine Papierfahnen. Burghard hatte dieses Porzellan nie für Gäste herausgestellt.

Die breiten Schiebetüren zwischen Esszimmer und Salon sind ganz aufgezogen, denn hier findet heute die Inszenierung statt. Hier hat sich an diesem Tage die Welt versammelt, um Abschied von Professor Dr. Burghard Brenner zu nehmen. Die grauen Schläfen und maßgeschneiderten Anzüge stehen gedrängt vor den Fenstern, die den Blick auf den zugefrorenen See einrahmen. In den Nachrufen, die seit zwei Tagen die Zeitungen füllen, ist von einem „unersetzlichen Verlust für die Chirurgie" die Rede. Sie schreiben über seine unfehlbare Hand, über seinen Mut in aussichtslosen Situationen und – besonders süßlich – über seine tragische Rolle im Fall jener Star-Cellistin, deren Leben er zu retten versucht hatte, nachdem eine „junge, unerfahrene Assistentin" im OP-Saal versagt hatte. Das Narrativ steht fest: Burghard war ein Wegbereiter gewesen, ein Pionier, der schließlich unter der Last seiner eigenen Brillanz zusammengebrochen war.

Ich wusste es besser.

In der Ecke des Salons steht Isabels Harfe, zur Seite gerückt, um Platz zu machen. Niemand hat sie weggestellt. Man hat sie nur verschoben – wie man Dinge verschiebt, die nichts bedeuten und die stören. Nicht weit davon stehen Beatrice und Wiebke. Beatrice trägt schwarz, hält den Rücken sehr gerade. Wiebke steht dicht neben ihr – dichter, als die Situation es verlangt, die Hand manchmal kurz an Beatrices Arm. Am Hals, unter dem Ausschnitt, liegt etwas an einer feinen Kette. Ich weiß, was es ist. Ich schaue länger hin als nötig, dann wende ich mich ab. Mir fällt die Wohnung in Haidhausen ein. Dass sie in der Nähe des Dachterrassen-Refugiums der beiden Frauen liegt. Beatrice hält sich merkwürdig still, trinkt nichts, lehnt das Tablett der Kellnerin zweimal ab. Vielleicht bedeutet es nichts.

Man bewundert die beiden von weitem – die Tochter, die selbst Ärztin geworden war, und ihre messerscharfe Partnerin. Für die Welt dort drinnen ist dies der letzte Beweis für Burghards Größe: seine „moderne Familiengestaltung". Ein Mann von echtem Format, der das Coming-out seiner Tochter mit der Souveränität eines Weltmannes getragen hatte.

Doch ich sehe auch, wie die beiden kaum miteinander sprechen. Wiebke hatte im Prozess die Gegenseite vertreten. Sie hatte das Skalpell der Justiz gegen den Mann geführt, der sie noch im November zum Abendessen eingeladen hatte. Was zwischen den beiden Frauen jetzt steht, weiß ich nicht. Ich vermute, auch sie wissen es noch nicht genau.

Mein Blick wandert über die Versammlung. Etwas fehlt. Ich suche nach der „Damenriege" – jenen hochbegabten jungen Ärztinnen, die Burghard über Jahre hinweg gefördert hatte. Er hatte sich gerne mit ihnen geschmückt, hatte sie in Interviews als Beweis seines feministischen Fortschritts präsentiert. Doch heute ist keine von ihnen da. Nicht eine einzige.

Seine „Demut vor dem Gewebe" – sein Lieblingsausdruck – war kein fachlicher Ethos, sondern, wie ich heute verstehe, ein Herrschaftsinstrument. Er verlangte Ehrfurcht vor der Materie und meinte damit stets sich selbst. Er hatte die Karrieren dieser Frauen nicht vorangebracht; er hatte sie in seine Ordnung eingepasst, bis sie keine Luft mehr bekamen. Dr. Aris war nur die Erste gewesen, die es gewagt hatte, den Käfig aufzubrechen. Die anderen waren still verschwunden, in die Pharmaindustrie, in die Verwaltung, in andere Städte. Ihre Abwesenheit war ihr Urteil.

Ich nehme einige leere Gläser, trage sie in die Küche und schließe die Tür hinter mir.

Wieder blicke ich auf die leere Terrine. Das Porzellan ist kalt. Ich füllte es jeden Tag mit Suppe – Rinderbrühe mit Wurzelgemüse, Hühnersuppe mit Nudeln, klare Consommé. Ich trug es ins Esszimmer, stellte es auf den Tisch, nahm den Deckel ab. Der Dampf stieg auf, füllte den Raum mit dem Geruch von Nahrung, von Leben.

Burghard ließ seine Portion meist kalt werden. Er starrte die Terrine an mit einer Mischung aus Abscheu und Hunger, dann dozierte er über seine Statik oder versank in Gedanken. Die Nahrung, die ich ihm anbot, verweigerte er nicht – das hätte eine Erklärung erfordert, eine Aussage über sich selbst, zu der er nicht fähig war. Er ließ sie stehen, bis sie kalt war, und sagte nichts.

Ich erinnere mich an den Einzug in diese Villa, 1987. Isabel war am Anfang noch dabei gewesen. Sie hatte Pläne gehabt. Sie wollte wilde Gärten, weiche Teppiche, ein Haus, das atmet. Doch sie starb kurz nach dem Kauf des Hauses, mitten in der Renovierung. Ihren Gestaltungswillen hatte Burghard dann nicht einfach ignoriert; er hatte ihn nach ihrem Tod systematisch ausradiert. Die angefangenen Arbeiten ließ er abbrechen, die Handwerker entlassen, die Räume nach seiner Vorstellung neu gestalten. Jede Kurve wurde durch eine Gerade ersetzt, jede Unordnung durch geometrische Strenge überschrieben. Was unfertig geblieben war, blieb unfertig – ein Haus, das Burghard bewohnbar nannte und das sich dennoch nie wie ein Zuhause anfühlte.

Ich war der Einzige, der mit Burghard in der Villa ausharrte. Beatrice zog aus und ging zurück nach München. Der Schattenbruder blieb, füllte die Terrine, hielt die Küche warm, während Burghard tagsüber in der Stadt die Schicksale anderer Menschen zerschnitt und abends, im Herrenzimmer der Villa, OP-Protokolle ins Diktiergerät sprach. In dieser Villa hat niemand widersprochen. Das war keine Tugend. Es war die Bedingung des Verbleibens.

Schon im Sommer 2002, als die Hitze über dem See stand wie eine Drohung, hatte ich begonnen, nachts heimlich die Immobilienanzeigen in den Münchner Stadtvierteln zu studieren. Ich suchte nach Apartments in Haidhausen, in der Nähe von Beatrice und Wiebkes großer Wohnung. Die Villa fühlte sich für mich schon damals wie ein zu großer Mantel an, der nicht für mich geschneidert worden war. Ich wollte weg von dem Geruch nach Apotheke, der aus dem Herrenzimmer sickerte.

Burghard hatte diesen Geruch immer geleugnet. Er sprach von Zigarrenrauch und altem Leder, doch ich roch die Chemie. Süßlich, künstlich, mit einem metallischen Unterton. Ich wusste damals nicht, was es war. Ich ahnte nur, dass mein Bruder sich systematisch vergiftete. Erst nach seinem Tod, nach dem Fund im Tabernakel, verstand ich das Ausmaß.

An jenem Septembertag, als der gelbe Brief kam, legte ich die Post auf das Gueridon und wechselte einen kurzen Blick mit Burghard, bevor ich das Herrenzimmer wieder verließ. Mehr war es nicht, damals. Erst im Nachhinein, wenn ich diesen Moment zurückrufe, sehe ich es: Seine Hand auf dem Mahagoni vibrierte kurz, ein feines, rhythmisches Zittern, das er sofort mit der anderen Hand niederdrückte. Ich hatte es gesehen und nicht gesehen. Ich war gegangen.

Was sich hinter diesem Zittern verbarg, erfuhr ich erst viel später, aus Beatrices Mund und aus den Laborberichten. Volaron – Handelsname für Tilidin, ein Opioid, das Schmerzen unterdrückt und die Körperwahrnehmung zerstört. Er nahm es in immer größerer Dosis, mehrmals täglich, zuletzt in Mengen, die Beatrice bestürzten. Dazu Kortison für die versagenden Nebennieren, Benzodiazepine gegen das Zittern. Er saß im Gerichtssaal, die Augen offen, die Haltung aufrecht – doch er war nicht mehr da.

Burghard hatte dreißig Jahre lang geübt, sich zu verschließen. Hat er gelitten? Bei jemandem wie ihm weiß man das nicht. Ich habe ihn nie als Leidenden erlebt. Was mich erschüttert, ist etwas anderes – dass ein Mensch sich so vollständig auflösen kann, während das Leben seinen geregelten Gang geht, während die Suppe kalt wird, während ich die Tür hinter mir schließe. Dass niemand eine Chance hatte einzugreifen. Nicht weil wir weggeschaut haben – obwohl wir das auch getan haben –, sondern weil die Kontrolle, die er ausübte, perfekt war. Bis sie es nicht mehr war.

Und niemand merkte es. Nicht der Richter, nicht die Anwälte. Nicht einmal Beatrice – wobei ich, wenn ich ehrlich bin, nicht weiß, was selbst eine Notärztin aus mehreren Metern Entfernung hätte erkennen sollen. Ein ruhig sitzender Mann in einem Gerichtssaal sieht nicht anders aus als einer, der am Versagen seiner Nebennieren stirbt.

Erst als Beatrice um die Schranke herumlief, als sie sein Hemd aufriss und die Reanimation einleitete, verstand die Welt, dass der große Professor nicht nachdachte, sondern starb.

Drei Tage später war er tot. Multiorganversagen, sagten die Ärzte. Addison-Krise, sagte Beatrice. Ich sage: Er starb an der Unmöglichkeit zuzugeben, dass sein Körper ihn verraten hatte.

Ich stelle mir vor, wie drinnen im Salon wieder jemand sein Glas hebt. Wie eine Rede beginnt. Wie die Worte klingen werden: „Ein großer Mann... unersetzlicher Verlust... seine unfehlbare Hand..."

Ich wende mich ab. Die Fassade wird noch ein paar Stunden halten, bis der letzte Gast gegangen ist. Doch hier drinnen, in der Stille der unvollendeten Villa, in der Küche mit der leeren Terrine, ist die Wahrheit längst eingezogen.

Mein Bruder war kein Titan. Er war ein kranker, süchtiger Mann, der lieber starb, als schwach zu erscheinen. Und ich, der Schattenbruder, der die Suppe kochte und schwieg, war sein stiller Komplize.

Ich nehme die Terrine von der Marmorplatte. Sie ist schwer, bauchig, kalt. Ich trage sie zum Tisch, stelle sie ab. Morgen werde ich sie für Beatrice einpacken. Morgen werde ich die Schlüssel für die Wohnung in Haidhausen abholen. Morgen beginnt ein Leben, in dem ich nicht mehr für einen Toten koche.

Doch heute, an diesem Februarnachmittag, während drinnen die Welt einen Helden bestattet, stehe ich in der Küche und trauere um den Bruder, der nie einer war – den Bruder, der es vielleicht hätte werden können, wenn Isabel nicht gestorben wäre, wenn die Villa nicht so kalt geworden wäre, wenn das Volaron ihn nicht zensiert hätte, bis nichts mehr übrig war als eine wächserne Statue im Gerichtssaal.

Vielleicht war er schon seit Jahren so gewesen – so weit von sich selbst entfernt, dass niemand mehr hätte eingreifen können.

Der gelbe Brief

Burghard saß an seinem Schreibtisch und studierte die Staubpartikel.

Das spätsommerliche Morgenlicht fiel in einem präzisen Winkel durch die hohen Fenster seines Herrenzimmers und machte sie sichtbar: tanzende, geometrische Punkte, die ihrer unsichtbaren Choreographie der Luftströme folgten – aufsteigend, absinkend, kreisend, niemals kollidierend. Er hatte dieses Phänomen oft beobachtet. Es bestätigte ihm, was er ohnehin wusste: Ordnung war keine Frage der Absicht, sondern der Physik. Die Partikel folgten ihrer Logik, und ebenso hatte in diesem Raum jedes Objekt seinen Platz – nicht durch Gewohnheit, sondern durch Notwendigkeit.

Burghards Schreibtisch, ein massives Bollwerk aus dunkler Eiche, stand exakt mittig zur Fensterachse, die Regale bildeten präzise Parallelen, selbst der Abstand zwischen den Sesseln war berechnet. Es war ein Raum ohne Zufall.

An jenem Dienstagmorgen, dem sechsten September 2002, wurde diese Statik durch ein Stück Zellulose erschüttert. Es war kein Beben, keine Eruption; es war das trockene Geräusch von Papier auf poliertem Nussbaum. Burghards Gehör war von einer Schärfe, auf die er stolz war – eine Funktion, die dem Alter trotzte.

Albrecht war durch die offene Tür eingetreten. Er trug einen weichen Kaschmirpullover in der Farbe von ungetoastetem Brot und bewegte sich mit einer Stille, die Burghard je nach Laune als Diskretion oder als Unsichtbarkeit auslegte. Er legte den Stapel von Briefen auf das Gueridon, jenes diplomatische Tischchen aus Nussbaum, das die Grenze zwischen dem häuslichen Bereich und Burghards Refugium markierte. Albrechts Augen, die eine Spur zu weich für dieses Zimmer waren, wanderten kurz zu dem gelben Umschlag und dann zum Gesicht seines Bruders. Er sagte nichts. In diesem Schweigen lag etwas, das Burghard nicht ganz einordnen konnte – eine Vorahnung vielleicht, oder nur Albrechts gewohnte Unlesbarkeit.

Die Willkür, mit der sein Bruder ihm die Post an manchen Tagen brachte und an anderen nicht, löste in Burghard ein leises Befremden aus. Vielleicht folgte Albrecht ja einem eigenen System, einem Rhythmus der Küche, den er nur nicht durchschaute. Doch dieser Gedanke war absurd. Albrecht lebte ohne erkennbare Struktur, als wäre Ordnung eine Frage äußerer Umstände statt innerer Logik. Trotz allen Unverständnisses für diese weiche Natur musste Burghard zugeben, dass sein Bruder dabei eine gewisse Präzision an den Tag legte.

Ein weiterer kurzer Blick zwischen den Brüdern, ein knappes Nicken. Dann verließ Albrecht das Refugium wieder, die Tür hinter sich schließend.

Burghard war allein mit der gelben Provokation.

Er erhob sich. Die Bewegung kostete ihn mehr Mühe, als er sich eingestehen wollte. Die Polymyalgia machte die Schultern steif, besonders am Morgen, doch der „Stabilisator", den er sich heute bereits injiziert hatte, und die beiden Tabletten der „Glättung", die er vor dem Frühstück geschluckt hatte, dämpften den Schmerz zu einem erträglichen Hintergrundgeräusch. Die „Glättung" legte bereits ihr Seidenfutter über die Nerven, machte die Welt weicher, unschärfer.

Er ging zum Gueridon. Es waren nur wenige Schritte, doch er nutzte sie, wie immer, um die Ordnung des Raumes zu überprüfen. Die Kante des Perserteppichs lag exakt parallel zur Fußleiste. Die Rücken der Bücher im Regal bildeten eine durchgehende Linie. Alles war, wie es sein sollte. Burghards Bewegungen waren gemessen, fast zeremoniell – eine bewusste Langsamkeit, die, wie er sich sagte, Würde ausdrückte.

Ganz oben auf dem Stapel lag der Brief. Ein unsauberes, aggressives Gelb, das in der gedämpften Farbskala des Zimmers wie ein Fremdkörper wirkte. Ein juristisches Signal. Eine förmliche Zustellung.

Er nahm die Briefe und kehrte damit zu seinem Schreibtisch zurück. Das massive Bollwerk aus dunkler Eiche bot Schutz, eine Verteidigungslinie gegen jede Form von Störung. Alles hier war ein Erbe der Statik, die er nach Isabels Tod errichtet hatte. Er erinnerte sich flüchtig an ihre Versuche, die Villa mit weichen Stoffen und asymmetrischen Blumenarrangements zu beleben –

ein Gestaltungswille, den er nach ihrem Ende Schicht für Schicht durch seine eigene, geometrische Strenge überschrieben hatte.

Er legte die anderen Umschläge nieder und behielt nur den gelben in der Hand.

Dann nahm er den Brieföffer. Es war ein schweres Instrument aus Solinger Stahl, geschmiedet, die Klinge einseitig geschliffen. Er führte den Schnitt am oberen Rand des Umschlags aus. Die Bewegung war routiniert. Ein Chirurg öffnet nicht, er schafft Zugang.

Das Dokument, das er dem Umschlag entnahm, war die förmliche Zustellungsurkunde – das unerbittlichste Instrument der deutschen Justiz. Der handschriftliche Vermerk des Zustellers dokumentierte den exakten Moment des Empfangs. In seinem Inneren verbarg sich die Klageschrift.

Burghard las mit der klinischen Distanz, die er sich in Jahrzehnten am OP-Tisch angeeignet hatte. Die Zeilen ordneten sich vor seinen Augen wie anatomische Strukturen.

Klägerin: Dr. Arzu Aris

Der Name traf ihn nicht unerwartet – er hatte geahnt, dass dieser Tag kommen könnte – doch die Präzision, mit der die Vorwürfe formuliert waren, irritierte ihn.

Detaillierte Rekonstruktion des operativen Versagens im Fall Elena V., 14. Juni 2000. Vorwurf der vorsätzlichen Falschbeurkundung des OP-Protokolls. Rufschädigung. Fahrlässige Körperverletzung.

Er las weiter. Die Klageschrift beschrieb minutiös die Pankreatojejunostomie, den Moment der Perforation, seine Anweisung an Dr. Aris. Sie behauptete, er habe die Nadel geführt, er habe den Fehler verursacht. Das war eine Verdrehung der Tatsachen.

Sein Blick glitt zum Ende des Dokuments. Dort stand der Name des Prozessbevollmächtigten.

Rechtsanwalt Dr. Klaus Bergmann
Kanzlei Bergmann & Kollegen, München

Burghard kannte den Namen. Bergmann war ein etablierter Anwalt für Medizinrecht, Mitte sechzig, respektiert, teuer. Dass Aris sich einen solchen Anwalt leisten konnte, überraschte ihn. Oder hatte Bergmann eine Rechnung offen – mit ihm persönlich, oder mit Männern wie ihm?

Ein Zittern begann in seiner rechten Hand. Fein, rhythmisch, unkontrolliert. Die „Glättung", die er nach dem Aufstehen genommen hatte, hielt es nicht zurück. Er legte das Papier ab und starrte auf seine Finger.

Aris. Eine ehemalige Schülerin. Er erinnerte sich, dass Beatrice früher mit ihr befreundet gewesen war – eine unsaubere Vermischung von Privatem und Professionellem, die er schon damals missbilligt hatte. Dass diese Frau nun behauptete, er habe die fatale Blutung verursacht

und ihr die Schuld zugeschoben, sodass sie aus dem Beruf scheiden musste, war mehr als eine Lüge. Es war eine Verletzung der chirurgischen Ordnung.

Doch in seinem Inneren, hinter den Schichten aus jahrelanger Sedimentierung und chemischer Dämpfung, regte sich etwas. Kein Bild, nur ein Splitter davon. Der OP-Saal. Der Geruch des offenen Körpers – dieser süßlich-metallische Duft von frischem Blut und Galle. Das Pochen in seinen Schläfen. Die unnatürliche Starre in seinen Fingern, während er die Nadel führte.

Nein.

Er schloss die Augen. Die „Glättung" legte ihren weichen Schleier über die aufsteigende Erinnerung, dämpfte sie, machte sie unscharf.

Es war Aris gewesen. Sie war ungeschickt gewesen. Er hatte gerettet, was zu retten war.

Das Zittern wurde stärker. Er musste die Dosis anpassen. Aus strategischer Notwendigkeit. Der gelbe Brief erforderte Klarheit, und Klarheit kam durch Kontrolle über die eigene Biochemie.

Er erhob sich und ging zum Zigarrenhumidor. Das Möbelstück stand fest eingelassen in die Eichenvertäfelung, im Schatten des Bücherregals – ein Meisterwerk der Schreinerkunst, gefertigt aus spanischem Zedernholz, das Innere ausgekleidet mit hellem, rötlichem Holz. Früher hatten hier einmal Cohibas gelagert, Symbole einer männlichen Souveränität, die sich im Rauch auflöste. Jetzt war das Humidor umgewidmet. Es war das externe Lager seiner Existenz. Er nannte es in Gedanken sein Tabernakel, denn hier ruhten die Hostien seiner täglichen Funktionsfähigkeit.

Er öffnete den schweren Deckel. Der Geruch nach Tabak und Zedernholz war noch da, doch die süßlich-scharfe Chemie der Tropfen hatte sich darübergelegt – so vollständig, dass beides inzwischen untrennbar war, ein einziger Geruch, der nach beidem und gleichzeitig nach keinem der beiden mehr roch. Burghards Blick glitt über den Inhalt.

Auf der obersten Ebene: Leere. Hier hatten bis 2001 die Testosteron-Phiolen gestanden, doch er hatte sie nach dem Ruhestand entsorgt. Er brauchte keine künstliche Männlichkeit mehr.

Auf der mittleren Ebene: eine Reihe brauner Fläschchen der „Zensur" – Volaron-Tropfen. Das vorderste war angebrochen, die Pipette leicht verfärbt vom täglichen Gebrauch. Daneben die Blisterpackungen der „Glättung", ordentlich gestapelt.

Auf der unteren Ebene: die Ampullen des „Stabilisators", Kortison zur Injektion, in steriler Verpackung.

In der flachen Randmulde, wo früher die Befeuchterpatrone gelegen hatte: die „Drainage". Eine Plastikflasche mit Laxans, klebrig, halb leer, die Kappe verkrustet. Nicht unter seinen Substanzen, sondern neben ihnen – im Fach für Zubehör.

Alles an seinem Platz.

Er griff nach dem Fläschchen der „Zensur". Die Pipette klickte leise, als er sie herausdrehte. Normalerweise nahm er zehn, höchstens zwölf Tropfen. Heute zählte er bis achtzehn.

Er blieb vor dem offenen Humidor stehen. Kein Wasser, kein Zucker – das wäre unwürdig gewesen, eine Konzession an den Geschmack. Er ließ die Tropfen direkt auf seine Zunge fallen. Der gallige, künstlich-süße Geschmack breitete sich in seinem Mund aus, ätzend und unnachgiebig. Er schluckte trocken.

Dann schloss er das Humidor, ging ans Fenster und wartete. Er blickte hinaus auf den Garten der Villa. Die Hecken waren in strengen, quadratischen Formen geschnitten. Keine Blüte wagte es, außerhalb der Geometrie zu wachsen. Das war seine Welt.

Nach etwa neunzig Sekunden setzte die Wirkung ein. Es war, als würde jemand eine warme Decke über sein Nervensystem legen. Das Zittern im Handrücken hörte auf. Die Schärfe des gelben Briefes verblasste. Die juristischen Drohungen wurden zu bloßen Datenpunkten in einer komplexen Gleichung, die er lösen würde.

Er fühlte sich wieder groß. Die Statik war wiederhergestellt.

Ein Klopfen an der Tür unterbrach seine Kontemplation. Albrecht trat ein. Er trug eine Tasse Suppe auf einem kleinen Tablett. Die Tasse war aus feinem Nymphenburger Porzellan, Teil desselben Services, zu dem auch die große Terrine in der Anrichte gehörte.

„Die Brühe ist heute besonders kräftig", sagte Albrecht und stellte die Tasse auf den Rand des Schreibtisches. Der Dampf stieg auf, trug den Geruch von Sellerie und Rindfleisch in den Raum.

Burghard blickte auf die dampfende Flüssigkeit, dann auf seinen Bruder. Die Entrückung der „Zensur" hatte ihn in eine Sphäre gehoben, in der solche Gesten der Fürsorge störend wirkten. Vor allem aber ärgerte ihn die Naivität dahinter. Albrecht wusste von der Verstopfung – Burghard machte daraus kein Geheimnis –, doch sein Bruder behandelte es wie ein gewöhnliches Altmännerleiden. Als ob man so etwas mit Brühe kurieren könnte.

„Ich brauche keine Suppe", sagte Burghard kühl. „Meine Peristaltik ist ein chemisches Problem, keine Frage der Brühe."

Albrecht blieb einen Moment lang still. Dann nahm er die Tasse wieder an sich. Sein Gesicht blieb freundlich, doch er sagte nichts mehr, und die Art, wie er sich zur Tür wandte – ohne die übliche kleine Pause, ohne Blick zurück –, war Burghard nicht entgangen.

Es ließ ihn aber unberührt. Die „Zensur" hielt ihn auf seiner erhabenen Ebene; er spürte den vollen Auftrieb. Er war wieder der, der er sein musste.

Er nahm das Telefon. Das Tastengeräusch war ein nüchternes Klicken, ein funktionaler Rhythmus. Lohse war für ihn in all den Jahren ein zuverlässiger Experte gewesen, ein nützlicher und loyaler Begleiter. Der Anwalt hatte den Hauskauf abgewickelt, später Burghards Testament aufgesetzt und stets verstanden, wie man die profanen Realitäten des Lebens in saubere juristische Konstrukte verwandelt.

„Lohse? Brenner hier. Ich habe Post bekommen. Gelb. Ja. Ich möchte mit dir sprechen."

Burghard hielt den Hörer locker am Ohr, während er der ruhigen, sachlichen Stimme am anderen Ende Raum gab.

„Es geht um eine alte Geschichte, Lohse. Eine lästige Angelegenheit aus der Vergangenheit. Eine gewisse Aris. Wir müssen die Marschroute besprechen. Morgen um zehn?"

Er hörte zu, nickte. „Gut. Bis morgen."

Er legte auf. Die „Zensur" trug ihn nun vollständig. Er strich mit fester Hand über das glatte Papier der Klageschrift. Das Zittern war verschwunden. Die Entrückung hatte ihn in jene Sphäre gehoben, in der die Dinge wieder ihre Form und ihre Berechenbarkeit annahmen.

Draußen im Flur hörte er das ferne Klappern von Geschirr. Albrecht räumte auf. Burghard lächelte dünn. Die Welt war wieder in Ordnung. Dass er gerade die Dosis erhöht hatte, war kein Zeichen von Materialermüdung, sondern die notwendige Justierung eines Hochleistungssystems.

Er war der Anwender. Und der Anwender hatte alles unter Kontrolle.

Lohse

Die Vorbereitung begann bereits am Vorabend. Burghard stand vor dem offenen Tabernakel und betrachtete die Reihen seiner Hostien. Der Termin bei Lohse am nächsten Morgen erforderte eine sorgfältige Kalibrierung. Er durfte nicht zittern. Die Polymyalgia würde die Schultern steif machen – das war unvermeidlich, aber akzeptabel. Was er nicht zeigen durfte, war das andere: die träge Koordination, das Schwanken, die Unsicherheit in den Beinen, die nichts mit seiner rheumatischen Erkrankung zu tun hatte. Er musste der Professor sein, den Lohse kannte – souverän, präzise, unverwundbar.

Die „Drainage" war das Dringendste. Seit Tagen hatte er den Druck im Abdomen gespürt, diese quälende Fülle, die ihn von innen aufblähte. Die „Zensur" hatte seine Peristaltik nahezu stillgelegt – das war der Preis für die Entrückung. Er griff nach der Plastikflasche mit dem aggressiven Laxans, schraubte sie auf und maß die doppelte Dosis ab. Das Zeug schmeckte widerlich süß, synthetisch, aber es würde wirken. Es musste wirken.

Am Morgen, eine Stunde vor der Abfahrt, nahm er die „Glättung". Zwei Tabletten, heruntergespült mit einem Schluck Wasser. Er spürte, wie die weiche Samtdecke sich über seine Nerven legte, wie die innere Unruhe nachließ, wie die Welt weicher wurde. Das Zittern würde heute nicht durchbrechen.

Der Mercedes glitt durch den Morgenverkehr. Burghard saß am Steuer, beide Hände auf Zehn-vor-zwei. Er fuhr immer selbst. Die Fahrt von Starnberg nach München dauerte vierzig Minuten – über die Bundesstraße, vorbei an Gauting, durch Grünwald, dann in die Innenstadt. Lohses Kanzlei lag in der Altstadt, nahe dem Odeonsplatz.

Er fand einen Parkplatz in einer Seitenstraße. Der Weg von dort zur Kanzlei war nicht weit, kaum zweihundert Meter. Er stieg aus. Das Aussteigen dauerte länger als sonst. Seine Beine gehorchten ihm nur mit Verzögerung. Die „Glättung" machte jeden Schritt zu einer bewussten Anstrengung – nicht schmerzhaft, wie die Polymyalgia es war, sondern unscharf, als wäre der Boden weiter entfernt als erwartet. Gleichzeitig zwang die gestrige „Zensur" seine Muskulatur in eine subtile Starre. Er spürte die Rigidität im Rumpf, in den Oberschenkeln. Seine Schritte waren kürzer als gewöhnlich.

Er sah es anders. Er schritt gemessen. Er bewegte sich mit Würde. Ein Mann seines Ranges eilte nicht.

Das Treppenhaus roch nach Bohnerwachs. Lohses Kanzlei lag im zweiten Stock. Burghard nahm die Treppe, nicht den Lift. Jede Stufe erforderte Konzentration. Die rechte Hand am Geländer, das Gewicht verlagern, hochziehen. Die Tavor-Ataxie machte die Tiefenwahrnehmung unsicher – die Stufen schienen näher und gleichzeitig weiter entfernt zu sein.

Als er den zweiten Stock erreichte, blieb er einen Moment stehen. Sein Atem ging schnell. Die Messingtafel an der Tür: Dr. jur. Ludwig Lohse – Rechtsanwalt.

Er klingelte.

Die Sekretärin öffnete, grau meliert, freundlich. „Herr Professor Brenner. Guten Morgen. Herr Dr. Lohse erwartet Sie bereits."

Burghard nickte und trat ein.

Lohse war fünf Jahre älter als Burghard. Als Burghard, der sich in den Räumlichkeiten der Kanzlei gut auskannte, ohne anzuklopfen durch die weit offenstehende Tür in Lohses Büro eintrat und die ersten Schritte in den Raum tat, sprang der Anwalt von seinem Schreibtisch auf und kam ihm warm lächelnd entgegen. Er umrundete eine Gruppe von Ledersesseln, ohne den Rhythmus seiner Schritte zu brechen oder den Blick von seinem Gast zu wenden. Er hielt punktgenau vor Burghard, die Hände locker in den Taschen, und beobachtete ihn mit einem Blick, der trotz des Lächelns zu scharf war, zu prüfend.

„Brenner. Du gehst heute... anders", sagte Lohse zur Begrüßung. Nicht vorwurfsvoll. Nur feststellend.

Burghard spürte die Kränkung wie einen Stich. Er setzte sein mildes Lächeln auf. „Die Polymyalgia, Lohse. Morgens besonders. Und das Segeln bei Wind und Wetter fordert seinen Tribut. Die Schultern, die Hüften..." Er machte eine vage Geste, als wäre das Leiden zu komplex für Worte.

Lohse nickte gelassen, fast beiläufig. „Natürlich. Komm, setz dich."

Burghard ließ sich in einen der schweren Ledersessel sinken und streckte das linke Bein demonstrativ vor sich aus, als müsse er es entlasten.

Lohse nahm auf einem gegenüber stehenden Sessel Platz, lehnte sich zurück und verschränkte die Hände vor seinem Bauch. „Also. Ein gelber Brief."

Burghard reichte ihm die Klageschrift. Lohse setzte eine schmale Lesebrille auf und begann zu lesen. Er las langsam, gründlich. Sein Gesicht blieb ausdruckslos, nur die Augen bewegten sich über die Zeilen.

Nach ein paar Minuten legte er das Dokument neben sich ab.

„Hm."

Ein Laut, kein Wort. Doch Burghard kannte dieses „Hm". Es bedeutete: *Ich habe verstanden. Und es ist kompliziert.*

„Die Klageschrift ist präzise", sagte Lohse. „Sehr präzise. Dr. Aris behauptet, du hättest bei der Operation Elena V. einen Fehler gemacht. Dass dein Zittern die Perforation verursacht hat."

Burghard starrte auf seine Hände. Sie lagen ruhig auf den Armlehnen, perfekt kontrolliert durch die „Glättung". Aber er erinnerte sich an jenen Tag im Juni 2000. Den Geruch des OP-Saals. Das Pochen in seinen Schläfen. Die Starre in seinen Fingern.

„Es war ihr Fehler", sagte er. „Sie hat den Haken unter Spannung gehalten."

Lohse sah ihn lange an. „Burghard, dieser Fall wird komplex. Die gegnerische Seite ist aggressiv. Und du..." Er suchte nach Worten. „Du wirkst nicht... präsent genug für eine Verhandlung."

„Ich bin vollkommen verhandlungsfähig."

„Das bezweifle ich nicht." Lohse lehnte sich zurück. „Ich meine etwas anderes. In deiner Villa bist du der, den ich kenne. Hier" – eine kleine Geste, die den Raum einschloss – „bist du ein anderer. Und im Gerichtssaal wirst du noch ein anderer sein. Unter Druck, ohne deine gewohnte Umgebung, vor einem Richter, der jeden beobachtet." Er ließ eine Pause entstehen. „Das ist das Problem." Lohse legte die Klageschrift beiseite. „Der Vertreter der Klägerin ist Dr. Klaus

Bergmann. Seniorpartner bei Bergmann & Kollegen. Kennen wir beide. Sehr gründlich, sehr erfahren. Er wird kein Pardon geben."

Burghard nickte knapp. Bergmann war eine Institution im Münchner Medizinrecht. Der Typus, der nicht angreift, sondern auseinanderlegt.

„Ich schlage vor", fuhr Lohse fort, „wir holen jemanden dazu. Marek Seidel – jung, bissig, und er hat keine Ehrfurcht vor weißen Kitteln. Er hat sein Büro in Schwabing. Er wird sich bei dir melden, ihr findet einen Termin."

Er hielt kurz inne, dann, beiläufig, als fiele es ihm gerade erst ein: „Falls es dir lieber ist, könnte er auch zu dir in die Villa kommen. Wäre vielleicht praktischer."

Dort bist du am besten aufgehoben – so hörte Burghard es, obwohl Lohse das nicht gesagt hatte. Er registrierte die Abweichung zwischen dem tatsächlichen Wortlaut und seiner eigenen Übersetzung nicht. Die „Glättung" machte aus Beiläufigkeit Subtext. Eine höfliche Formulierung für: Du bist zu krank, um hierher zu kommen. Doch gleichzeitig... Die Villa. Sein Refugium. Sein Tabernakel. Dort konnte er die Dosis kontrollieren, konnte die Maske aufrechterhalten.

„Bergmann wird hart angreifen", sagte Lohse. „Aber Marek ist härter."

Burghard nickte langsam. Ein jüngerer Anwalt. Ein Kämpfer. Das klang nach jemandem, der ihn als schwachen alten Mann sehen würde. Doch wenn dieser Marek Bergmann Paroli bieten konnte...

„Gut", sagte er schließlich. „Er soll sich melden."

Lohse lächelte – ein mildes, fast väterliches Lächeln. „Ich rufe ihn heute noch an."

Burghard erhob sich mühsam aus dem Sessel. Das Aufstehen dauerte länger als es sollte. Die „Glättung" machte die Bewegung träge, unsicher. Lohse stand ebenfalls auf, kam um den Schreibtisch herum – wieder diese elastische, mühelose Bewegung, die Burghard wie einen Vorwurf empfand. Er reichte Burghard die Hand.

„Wir schaffen das, Burghard. Aber du musst mir vertrauen. Und du musst ehrlich sein. Zu dir selbst und zu mir."

Burghard nahm die Hand, hielt sie einen Moment. Lohses Griff war warm, fest.

„Ich bin ehrlich, Lohse."

„Hm."

Wieder dieses „Hm". Burghard ließ die Hand los, wandte sich zur Tür.

„Burghard", sagte Lohse leise.

Burghard drehte sich um.

„Pass auf dich auf. Ich meine es ernst."

Burghard nickte knapp. Dann verließ er das Zimmer.

Der Gang hinaus war eine Qual. Die Treppe hinunter, jede Stufe eine bewusste Anstrengung. Die rechte Hand am Geländer, das Gewicht verlagern, den Fuß setzen. Die Tavor-Ataxie machte die Tiefenwahrnehmung unsicher.

Draußen auf der Straße blieb er einen Moment stehen. Die Herbstluft war kühl, trug den Geruch von nassem Asphalt. Er ging langsam zu seinem Wagen, öffnete die Tür, ließ sich hinter das Steuer sinken.

Erst jetzt, in der Abgeschiedenheit des Mercedes, erlaubte er sich, die Maske fallen zu lassen. Er lehnte den Kopf gegen die Nackenstütze und schloss die Augen. Die „Glättung" hielt die Angst zurück, dämpfte sie zu einem dumpfen Druck. Doch darunter, sehr tief, war sie da.

Du wirkst nicht präsent genug.

Er startete den Motor, fuhr los. Die Fahrt zurück nach Starnberg dauerte vierzig Minuten. Als er die Villa erreichte, parkte er den Mercedes exakt in der Mitte des Kiesplatzes, parallel zur Fassade. Er stieg aus, ging die drei Granitstufen hinauf.

Drinnen roch es nach Suppe. Albrecht kochte wieder. Burghard ignorierte es, ging direkt in sein Refugium, schloss die Tür.

Er stand vor dem Tabernakel. Die Hände zitterten wieder. Er öffnete den Deckel, griff nach der „Zensur", zählte die Tropfen.

Zwanzig.

Er ließ sie auf die Zunge fallen, schluckte trocken. Der gallige, künstlich-süße Geschmack.

Neunzig Sekunden. Dann kam die Wärme zurück, die Klarheit, die Erhabenheit.

Die Welt war wieder in Ordnung.

Der Anwender hatte alles unter Kontrolle.

Die Symmetry

Der Wind kam an diesem Oktobernachmittag stetig aus Nordwest – nicht stark, aber beständig, die Art von Wind, bei der die Laken stehen und die Wanten schweigen. Das Wasser des

Starnberger Sees war in Bewegung, kleine gedrängte Wellen, die das Licht in tausend kalte Splitter brachen. Ein guter Segeltag, nach Burghards Maßstäben.

Den Weg vom Garten zum Steg legte er schnell zurück. Er hasste diese hundert Meter auf dem öffentlichen Schotterweg, die Spaziergänger mit ihren Hunden, die ihn gelegentlich erkannten und nickten. Er nickte zurück, knapp, ohne zu lächeln, ohne stehenzubleiben. Beatrice und Wiebke gingen hinter ihm. Als der Steg in Sicht kam, beschleunigte er unmerklich seinen Schritt.

Die Symmetry lag am äußersten Ende des Stegs. Der Name stand in goldenen Lettern am Heck – geometrisch perfekt gesetzt, wie er es 1987 hatte aufmalen lassen, als er das Boot nach Isabels Tod umbenennen ließ. Zehn Meter weißes GFK, das Deck aus geöltem Teak, der Mast aus eloxiertem Aluminium. Es war Isabels Vaters Boot gewesen, einst auf einen anderen Namen getauft – einen weichen, poetischen Namen, den Burghard vergessen hatte, weil er vergessen werden sollte. Er nannte sich nicht nur den Eigner; er war der Skipper. Der Titel war für ihn kein nautischer Rang, sondern eine Notwendigkeit. Auf diesem Boot war er das Gesetz der Physik.

Er wusste, dass Beatrice das Segeln liebte – er hatte ihr die erste Wende gezeigt, die Hand an der Winsch, das Gefühl für die Pinne. Als Kind hatte sie jede Gelegenheit genutzt, mitzukommen. Dass sie in den vergangenen Jahren seltener dabei war, deutete er als die natürliche Distanz einer erwachsenen Frau zu den Ritualen der Kindheit. Dass sie heute mitgekommen war – das war eine Rückkehr. Vielleicht hatte sie das Segeln vermisst. Er sagte nichts davon, aber er bemerkte es.

Vor der Abfahrt hatte er im Badezimmer der Villa die Dosen angepasst. Das Ziehen im Rücken war seit dem Morgen stärker geworden: zwanzig Tropfen Zensur. Dazu drei Tabletten Glättung, weil seine Hände beim Anlegen der Rettungsweste gezittert hatten. Keine Schwäche – eine Kalibrierung. Jetzt, mit dem Wind im Gesicht und der Pinne in der rechten Hand, fühlte er sich wie der Herr dieser Wasser. Die Glättung hatte ihr Seidenfutter über seine Nerven gelegt; die Welt hatte jene weiche Präzision angenommen, in der alles berechenbar war.

Beatrice saß ihm gegenüber im Cockpit, die Unterarme auf die Süllkante gestützt, den Blick über das Wasser. Wiebke neben ihr, eine Sonnenbrille aufgesetzt, das Gesicht zur Leeseite gewandt. Sie hielt sich an der Süllkante fest, auch ohne Notwendigkeit. Boote waren nicht ihr Terrain. Dass Beatrice sie mitgebracht hatte, war eine Konzession an das Neue in ihrem Leben, die er mit der Souveränität eines Weltmannes trug.

Er hatte ein dunkelblaues Polohemd an. Die Glättung hatte die Welt weich gemacht; er hatte kaum den Steg unter seinen Füßen gespürt, als er die Leinen gelöst und das Boot ausgebracht hatte. Jetzt stand er am Steuer und führte die Symmetry in einem ordentlichen Halbwindkurs. Er sah das Manöver vor sich wie eine Zeichnung in einem Anatomieatlas, die Vektoren des

Windes, die Segelstellung, die Kurslinie über das Wasser. Alles war logisch. Alles war berechenbar.

Doch er spürte die Pinne nicht. Die Zensur hatte jene feine Rückkoppelung zwischen seinen Händen und dem Widerstand des Wassers abgeschnitten. Er sah das Boot; er fühlte es nicht. Die Welt war ein Stummfilm, in dem er die Hauptrolle spielte, ohne den Boden unter den Füßen wirklich wahrzunehmen.

Er bemerkte, dass Beatrice ihn beobachtete. Nicht das beiläufige Beobachten einer Mitseglerin – ihr Blick haftete an seinen Händen, an der Pinne, an den Knöcheln, die weiß wurden unter dem Druck. Einen Augenblick lang machte ihn das nachdenklich. Was sah sie? Er entschied, dass es Bewunderung war. Die Präzision des Griffs, die Ruhe, die jahrzehntelange Erfahrung.

„Der Wind dreht auf Nord-Nordost", sagte er. „Wir gehen auf die Wende."

„Der Wind ist schwächer, als du denkst, Burghard", sagte Beatrice. „Wenn du jetzt hart ruderst, verlieren wir die Fahrt."

Kein Einverständnis. Er empfand den Widerspruch wie einen Stich.

„Ich bin der Skipper", erwiderte er, ohne den Blick vom Horizont zu wenden.

In seinem Kopf war das Manöver klar. Er sah, wie das Boot durch den Wind schießen würde, wie der Baum auf die andere Seite schwingen würde, sauber, kontrolliert. Doch er fühlte nicht, dass die Symmetry bereits an Fahrt verlor, dass der Wind im Großsegel nachließ, dass das Wasser unter dem Rumpf seine Energie schluckte.

Er drückte die Pinne nach Luv. Hart und bestimmt.

Im selben Moment lief ein unkontrolliertes Zucken durch seinen rechten Unterarm.

Das Boot reagierte nicht. Die Symmetry schoss nicht durch den Wind, sondern stoppte ab, blieb im Eisen, die Nase in den Wind gedreht, die Segel tosend und schlagend. Dann, als der Wind das Schiff nach Lee drückte, drängte der Baum von Backbord nach Steuerbord – langsam zuerst, dann mit einem harten, dumpfen Schlag, der durch den ganzen Rumpf hallte.

In dem Moment, als das Zucken durch seinen Arm lief, öffnete sich etwas in ihm, ohne dass er es hätte aufhalten können.

Der OP-Saal sechs. Der Geruch des offenen Körpers – süßlich-metallisch, Blut und Galle. Die Nadel in seiner rechten Hand. Und dann: das Aufplatzen der Arteria mesenterica. Sein Stich, der sie perforierte. Nicht Aris. Er. Seine Nadel. Seine zitternde Hand.

Das Blut spritzte gegen die sterile Maske.

Er stand auf dem Bootsdeck, das Segel über ihm flatternd, und sah es. Eine Sekunde. Zwei Sekunden. Die Erinnerung ließ ihn nicht los.

Dann schob er sie beiseite. Das Protokoll war korrekt. Er hatte es diktiert. Aris hatte den Haken gehalten, Aris hatte die Spannung nicht kontrolliert. Er hatte gerettet, was zu retten war.

Das Boot lag im Eisen, die Segel schlugen, der Baum hatte seinen Schlag getan. „Verdammt!" Seine Stimme überschlug sich. Er zerrte an der Pinne – eine Lappalie, redete er sich ein, ein einziger schlechter Moment, wie er jedem passieren konnte.

Er versuchte das Boot wieder in Fahrt zu bringen, doch sein Gleichgewichtssinn war fort. Die Glättung hatte die Tiefenwahrnehmung ausgelöscht – er wusste nicht mehr, wo sein Körper im Raum war. Sein linkes Bein gab nach, er schwankte, griff nach der Winsch, fand sie nicht, und wäre fast über die Süllkante gegangen, hätte Wiebke ihn nicht erst am Gürtel und dann am Arm gepackt und zurückgerissen.

„Lass mich los!" Er riss sich los. Wiebke wich zurück.

Er stand im Cockpit. Seine Hände bebten. Die Hämatome auf seinen Unterarmen – gelblich-violett, großflächig – waren seit Wochen da, seit das Kortison die Haut so dünn gemacht hatte, dass jeder Druck in stillem Bluten endete. Dort, wo Wiebkes Finger ihn gepackt hatten, würde morgen ein neuer Fleck sein.

Beatrice stand auf. Ohne ein Wort trat sie an die Pinne und übernahm sie mit einer ruhigen, beiläufigen Bewegung, als wäre das selbstverständlich. Sie schwieg und sah ihn nicht an. Sie sah nur das Boot, den Horizont, den Kurs – als wäre er nicht da.

Burghard ließ sich auf die Ducht sinken. Hier, auf seinem Boot, war sie diejenige, die die Statik hielt. Sein Boot. Sein Erbe. Er sah, wie Wiebke einen kurzen Blick zu Beatrice warf – fragend, mit einem Zug um den Mund, den er nicht lesen konnte und auch nicht zu lesen versuchte.

Er starrte auf das Kielwasser. Die Zensur tat ihr Werk. Die Scham über das missglückte Manöver wurde weich, versank. Die Strömung. Eine unvorhersehbare Laune des Wassers. Er war immer noch der Skipper. Er war immer noch der Herr der Symmetry.

Unter Motor fuhren sie zurück. Der Diesel dröhnte gleichmäßig, das Boot schaukelte im Motorgang. Burghard saß am Heck, die Augen halb geschlossen. Beatrice und Wiebke saßen voraus im Cockpit, die Köpfe nah beieinander, ihre Stimmen im Motorengeräusch nicht zu fassen. Manchmal sahen sie zu ihm herüber. Beatrice sagte etwas. Wiebke antwortete. Sie sahen wieder zu ihm hin.

Er wandte den Blick ab. Was immer sie besprachen, es war nebensächlich. Er plante bereits den nächsten Schritt im Prozess gegen Aris. Er würde sie vernichten – nicht weil sie schuldig war,

sondern weil sie ihn an den Moment erinnerte, als die Nadel in seiner Hand zum ersten Mal ein Eigenleben entwickelt hatte.

Als Beatrice den Bug an den Steg drehte, übernahm Burghard die Leine. Er würde das Boot festmachen, wie er es immer getan hatte. Der erste Wurf verfehlte den Poller. Der zweite ebenfalls. Beim dritten saß die Leine. Er sah auf seine Hände. Die drei Würfe hatten ihm bestätigt, was er seit dem Manöver wusste und nicht wissen wollte: Er hatte kein Gefühl mehr für Entfernungen. Die Zensur hatte seine Propriozeption vollständig ausgelöscht.

Er befestigte die zweite Leine, stieg auf den Steg. Das Holz schwankte leicht unter seinen Füßen. Er ging, ohne sich umzusehen, zurück zum Uferweg.

Die Frauen

Er hatte Albrecht angewiesen, die ovale Platte herauszustellen. Nicht die Terrine – heute Abend war keine Suppe angebracht; Suppe war für Rekonvaleszenten, für Abende ohne Form. Heute Abend brauchte es Form. Das Nymphenburger Service, die Damastdecke, drei Gedecke, Kristall. Isabel hatte die Decke zu steif gefunden, zu förmlich. Er hatte sie trotzdem aufbewahrt. Sie passte zur Villa.

Beatrice hatte am Vormittag angerufen. „Wir kommen heute Nachmittag. Wir müssen mit dir reden." Eine Ansage, keine Frage. Er antwortete: „Ich bin am Nachmittag beschäftigt." – „Burghard, das ist wichtig." Er ließ eine Pause entstehen. „Ihr kommt zum Abendessen. Acht Uhr." Eine kurze Stille auf der Leitung. Dann am anderen Ende, mit einer Erschöpfung, die er zu deuten wusste: „Gut."

Seit Oktober, seit der Fahrt auf der Symmetry, hatte er nichts von ihr gehört – sieben Wochen Schweigen.

Jetzt saß er im Herrenzimmer, der Tabernakel stand offen. Die mittlere Ebene: die Reihe brauner Fläschchen, das vorderste angebrochen. Die Dosen des Tages waren angepasst: zehn Tropfen Zensur beim Frühstück, zwei Tabletten Glättung nach dem Mittagessen, eine halbe Ampulle Stabilisator gegen sechzehn Uhr, weil die Polymyalgia die Schultern seit dem Morgen schmerzhaft einschränkte. Er schloss den Tabernakel. Er wartete.

Das Klingeln an der Haustür kam um Viertel vor sieben.

Er hörte Albrechts Schritte, dann das Öffnen der Tür. Zwei Stimmen – und dann, knapp, Beatrices: „Wir müssen mit ihm reden, Albrecht." Ein Moment. Dann Albrechts gedämpfte Antwort, die er nicht verstand, und die Schritte, die näherkamen.

Er stand nicht auf. Beatrices Gang kannte er: schnell, fest, die Gangart einer Frau, die immer bereit war, in den nächsten Raum zu rennen. Wiebkes Schritte waren anders, gleichmäßig, abgemessen. Sie kamen herein.

Beatrice trug ihre dunkle Arbeitsjacke, darunter ein blaugraues Hemd. Wiebke trug Schwarz, schlicht und präzise, eine enge Bluse. Am Hals lag eine feine Silberkette, kaum erkennbar – darunter, im Ausschnitt, war kurz etwas Kleines, Rundes sichtbar. Ein Anhänger. Ungewöhnlich für Wiebke, die er bisher ohne Schmuck kannte.

„Burghard." Beatrice trat einen Schritt auf ihn zu. „Wir sind nicht zum Abendessen hier. Wir brauchen—"

„Albrecht hat gekocht", sagte er. Die Glättung hatte seinen Körper abgedichtet; das Aufstehen war eine Frage des Willens, keine der Motorik mehr, und er entschied, es für den richtigen Moment aufzusparen. „Wir essen zuerst."

„Burghard—"

Er legte beide Hände flach auf die Armlehnen, schob das Gewicht nach vorn und stand auf – langsam, in der Sequenz, die er kannte: drücken, heben, freimachen. Die Rigidität machte aus jedem Aufstehen eine Abfolge von Einzelschritten. Er ging voran, ohne sich umzusehen, durch den Flur ins Esszimmer.

Beatrice sah Wiebke an. Wiebke erwiderte den Blick, kurz, ohne Kommentar. Dann folgten sie ihm.

Albrecht hatte gedeckt: die Damastdecke, das Nymphenburger Service, Kristall. Burghard zog seinen Stuhl am Kopfende heraus und setzte sich schwerfällig, beide Hände auf die Tischkante gestützt, bis die Sitzfläche ihn aufgefangen hatte. Wiebke nahm den Platz, den er ihr zugewiesen hatte, und legte die Hände auf den Tisch. Ihr Gesicht war ausdruckslos. Die Augen ruhten auf dem Gedeck.

Albrecht servierte schweigend: geräucherten Lachs auf kleinen Tellern zum Auftakt, dann Lammrücken mit Wintergemüse. Er füllte die Gläser nach, stellte die Teller vor, bemerkte nichts, tat so, als bemerkte er nichts. Schließlich verschwand er. Burghard schätzte das. Albrecht wusste, wann man ihn brauchte und wann nicht.

Das Gespräch lief. Burghard führte es, wie er es immer führte: er setzte die Themen, ließ die anderen reagieren, hörte halb zu. Er sprach über den Umbau der neuen Chirurgieabteilung an seiner alten Klinik – „völlig falsch konzipiert, Operationsräume ohne ausreichende Absaugkapazität" –, über einen methodisch dünnen Vortrag, den ein Kollege beim letzten Kongress gehalten hatte. Die Stille zwischen den Sätzen war nicht unangenehm.

Beatrice aß. Sie hörte zu, reagierte gelegentlich. Manchmal warf sie Wiebke einen kurzen Blick zu, und Wiebke antwortete mit einer kleinen Bewegung der Augen oder der Schultern – Signale, die er registrierte, ohne sie deuten zu können.

Er bemerkte die Kette erneut, als Wiebke sich leicht vorbeugte und der Ausschnitt der Bluse tiefer fiel. Etwas Kleines, Bauchiges, tropfenförmig, eine irisierende Patina, die im Licht der Tischlampe schimmerte. Kein Edelstein, kein Silberstück. Etwas Altes.

„Was trägst du da?"

Wiebke sah ihn an. Eine Pause. „Einen Anhänger."

„Das sehe ich. Was für einen."

„Ein Glasobjekt." Sie sah zu Beatrice.

Beatrice legte die Gabel ab. Er erkannte in ihrem Gesicht die Entscheidung, jetzt zu reden.

„Vater."

Er sah sie an. Das Wort war selten genug, dass er innehalten musste.

„Wir sind nicht wegen des Abendessens hier. Du hast das Abendessen daraus gemacht. Das ist in Ordnung. Aber wir müssen jetzt reden."

Er stellte sein Glas ab. „Dann rede."

Es war aber Wiebke, die sprach. Er hätte Beatrice als Übermittlerin erwartet, als Puffer. Doch Wiebke sah ihn direkt an, und ihre Stimme war ruhig, ohne Zorn, fast beiläufig – die Stimme einer Frau, die Fakten verliest.

„Burghard, ich übernehme das Mandat von Bergmann. Ich werde Dr. Arzu Aris vor dem Landgericht München vertreten."

Er schwieg. Die Uhr an der Wand tat ihren Dienst.

Er wusste von Bergmanns Apoplex. Oktober, ein Freitag, Lohse hatte ihn angerufen: „Bergmann ist ausgefallen. Schlaganfall. Rechtsseitige Lähmung, Aphasie. Kein Beruf mehr." Burghard hatte aufgelegt und gedacht: Das ändert nichts. Die Kanzlei würde das Mandat neu vergeben, an jemand anderen, an irgendjemanden. Er hatte nicht weitergedacht.

Er hätte weiterdenken sollen.

Er sah Beatrice an. Sie saß aufrecht, die Hände im Schoß, und sah ihn ebenfalls an. Kein Ausweichen.

„Du wusstest es", sagte er.

„Ja."

„Du hast ihr zugestimmt."

„Ja."

Er lehnte sich zurück, soweit die Rückenlehne und seine Rigidität es zuließen. Er sagte nichts. Das Schweigen war kein Abwägen – es war, als würde etwas in ihm nach Sprache suchen und keine finden. Aris hatte sich gegen ihn gestellt. Jetzt Wiebke. Eine Schülerin, die er gefördert hatte; und jetzt eine Frau, die er in seine Familie aufgenommen hatte.

„Mein Leben ist in bester Ordnung."

Beatrice fiel ihm fast ins Wort: „Das ist es nicht."

Wiebke sprach nicht. Sie saß, die Hände auf dem Tisch, und sah ihn an. Er fand ihren Blick unangenehm, weil er nichts darin lesen konnte. Kein Triumph, keine Entschuldigung, keine Feindseligkeit. Nur Aufmerksamkeit.

„Aris hat mich direkt kontaktiert", sagte sie schließlich, „und der Kollege, der Bergmanns Mandate übergibt. Das Operationsprotokoll vom Juni 2000 habe ich bereits gelesen. "

„Natürlich." Er nickte, kühl. „Das Protokoll."

„Es hat Ungereimtheiten. Das wirst du wissen."

Er griff nach dem Glas. „Mein Anwalt wird sich melden."

„Burghard." Beatrices Stimme. Fest, ohne Schärfe. „Ich muss jetzt noch etwas sagen."

„Beatrice—"

„Ich bin noch nicht fertig."

Er schloss den Mund.

Sie sprach ohne Unterbrechung. Ihre Stimme blieb klinisch klar, ohne Mitleid und ohne Zorn – das war das Schwierigste daran, fand er. Zorn hätte er zurechnen können. Die Ruhe war eine andere Kategorie.

„Wiebke und ich haben in den letzten Wochen viel gesprochen. Auch über dich. Über das, was ich sehe, seit Jahren, und worüber ich geschwiegen habe, weil ich nicht deine Ärztin, sondern deine Tochter bin, und vor allem, weil du es nicht hättest hören wollen. Das ändere ich jetzt."

Er bewegte die Finger auf der Tischkante. Die Zensur lag wie ein Tuch über den Nervenenden; er spürte die Kante, aber nicht ihre Temperatur.

„Ich sehe deine Haut. Seit mindestens zwei Jahren. Die Hämatome an den Unterarmen – gelblich-violett, flächig, ohne Traumaursache. Das macht kein Rheuma. Das macht eine Kortison-Langzeittherapie, die die Kollagenfasern abbaut und die Kapillaren schwächt, bis jeder Druck in stillem Bluten endet." Eine Pause. „Deine Nebennieren produzieren seit Jahren kein eigenes Kortisol mehr. Du weißt das. Du kennst die Pathophysiologie. Du bist abhängig von externer Zufuhr. Dein Körper kann sich nicht mehr selbst regulieren."

Er sagte nichts.

„Dein Gang ist ataktisch. Ich sehe es, seit Jahren. Nicht die Polymyalgia – die macht Steifheit und Schmerz, aber keine Ataxie. Das ist ein Benzodiazepin. Regelmäßig, hochdosiert, so dass die cerebelläre Koordination dauerhaft beeinträchtigt ist. Du stützt dich an Türrahmen ab. Du verlierst das Gleichgewicht auf ebenem Untergrund."

„Das ist die Polymyalgia. Die Hüften—"

„Nein." Kein Zögern. „Das ist es nicht."

Er hob das Kinn.

„Und deine Bewegungen sind rigide. Nicht arthritisch – mechanisch. Opioid-Rigidität. Die Steifheit, die entsteht, wenn man Opioide lange genug und hoch genug dosiert, sodass die Muskulatur ihre normale Geschmeidigkeit verliert. Du greifst nach Dingen und kannst nicht fühlen, wie fest du zufasst. Beim Segeln habe ich das gesehen. Das Manöver. Du hast nicht gespürt, was die Pinne dir zurückgemeldet hat."

Wiebke saß still. Sie sah auf den Tisch. Eine Form von Takt, fand er; er hasste sie trotzdem dafür.

„Das sind keine Alterserscheinungen", sagte Beatrice. „Das ist ein polypharmakologisches Muster. Kortison, Benzodiazepine, Opioide. Jahrelang, selbstverschrieben, täglich. Du hast dich systematisch funktionsfähig gehalten und dabei Systeme abgetragen, die du nicht ersetzen kannst."

„Ich bin Arzt", sagte er. Seine Stimme war kälter als er wollte. „Ich kenne meinen Körper."

„Du kennst Körper. Deinen nicht mehr." Sie sah ihn an, länger als angenehm. „Das ist das Paradoxon. Du hast dein ganzes Leben das Innere anderer Menschen gesehen und dein eigenes ausgeblendet. Das ist keine Kritik. Das ist eine Diagnose."

Der Rotwein im Glas schimmerte. Er trank, langsam, und wartete auf die Wärme der Zensur, die noch arbeitete, tief und zuverlässig.

„Und was willst du damit?", fragte er. „Eine Einweisung? Das wäre juristisch interessant, Wiebke, da du gleichzeitig meine Gegnerin bist."

„Ich will gar nichts damit", sagte Wiebke. „Das ist Beatrices Angelegenheit."

„Es ist meine Angelegenheit."

„Ja", sagte Beatrice. „Bis es das nicht mehr ist." Er wartete auf mehr. Sie gab es nicht.

Stattdessen sah sie zu Wiebke, und Wiebke griff an den Hals, zog die Silberkette etwas hervor. Das kleine bauchige Objekt wurde sichtbar, hing im Licht der Tischlampe. Es schimmerte. Irisierende Patina, Silber und Gold und ein Hauch von Blau, je nach Lichteinfall, als wäre das Glas innerlich lebendig.

„Weißt du, was das ist?", fragte Beatrice.

Er betrachtete es. Fingerhutgroß, tropfenförmig. Antikes Glas, sah er sofort – die Patina war keine Versilberung, sondern Glaskorrosion, Jahrhunderte im Boden, die sogenannte Glaspest. Eine kleine Öffnung oben. Ein Vorratsgefäß für etwas Kostbares.

Er wusste nicht, was es war. Er hätte es wissen sollen, spürte er, aber er wusste es nicht.

„Ein Lacrymatorium", sagte Beatrice. „Ein römisches Tränengefäß. Etwa zweitausend Jahre alt. Man benutzte sie, um die Tränen der Trauernden aufzufangen und dem Verstorbenen mit ins Grab zu geben." Keine Sentimentalität in ihrer Stimme – sie erklärte einen Befund. „Mama hat es bei einem Antiquitätenhändler gefunden. Anfang der achtziger Jahre. Zwischen größeren, wertvolleren Dingen. Sie hat es auf die Fensterbank in ihrem Zimmer gestellt, wo das Licht es zum Leuchten brachte."

Er saß still.

„Du hast mir einmal gesagt, es sei wertloses korrodiertes Glas. Du hast nicht verstanden, warum sie es aufbewahrte."

Er erinnerte sich an die Irritation damals: Isabels Neigung, in kleinen nutzlosen Dingen Bedeutung zu sehen. Asymmetrische Blumenarrangements. Eine Handvoll Kieselsteine vom Strand. Ein angelaufenes Stück Glas auf der Fensterbank.

„Als sie gestorben ist", sagte Beatrice, „hast du ihre Sachen geordnet. Albrecht hat das Lacrymatorium gerettet. Heimlich. Er hat es mitgenommen und mir gegeben. Er hat gesagt: Das war deiner Mutter wichtig." Eine Pause. „Ich habe es aufbewahrt. Und als klar war, dass Wiebke das Mandat übernimmt, habe ich es ihr gegeben. In diesem Haus waren keine Tränen erlaubt. Aber Tränen sind verlässliches Zeugnis. Sie sind das einzige Beweismittel, das sich nicht diktieren lässt."

Er ließ den Satz durch sich hindurchgehen. Albrecht hatte es genommen. Albrecht, der immer schwieg, der immer kochte, der immer da war und nichts für sich selbst beanspruchte – Albrecht hatte aus der Villa etwas fortgetragen, das Burghard für erledigt gehalten hatte.

„Das", sagte er, und seine Stimme war sehr ruhig, „geht sie nichts an." Er sah Wiebke an. „Isabel gehörte zu dieser Familie. Du gehörst nicht dazu."

„Wiebke gehört zu mir", sagte Beatrice. „Und damit gehört sie zur Familie."

„Du bringst das Lacrymatorium hier her" – die Zensur hielt die Temperatur des Satzes nicht ganz unter Kontrolle –, „und gibst ihr das Eigentum meiner toten Frau, damit sie es gegen mich verwendet."

„Es steht für das, wofür Aris kämpft."

„Aris kämpft für Geld."

„Aris kämpft für ihre Karriere", sagte Beatrice. „Die sie nicht verloren hätte, wenn—" Sie brach ab.

Er sah sie an. „Wenn?"

Sie schwieg. Ihr Blick wich nicht aus.

„Wenn was, Beatrice?"

„Das ist eine Frage für das Gericht", sagte Wiebke. Ihr Tonfall war makellos neutral.

Er stand auf.

Kein schnelles Aufstehen. Er legte beide Hände flach auf die Tischkante, schob das Gewicht nach vorn, streckte die Beine durch. Die Rigidität machte jeden Bewegungsübergang zu einer sequenziellen Aufgabe, die er abarbeitete: drücken, heben, freimachen, stehen. Er stand. Er blieb nah genug am Tisch, dass er danach hätte greifen können.

„Das Abendessen ist beendet."

Beatrice rührte sich nicht. „Wir haben noch nicht fertig geredet."

„Ich habe fertig geredet." Er ließ die Größe in die Stimme, die der Körper nicht mehr hergab. „Ihr habt gesagt, was ihr sagen wolltet. Diagnosen gestellt, zu denen ihr kein Recht habt. Du bist meine Tochter, Beatrice. Nicht meine Ärztin."

„Ich bin deine Tochter und ich bin Ärztin."

„In diesem Haus bist du meine Tochter. Solange ich hier stehe." Er sah Wiebke an. „Und du kommst an meinen Tisch und trägst das Eigentum meiner toten Frau als Signal. Das ist kein Rechtsfall. Das ist eine Entscheidung über Geschmack. Und Loyalität."

Wiebke stand auf. Ohne Hast: sie schob den Stuhl zurück, stand, zog die Jacke zurecht. Das Lacrymatorium verschwand unter dem Stoff der Bluse.

„Burghard", sagte sie, „ich verstehe deine Reaktion." Nicht versöhnlich. Konstatierend. „Das Verfahren läuft."

„Das Verfahren interessiert mich. Deine Teilnahme daran nicht."

Beatrice stand ebenfalls auf. Er sah sie: die schmalen Schultern, den aufrechten Rücken, den Blick ohne Bitte. Sie sah aus wie Isabel manchmal ausgesehen hatte – das war ein Gedanke, den er sofort wegräumte.

„Ich komme wieder", sagte sie. „Wenn du reden willst."

„Ich weiß, wo du wohnst."

Sie gingen. Er hörte die Haustür, das Schließen. Dann war die Villa, wie sie immer war: geometrisch und kalt und still.

Er blieb noch eine Weile am Tisch stehen. Das kostete ihn; er spürte die Ermüdung in den Hüften, den leichten Schwindel, den die Glättung manchmal hinterließ, wenn er zu lange aufrecht stand. Er griff nach der Stuhllehne, wollte sich setzen, entschied sich dagegen.

Er ging langsam. Als er sein Refugium erreichte, glitt eine Hand an der Vertäfelung entlang – nicht weil er diese Berührung brauchte, er kannte jeden Schritt in diesem Raum –, sondern weil der Boden heute Abend eine eigene Meinung zu haben schien. Er öffnete den Tabernakel, die mittlere Ebene, die Reihe brauner Fläschchen. Das vorderste.

Er zählte die Tropfen nicht. Er ließ sie fallen – mehr als vorgeschrieben, mehr als er sich erlaubt hatte. Der bittere, synthetische Geschmack auf der Zunge, dann die bekannte Wärme, die von innen kam, wie immer, wie verlässlich.

Er schloss den Tabernakel und ließ sich in seinen Sessel sinken – den schweren Ledersessel hinter dem Schreibtisch, mit der hohen Rückenlehne, die ihn aufrecht hielt, auch wenn er es selbst nicht mehr tat.

Die Wärme arbeitete. Die Kanten des Abends wurden weicher. Beatrices Stimme, Wiebkes Augen, das kleine irisierende Glas, das im Ausschnitt ihrer Bluse gelegen hatte – alles verlor seine Schärfe. Er dachte: Albrecht hat es mitgenommen. Er dachte: Wertloser Scherben.

Er dachte: Isabel hat es auf die Fensterbank gestellt, wo das Licht es zum Leuchten brachte.

Dann dachte er an nichts mehr, weil die Zensur ihre Arbeit tat.

Marek

Die Dosen waren höher als vor dem Besuch bei Lohse. Drei Tabletten Glättung statt zwei. Fünfundzwanzig Tropfen Zensur. Er zählte noch, doch er fragte sich nicht mehr, warum: aus Kontrolle oder aus Gewohnheit. Neunzig Sekunden. Dann die Wärme.

Dann noch der Stabilisator. Die Nadel glitt ein, kaum spürbar – seine Haut bot keinen Widerstand mehr.

Er kleidete sich mit besonderer Sorgfalt. Dunkles Jackett, weißes Hemd, Krawatte. Im Spiegel: eine Maske aus Carrara-Marmor. Die Züge unbeweglich, die Augen glasig-klar. Gut.

Albrecht hatte das Herrenzimmer vorbereitet. Der Perserteppich exakt ausgerichtet, auf dem kleinen Tisch zwischen den Ledersesseln Tassen, daneben eine Kanne mit Espresso, dampfend. Burghard setzte sich hinter seinen Schreibtisch. Nicht in die Besuchersessel – das wäre das falsche Zeichen gewesen. Er war der Ordinarius. Marek war der Angestellte. Die Hierarchie musste sichtbar sein.

Um elf Uhr klingelte es.

Jung. Das war Burghards erster Gedanke, als Marek eintrat. Anfang dreißig, schmales Gesicht, scharfe Augen. Jeans und ein schmal geschnittenes Sakko – nicht einmal einen Anzug. Burghard registrierte das mit kalter Missbilligung. Respektlosigkeit. Oder Kalkül. Beides war inakzeptabel.

Dann sah er, wie Marek unmerklich die Nase bewegte – ein kurzes, reflexartiges Zucken beim ersten Atemzug im Refugium. Er roch die Chemie. Natürlich. Burghard kannte den Geruch selbst: Bohnerwachs, altes Leder, und darunter, unterschwellig, der synthetische Unterton der Medikamente. Er hatte sich daran gewöhnt. Marek noch nicht. Der junge Mann würde seine Schlüsse ziehen – falsche Schlüsse, wie alle, die die Oberfläche sahen und die Notwendigkeit dahinter nicht begriffen.

„Herr Professor." Marek war schon in Bewegung, schon halb im Raum, bevor Burghard reagiert hatte.

Burghard erhob sich – die Glättung machte die Koordination träge, die Sequenz aus Drücken und Freimachen – und streckte die Hand aus. Mareks Griff war fest, kurz, ohne Wärme. Kein Händeschütteln, sondern ein Quittieren.

„Setzen Sie sich, Marek", sagte er und deutete auf einen der Ledersessel. Seine Stimme klang tief, doch selbst er hörte die minimale Trägheit in der Artikulation, ein winziges Schleifen der Konsonanten. „Es hat lange gedauert, bis wir diesen Termin zustande gebracht haben."

„Ja." Marek setzte sich, zog gleichzeitig das Notizbuch aus dem Sakko, legte es auf den Tisch – eine einzige fließende Bewegung. Er schlug es auf, ohne Burghard dabei anzusehen. „Ich hatte vorgeschlagen, dass wir uns in meinem Büro treffen. Mehrfach. Doch Sie haben die Termine abgesagt."

Burghard hörte die Worte. Er verstand, was sie bedeuteten. Doch er fand nichts dahinter – keine Erinnerung an einen Termin, nicht an eine Absage, nicht an einen Grund, der sich hätte zuordnen lassen. Er griff in die letzten Wochen zurück, wie man nach einem Objekt greift, das man sicher weggelegt hatte: eine bekannte Schublade, vertraut, griffbereit. Die Schublade war leer. Es gab keine Termine, die er abgesagt hatte – nicht weil er sie nicht abgesagt hatte, sondern weil die Wochen selbst diffus geworden waren, ineinander geflossen, von der Zensur in eine gleichförmige Masse verwandelt, in der einzelne Ereignisse keine Konturen mehr hatten.

Er wartete, ob etwas käme. Es kam nichts.

Die Zensur überlagerte die Unsicherheit. Irrelevant. Der Anwalt irrt sich, oder er testet. Beides erfordert keine Reaktion.

„Ich bevorzuge die Villa", sagte Burghard glatt. „Hier bin ich am produktivsten. Betrachten Sie sie als das, was sie ist: ein Monument der Präzision. Alles hier hat eine Statik. Auch die Wahrheit."

Marek sah ihn an. Kurz, prüfend. Dann wieder auf das Notizbuch. „Gut", sagte er. Kein Interesse an der Statik.

Er schob das OP-Protokoll über den Schreibtisch. Keine Geste, kein Vorgeplänkel. „Gehen wir den Fall Elena V. durch. Hier steht: ‚Präparation der Pankreas-Anastomose durch den Operateur.' Das sind Ihre Worte, Professor. Sie haben das Protokoll selbst diktiert."

Burghard nahm das Blatt. Er las seine eigenen Sätze, die er vor Jahren wie ein Evangelium in das Diktiergerät gesprochen hatte. Für einen Moment stieg ihm der Geruch des Situs in die Nase – süßlich-metallisch, Blut und Galle, der herbe Unterton des Elektrokauters. Er vermisste diesen Geruch. Er war die einzige Realität, in der er nie hatte zweifeln müssen. Dagegen war die Luft in der Villa leer.

„Ein Protokoll", sagte Burghard, jedes Wort abgewogen, „ist die technische Zusammenfassung einer Wahrheit, die für Laien unsichtbar bleibt. Wenn ich diktiere, dass ich präpariert habe, dann meine ich die Anleitung. Aris führte die Hand. Ich gab die Richtung vor. Dass sie im entscheidenden Moment die Arteria mesenterica perforierte, war ein Versagen ihrer Feinmotorik. Ich habe danach das Trümmerfeld bereinigt."

Die Worte kamen wie auswendig gelernt. Nicht weil er sie einstudiert hatte – obwohl er das getan hatte, tagelang, vor dem Spiegel –, sondern weil die chemische Maske ihm keine Spontaneität mehr erlaubte. Er sprach wie ein Schauspieler, der seine Rolle zu oft gespielt hatte.

Marek machte Notizen, ohne aufzusehen. „Dr. Aris erwähnt in ihrer Klageschrift Ihre Habilitationsschrift von 1975. Sie behauptet, Sie hätten das Skalpell selbst geführt, um ihr zu zeigen, wie man unter Ischämie arbeitet."

Burghard versteifte sich. Die Ironie traf ihn wie ein physischer Schlag. Seine Arbeit von 1975 – Nahtheilung unter Ischämie. Er hatte sein Leben der Erforschung der Gewebsresistenz gewidmet, der Kunst, Strukturen zu erhalten, die vom Zerfall bedroht waren. Und nun zerstörte das Kortison, mit dem er sich täglich stabilisierte, eben jene Strukturen – bei ihm selbst: die Kollagenfasern, die die Haut zusammenhielten, die Kapillaren, die beim kleinsten Druck rissen. Die Hämatome auf seinen Armen waren das visuelle Echo des Problems, dessen Lösung er 1975 gesucht hatte: Gewebe, das dem Druck nicht standhält. Sein Körper vollzog die Experimente an sich selbst, die er einst an Ratten und Hunden durchgeführt hatte.

„Meine Forschung", sagte er mit eisiger Ruhe, „war wegweisend. Ich habe Generationen von Ärztinnen gefördert, ihnen den Weg geebnet. Die Damenriege – haben Sie davon gehört?"

„Lohse hat es erwähnt." Marek schrieb, ohne die Formulierung zu kommentieren. „Dr. Aris war eine von ihnen?"

„Die Begabteste. Ich habe ihr Chancen gegeben, die sie ohne mich nie gehabt hätte. Und so dankt sie mir." Er hielt inne, starrte auf das Protokoll. „Das Protokoll belegt die mechanische Stressbelastung durch die Assistenz. Das ist die Wahrheit."

Er sprach die Sätze, die er hundertmal gesprochen hatte – vor sich selbst, vor dem Spiegel, jetzt vor Marek. Sie hatten einmal wie Gewissheit geklungen. Jetzt hörte er das Wiederholen selbst, die Arbeit dahinter. Er sprach gegen etwas an, ohne benennen zu können, was es war.

Marek legte den Stift ab. Zum ersten Mal seit Beginn des Gesprächs. Er lehnte sich zurück, die Arme locker, und sah Burghard direkt an.

„Professor. Ich werde Ihnen sagen, was wir haben und was wir nicht haben. Damit wir uns keine Zeit stehlen."

Burghard nickte.

„Was wir nicht haben: eine Geschichte, die Hoffmann nicht angreifen kann. Sie ist gut, und das Protokoll hat Lücken, die sie finden wird." Er hielt eine Pause – nicht lang, nur lang genug. „Was wir haben, ist mehr, als Lohse Ihnen wahrscheinlich gesagt hat."

Er beugte sich vor, nahm den Stift wieder auf, tippte damit auf das Notizbuch – einmal, zweimal, ein Rhythmus.

„Erstens: Hoffmann selbst. Sie ist die Partnerin Ihrer Tochter. Das ist kein abstrakter Interessenkonflikt – das ist eine dokumentierbare persönliche Verstrickung. Ich werde einen Befangenheitsantrag stellen. Das verzögert das Verfahren, zwingt Aris, eine neue Anwältin zu suchen oder Hoffmanns Beteiligung öffentlich zu rechtfertigen. Beides kostet sie Zeit und Momentum."

Burghard registrierte das. Er öffnete den Mund, doch Marek sprach bereits weiter.

„Zweitens: die Kausalitätskette. Elena V. hatte ein Pankreaskopfkarzinom – eine Grunderkrankung, die selbst zu Polyneuropathie führen kann. Die direkte Kausalität zwischen dem Haarriss und dem Verlust ihrer Spielfähigkeit ist nicht so eindeutig, wie Hoffmann es darstellen wird. Das ist ein Gebiet, auf dem wir ein Gegengutachten brauchen – jemanden, der vor Gericht steht und sagt: multifaktorieller Schaden, nicht eindeutig zuordenbar."

Burghard versuchte zu folgen. Der erste Punkt – Befangenheit, Hoffmann – war klar gewesen, hatte sogar etwas wie Genugtuung in ihm ausgelöst. Doch jetzt, beim zweiten – Kausalitätskette, Polyneuropathie, multifaktoriell –, verlor er den Faden. Nicht weil die Begriffe fremd waren: er kannte sie alle, hatte sie selbst benutzt, hundertfach. Aber sie glitten durch sein Bewusstsein, ohne Halt zu finden, wie Wasser über Glas.

„Und drittens", sagte Marek, „die Zeitfrage. Zwischen Juni 2000 und September 2002 liegen zwei Jahre. Was hat Aris in dieser Zeit getan? Hat sie intern Beschwerde eingereicht? Die klinikinternen Meldewege genutzt? Zwei Jahre Schweigen bilden eine Angriffslinie."

Er schloss das Notizbuch. Ein sauberer Abschluss, wie das Ende eines Arguments. „Was den Verfahrensablauf betrifft: der Richter wird Sie als Beklagten anhören. Keine Vereidigung, das ist Zivilprozess, kein—"

„Angeklagter", sagte Burghard.

Marek hielt inne. „Wie bitte?"

„Sie sagten Angeklagter."

„Ich sagte Beklagter." Marek sah ihn an. „Das ist nicht dasselbe. Beklagter ist die Zivilprozessordnung. Angeklagter ist das Strafrecht. Sie werden nicht strafrechtlich verfolgt."

„Ich habe Sie sehr wohl verstanden." Burghards Stimme bekam eine Kälte, die er als Schärfe meinte. „Mein Gehör ist tadellos. Es war immer tadellos. Im Saal konnte ich das Flüstern der Schwestern am anderen Ende hören, während andere den Anästhesisten um Wiederholung bitten mussten."

„Professor—"

„Ich bin kein Angeklagter. Ich bin Zeuge. Ich werde aussagen, was ich gesehen habe. Das Protokoll wird bestätigen—"

„Sie sind nicht als Zeuge geladen." Mareks Stimme blieb sachlich, ohne Ungeduld – die Sachlichkeit eines Mannes, der einen Irrtum zum zweiten Mal erklärt, gerade als bemerke es nicht einmal, dass er sich wiederholt. „Im Zivilprozess gibt es keine Zeugenaussage der Partei im strafrechtlichen Sinn. Sie werden als Partei angehört. Das ist prozessual verschieden. Waldmann wird Sie nicht vereidigen. Aber was Sie sagen, wird gewertet."

Burghard schwieg. Der Unterschied zwischen Beklagtem und Angeklagtem – er kannte ihn, natürlich kannte er ihn. Doch in dem Moment, als Marek das Wort ausgesprochen hatte, hat etwas in ihm diese Laute anders gelesen. Als hätte das Gehirn eine Abkürzung genommen, die falsch abzweigte. Er saß und wartete darauf, dass sich die Irritation auflöste.

Sie löste sich nicht ganz.

„Ich bin kein Angeklagter", sagte er noch einmal, leiser jetzt, nicht mehr als Korrektur, sondern als Feststellung für sich selbst.

„Nein", sagte Marek. „Sie sind nicht Angeklagter." Er öffnete das Notizbuch wieder, ohne Kommentar. Machte eine Notiz. Burghard sah ihn nicht an dabei.

„Professor." Marek lehnte sich ein letztes Mal vor. „Wiebke Hoffmann. Ihre Schwiegertochter vertritt die Klägerin. Das Gericht wird diese Konstellation bemerken. Ich auch."

„Sie ist nicht meine Schwiegertochter", sagte Burghard scharf. „Meine Tochter ist nicht verpartnert. Wiebke ist eine Gefährtin. Ich habe sie in die Familie aufgenommen. Ich bin großzügig und modern." Er lachte kurz, ein trockenes, bitteres Geräusch. „Und jetzt greift sie meine Statik an. Sie will nicht das Recht. Sie will den Vatermord."

„Sie nennen es Vatermord?"

„Was sonst? Beatrice hat sich verbündet mit der Feindin. Wiebke ist eine Ideologin. Sie sieht in mir das Patriarchat, das sie zerstören will. Die Wahrheit ist ihr egal. Es geht um Macht."

Marek schwieg. Er machte keine Notizen. Er sah Burghard an – aufmerksam und ohne Kommentar.

„Ich werde tun, was ich kann, Professor", sagte er schließlich. „Aber bedenken Sie: Ein Prozess ist wie eine explorative Laparotomie. Man öffnet, und dann findet man, was die Voruntersuchung nicht gezeigt hat."

Er stand auf, klappte das Notizbuch zu, steckte den Stift weg. Drei Handgriffe, alle gleichzeitig.

Als Marek ging, blieb Burghard am Schreibtisch sitzen. Er hörte Albrechts Schritte im Flur, die gedämpften Stimmen, die Haustür. Dann stand er auf – langsam, mit der Hand an der Schreibtischkante – und trat ans Fenster.

Der Kiesweg vor der Villa lag im Dezemberlicht, fahl und präzise. Marek war unten, stieg ein, zog die Tür zu. Er fuhr aber nicht ab. Burghard sah, wie er das Telefon ans Ohr hielt.

Er konnte nichts hören. Er sah die Bewegung der Lippen hinter dem Seitenfenster, die kurzen Pausen, in denen Marek zuhörte. Einmal hob Marek den Blick zur Fassade – kurz, prüfend. Dann wieder das Telefon.

Nachdem Marek den Motor anließ und losfuhr, blieb Burghard noch einen Moment am Fenster. Er fühlte sich siegreich. Er hatte Marek die Wahrheit erklärt – seine Wahrheit, die technische Wahrheit des Protokolls. Und Marek hatte gekämpft. Der Befangenheitsantrag. Wiebke, die in die Defensive gedrängt wurde. Das war das Bild, das blieb.

Dass es wahrscheinlich Lohse war, den Marek angerufen hatte, registrierte er. Dass es nichts Gutes bedeuten konnte, registrierte er ebenfalls. Doch die Zensur glättete auch diesen Gedanken, ordnete ihn ein unter: irrelevant. Professionelle Kommunikation zwischen Anwälten. Bestandteil der Statik.

Er wandte sich vom Fenster ab. Ging zum Tabernakel. Der Schlüssel glitt ins Schloss. Er griff nach dem vordersten Fläschchen, zählte nicht mehr. Zwanzig Tropfen. Dreißig. Es spielte keine Rolle.

Die Wärme kam zurück. Die Klarheit. Die Entrückung.

Der Anwender hatte alles unter Kontrolle.

Die Isolation

Die Villa war ein Mausoleum der Symmetrie. Die Zeit floss darin nicht; sie stockte, unsichtbar, in den Ecken der Räume, in den Fugen zwischen den Dielenbrettern, in den Pausen zwischen Burghards Atemzügen. Seit dem Abendessen – November, war es November gewesen? – hatte er das Anwesen nicht mehr verlassen. Die Außenwelt, mit ihren unpräzisen moralischen Forderungen und der drohenden Justiz, war zu einem fernen Rauschen geworden, das er durch das Verriegeln der schweren Eichentür seines Herrenzimmers einfach aussperrte.

Albrecht sortierte im Keller. Burghard hörte ihn manchmal, das Scharren von Kartons über Kalkstein, das Rascheln von altem Papier. Wenn er ihn abfing beim Verlassen des Kellers, rechtfertigte Albrecht sein Treiben als „Entrümpelung", eine Reinigung der Basis. Doch Burghard wusste: Albrecht bereitete die Flucht vor. Jeder zugeklebte Karton war ein leiser Abschied von

der Tyrannei der Geometrie. Eine kleine Wohnung in Haidhausen. Beatrice hatte es erwähnt, einmal, beiläufig. Nahe ihrer Wohnung. Der Verrat war vollständig.

Die Tage verschwammen. Burghard saß in seinem Sessel, umgeben von der Statik seiner Bücher und des Schreibtischs, des Tabernakels und des Perserteppichs. Er blickte auf die Einrichtung und sah dort nicht nur Möbel, sondern das Materialisierte seiner Karriere. Er erinnerte sich, wie diese Villa bezahlt worden war: die unzähligen Wahlleistungen für Privatpatienten, die horrenden Sätze für Gutachten, bei denen sein Name unter dem Dokument mehr wog als der Befund selbst, und die diskreten Beraterhonorare der Pharmaindustrie. Es war das Gold der großen Schnitte.

Die großen Schnitte. Die klassische Zeit. Als man noch bis zum Handgelenk im Situs steckte, als man den Widerstand des Gewebes spürte und die eigene Erschöpfung der Preis für die Präzision war. Heute – diese blutarme, minimalinvasive Technik, bei der man durch Schlüssellöcher starrte und Roboterarme bewegte. Videospielerei. Keine Chirurgie mehr. Kein Handwerk.

Früher hätte er... was? Früher.

Der Gedanke zerbrach. Führte nirgendwo hin.

Am Morgen – welcher Morgen? Januar? Februar? – stand Burghard im Badezimmer. Das Licht der beiden Lampen traf sein Gesicht ohne Erbarmen. Der Spiegel war groß, rahmenlos, kalt. Er hatte sich das Hemd ausgezogen. Die Bewegungen hatten länger gedauert als sie sollten. Die Knöpfe. Wo waren seine Finger? Er spürte sie kaum.

Die Haut spannte sich über seinen Rippen wie Pergamentpapier. Großflächige Hämatome überzogen seinen gesamten Torso, blau-violette Inseln auf einer Haut, die so dünn geworden war, dass das Gewebe darunter durchschimmerte. Eine Landkarte des inneren Absterbens, die sich über die Brust, über die Schultern erstreckte.

Er stand und betrachtete es. Er wusste, was er sah. Er hatte sein Leben damit verbracht, Gewebe zu lesen – fremdes Gewebe, unter Licht, auf dem Tisch. Das hier war kein fremdes Gewebe.

Dann bewegte sich der Boden – nicht der Boden, sein Gleichgewicht –, ein kurzes, lautloses Kippen, und seine Hände fanden den Rand des Waschbeckens. Er hielt sich fest. Das Porzellan war kalt unter den Fingern. Er spürte die Kälte, aber nicht die Oberfläche, nicht die Kante, nicht den Druck des eigenen Griffs.

Er sah in den Spiegel. Er sah die Hämatome.

„Kortison", sagte er.

Ein einziges Wort. Laut, in den leeren Raum hinein. Es schmeckte wie Asche.

Dann schwieg er. Er zog das Hemd wieder an, Knopf für Knopf, und verließ das Badezimmer.

Er ging durch den Flur ins Herrenzimmer, langsam, eine Hand gelegentlich an der Wand. Albrecht war nicht zu sehen. Die Villa hielt ihren Atem an. Er setzte sich hinter den Schreibtisch, saß einen Moment ohne Bewegung, dann stand er wieder auf und ging zum Tabernakel.

Der Schlüssel. Wo war der Schlüssel? Seine Hände fanden ihn. Das Schloss. Die Tür öffnete sich.

Die Ampullen. Die Blister. Die Tropfen. Die klebrige Plastikflasche.

Er griff nach dem Stabilisator. Die Kortison-Ampulle. Für den Blutdruck. Für die Nebennieren. Die toten Nebennieren. Er wusste es. Tief in ihm wusste er: Die Nebennieren produzierten nichts mehr. Er substituierte. Er ersetzte. Er konservierte sich.

Die Glättung. Drei Tabletten. Nein, vier. Die Angst zurückdrängen. Die Schuld. Die Wahrheit. Alles wegdrücken. Die Welt weich machen. Erträglich.

Die Zensur. Das braune Fläschchen. Er las den Schriftzug auf dem Etikett, mechanisch, wie immer. Volaron. Vol-. Und dann, ungebeten, das andere: volare, cantare – er schüttelte den Kopf, doch das Ohrwurm-Fragment ließ sich nicht abschütteln, diese blöde Melodie, die Isabel manchmal gesummt hatte, am Fenster, beim Abwaschen, beim Segeln. Nel blu, dipinto di blu. Er verabscheute dieses Lied. Er ließ die Tropfen fallen. Zu viele. Es spielte keine Rolle.

Die Drainage. Dreifache Dosis.

Er nahm alles in der Reihenfolge, die er kannte, in den Abständen, die er kannte – nicht wahllos, sondern ohne Rücksicht mehr, ohne die Kalkulation, die früher dahinter gestanden hatte. Früher hatte er die Dosen gegen den Tagesablauf abgewogen, gegen die Anforderungen: Marek um elf, also Zensur um neun, Glättung um sieben. Jetzt gab es keine Anforderungen mehr. Nur den Tabernakel, der sich leerte, und den nächsten Tag, der kam.

Das Tabernakel. Sein Heiligtum. War zum Schrank eines Junkies geworden.

Er war nicht mehr der Anwender. Er war das Subjekt eines fehlgeschlagenen Experiments.

In der Isolation – wie viele Tage waren es jetzt? – gab er es vor sich selbst zum ersten Mal zu.

Er hatte Elena V. nicht aus Hass auf Aris geopfert. Er empfand für die junge Frau gar nicht genug, um sie zu hassen. Er hatte es getan, um die Statik seines Rufs zu schützen. Ein einziger Fehler. Ein dokumentiertes Zittern. Das gesamte Gebäude seiner Legende wäre zum Einsturz gekommen.

Die Fälschung des Protokolls war keine kriminelle Tat gewesen. In seinem Sinne. Es war eine notwendige Korrektur der Realität gewesen. Um die Ordnung des Systems aufrechtzuerhalten. Ein Gott der Chirurgie durfte nicht zittern. Die Hand war die Verlängerung des göttlichen Willens.

Doch die Realität schlug nun biochemisch zurück.

Seine Gedanken wanderten zu Beatrice. Die Wut war größer als die Ischämie, schwerer als alles andere in diesem Raum. Er war wütend auf sie. Nicht weil sie Notärztin geworden war. Sondern weil sie sich entzogen hatte – seinem Haus, seiner Ordnung, seinem Plan für sie. Und jetzt das: Wiebke, die die Klägerin vertrat. Das war kein Zufall. Das war Beatrice. Sie hatte es arrangiert, hatte Wiebke auf ihn angesetzt, hatte das Mandat möglich gemacht. Ein Komplott. Sie wollten ihn entmündigen, aus der Villa vertreiben, seine Statik brechen. Um ihn in ein „gepflegtes Bewahren" zu überführen.

Die Symmetry lag im Hafen. Ungenutzt. Eingefroren im Eis. Das Boot hieß Symmetry. Symmetrie. Ordnung. Früher hatte Isabel... nein. Nicht an Isabel denken. Isabel war tot. Die Villa war kalt. Die Symmetrie war...

Der Gedanke zerbrach.

Der zwanzigste Februar. Das Datum kreiste in seinem Kopf. Noch wie viele Tage? Zehn? Neun?

Der Anwender konserviert sich für den zwanzigsten Februar – die Statik muss halten bis dahin – nur bis dahin –

Isabel am Fenster. Das Lacrymatorium in der Hand. Sie hatte es auf die Fensterbank gestellt, wo das Licht es zum Leuchten brachte. Er hatte gesagt: wertloser Scherben. Sie hatte ihn angesehen, ohne zu antworten, mit dem Blick, den er nie hatte lesen können und nie hatte lesen wollen. Jetzt, in der Wärme der Zensur, versuchte er es. Er kam nicht weit. Das Bild löste sich auf.

– Kortison Tavor Tilidin – die Hostien im Tabernakel – müde – so müde – aber noch neun Tage – nur neun –

Die Symmetry. Das Boot. Symmetrie. Ordnung.

Er stand auf. Nicht sank – stand, mit beiden Händen an der Schreibtischkante, das Gewicht nach vorn, die Sequenz abarbeiten: drücken, heben, freimachen. Stehen. Er wartete, bis der Schwindel sich setzte. Dann ging er zum Sessel. Ließ sich hinein, langsam, kontrolliert, bis die Rückenlehne ihn auffing.

Draußen begann es zu regnen. Ein grauer, unpräziser Schleier, der die Konturen des Gartens auflöste.

Er schloss die Augen. Er träumte vom Geruch des Situs. Vom metallischen Klang der Klemmen. Von einer Welt, in der er noch immer derjenige war, der die Schnitte setzte.

In der Villa war es so still, dass man das Ticken der Uhr im Flur hörte.

Noch neun Tage bis zum zwanzigsten Februar. Noch acht.

Der Prozess

Marek holte ihn um sieben ab.

Der SUV stand auf dem Kiesweg, Motor laufend, als Burghard die Haustür öffnete. Albrecht wartete im Flur, hielt den Mantel bereit. Das Ankleiden hatte länger gedauert als geplant – die Krawatte, die Knöpfe, die Reihenfolge der Handgriffe, die früher selbstverständlich gewesen war und jetzt eine Abfolge von Einzelentscheidungen darstellte. Er hatte die Dosen seit dem Vorabend auf den Prozess hin kalibriert: Stabilisator in der Frühe, Glättung mit dem Wasser, Zensur nach dem Frühstück, das er nicht essen konnte.

Marek saß hinter dem Steuer, stieg nicht aus. Albrecht ging vor, öffnete die hintere Wagentür, griff Burghard unter den Arm, als er sich in das hohe Fahrzeug heben musste. Burghard machte sich steif. „Lass das." Albrecht ließ nicht los. Burghard ließ es geschehen, ohne ihn anzusehen.

Er saß. Albrecht schloss die Tür, setzte sich auf den anderen Rücksitz. Marek fuhr an.

Auf der Autobahn saß Marek mit den Fingern locker am Lenkrad, doch der Kiefer war angespannt. Er stellte keine Fragen. Burghard sah aus dem Fenster, beobachtete die Bäume, die Leitplanken, die Felder im grauen Februarlicht. Der Stabilisator arbeitete. Die Glättung arbeitete. Er war bereit.

„Erinnern Sie sich an die Strategie", sagte Marek. Kein Fragezeichen.

„Ja."

„Die Polymyalgia erklärt die motorischen Befunde, die die Gegenseite ansprechen wird. Zeugen könnten Ihre Gangstörung beschreiben, Ihr Stützen. Wir begegnen dem, bevor Hoffmann es tut: die Erkrankung ist dokumentiert, der Kortison-Einsatz ist ärztlich indiziert, die Einschränkungen sind real und haben eine legitime Ursache. Das nehmen wir Hoffmann aus der Hand."

Burghard nickte. Das war klar.

„Die Damenriege", sagte Marek. „Ihre Förderung von Frauen in der Chirurgie. Das ist Charakterbeweis. Ein Mann, der Jahrzehnte damit verbracht hat, Ärztinnen zu fördern, agiert nicht aus bösem Willen gegen eine Assistentin. Das ist die zweite Linie."

„Korrekt."

„Das Protokoll ist die dritte. Wir halten das Protokoll."

Marek schwieg einen Moment. Dann, ohne den Blick von der Straße zu nehmen: „Wenn Sie müde werden oder sich schwindlig fühlen, sagen Sie mir das sofort. Beim ersten Anzeichen."

Burghard sah ihn an. Marek fuhr, die Augen geradeaus. Es war kein Angebot, es war eine Anweisung. Burghard antwortete nicht.

Am Landgericht München I – ein schwerer Bau aus der Gründerzeit, klassizistische Pilaster, sandsteinfarbene Fassade, hohe symmetrische Fenster – hatten sich Journalisten auf den Stufen versammelt. Kameras auf Stativen, wartende Gestalten. Marek parkte, stieg aus. Albrecht war bereits an der Beifahrertür. Marek ließ ihn.

Sie gingen die Stufen hinauf. Neun Stufen. Burghard zählte sie. Die Journalisten riefen Fragen, doch die Worte erreichten ihn nicht. Nur Klang. Nur Rauschen.

Der Vorbereitungsraum war klein, funktional eingerichtet. Ein Tisch, Stühle, ein Fenster mit Blick auf den Innenhof. Marek legte seine Unterlagen aus.

„Waldmann führt die Anhörung. Er befragt die Parteien selbst. Wenn er Sie etwas fragt, antworten Sie direkt, knapp, bleiben Sie beim Protokoll. Fügen Sie nichts hinzu, was nicht gefragt wurde."

„Verstanden."

„Und zur Gegenseite: Hoffmann vertritt Aris weiterhin offiziell. Der Befangenheitsantrag wurde abgewiesen – das Gericht sah keinen ausreichenden Grund. Sie wird im Saal sein."

Burghard sagte nichts.

„Und, Professor." Marek sah ihn an, mit dem Blick, der nichts kommentierte und alles registrierte. „Sie sind heute Partei. Nicht Zeuge. Das ist kein semantischer Unterschied. Als Partei werden Sie angehört, nicht vereidigt. Das Gericht wird das klarstellen. Wenn Waldmann Sie als ‚die beklagte Partei' anspricht, korrigieren Sie ihn nicht."

Burghard wollte fragen, warum er korrigiert werden sollte. Die Frage kam nicht zustande. Die Glättung machte aus jedem Gedanken, der komplex zu werden drohte, einen glatteren, einfacheren. Er nickte.

Um acht Uhr fünfundvierzig gingen sie in den Saal.

Der Gerichtssaal war ein hoher Raum mit kassettierter Holzdecke, klassizistischen Wandpilastern und hohen, schmalen Fenstern, die das Februarlicht in langen Bahnen auf den Holzboden legten. Vorne, auf dem erhöhten Podium, thronte der Richtertisch. Darunter, auf Bodenniveau, die Tische der Parteien – vom Vorsitzenden aus gesehen links der Tisch der Klägerseite, rechts der Tisch der Beklagten.

Burghard sah sie sofort.

Wiebke saß auf der linken Seite, neben Dr. Aris. Sie trug eine schwarze Robe, darunter eine weiße Bluse; am Kragen der Bluse, kurz unter der Fossa jugularis, hing an einer feinen Kette etwas Kleines, Bauchiges. Er erkannte es. Natürlich erkannte er es.

Rechts von ihm: Marek, der bereits die Unterlagen ordnete.

Burghard sah nach links, in den Zuschauerbereich. Beatrice. Albrecht. Beatrice saß aufrecht, die Hände im Schoß. Albrecht saß neben ihr, die Schultern leicht nach vorn, die Hände um einen zusammengefalteten Mantel. Er sah alt aus. Älter als Burghard ihn in Erinnerung hatte. Beatrice sah zu Burghard, nickte – ein minimales Nicken, klinisch, ohne Wärme, ohne Vergebung.

Burghard wandte sich ab.

Aris sah er nur aus dem Augenwinkel. Klein, in einem grauen Kostüm, zusammengesunken über ihren Unterlagen.

Um neun Uhr betrat Richter Dr. Ernst Waldmann den Saal.

Alle erhoben sich.

Waldmann war Ende sechzig, ein schmaler Mann mit scharfen Gesichtszügen und einer rahmenlosen Brille. Er setzte sich, ordnete die Akte mit bedächtigen, symmetrischen Bewegungen, legte die Füllfeder rechts daneben, parallel zur Tischkante.

„Bitte nehmen Sie Platz." Seine Stimme war ruhig, neutral. „Die Verhandlung ist eröffnet. Aktenzeichen 9 O 12847/02, Dr. Arzu Aris gegen Professor Dr. Burghard Brenner."

Er las die Klageschrift vor. Die Worte flossen über Burghard hinweg. Schadensersatz. Rufschädigung. Fahrlässigkeit. § 823 BGB. Dann Mareks Erwiderung: Polymyalgia rheumatica, dokumentiert seit 1975. Motorische Einschränkungen, die auf die Erkrankung zurückzuführen seien. Jahrzehntelange Förderung weiblicher Chirurginnen als Charakterbeweis. Das OP-Protokoll als objektive Grundlage. Marek trug vor, präzise, ohne Emphase.

Waldmann hörte zu, machte Notizen. Stellte keine Fragen.

Um neun Uhr fünfundvierzig verkündete er den Beweisbeschluss. Anhörung der Parteien. Zuerst Dr. Aris, dann Professor Brenner. Verlesung der medizinischen Unterlagen und Gutachten.

Dr. Aris wurde als erste gehört.

Sie richtete sich auf, die Hände gefaltet vor sich auf dem Tisch. Sie sah nicht zu Burghard hinüber, nicht zu Wiebke. Nur zu Waldmann.

Waldmann begann die Befragung. Ruhig, methodisch.

„Dr. Aris, beschreiben Sie bitte den Ablauf der Operation am 14. Juni 2000."

Sie begann zu sprechen. Leise, stockend, doch präzise. Der OP-Saal. Die Patientin. Die Pankreatojejunostomie. Der kritische Moment.

„Ich hielt den Haken, wie Professor Brenner es angeordnet hatte. Er führte die Nadel. Ich sah..." Sie hielt inne, holte Luft. „Ich sah, wie seine Hand zuckte. Nur eine Sekunde. Doch die Nadel stach zu tief."

Burghard saß regungslos. Die Tilidin-Rigidität hielt ihn wie in einem Schraubstock. Er hörte die Worte. Er ließ sie nicht durch.

„Wie reagierte der Beklagte?"

„Er wandte sich zu mir um und sagte: ‚Der Haken. Du hältst zu viel Spannung. Du zerreißt mir die Statik der Naht.' Ich... ich widersprach nicht. Ich hatte Angst."

„Angst wovor?"

„Vor ihm. Er war der Professor. Ich war die Assistentin. Wenn ich widersprochen hätte..." Ihre Stimme brach. „Man widerspricht nicht. Nicht dort. Nicht ihm. Das lernt man in der ersten Woche."

Marek stand auf. „Einwand, Herr Vorsitzender. Die Klägerin verallgemeinert über Klinikstrukturen, die nicht Gegenstand ihrer persönlichen Wahrnehmung sind."

Waldmann: „Abgewiesen. Die Klägerin schildert den Kontext ihrer Entscheidung. Fahren Sie fort, Dr. Aris."

Sie nickte. „Nach der Operation diktierte er das Protokoll. ‚Mechanische Stressbelastung durch die Assistenz.' Das war keine korrekte Darstellung des Geschehens."

„Haben Sie damals widersprochen?"

„Nein."

„Warum nicht?"

Eine lange Pause. Dann, leise: „Weil ich dachte, er würde es selbst korrigieren. Ich dachte, er sei... ein Mann, der korrigiert."

Waldmann wartete. Er sah zu Wiebke. „Findet sich für Klägerin ein Taschentuch?"

Wiebke öffnete ihre Aktentasche, reichte Aris ohne Bewegung des Gesichts eines hinüber.

Die Befragung dauerte weitere fünfzig Minuten. Waldmann bohrte nach, präzise, ohne Aggression. Um elf Uhr fünfzehn wurde Aris entlassen. Sie kehrte an ihren Platz zurück, erschöpft, zusammengesunken.

„Fünfzehn Minuten Pause."

Marek führte Burghard in den Vorbereitungsraum. Als Marek kurz hinausging, griff Burghard in die Innentasche. Das braune Fläschchen.

Er schraubte es auf, kippte den Kopf zurück. Die Tropfen fielen auf seine Zunge. Er zählte nicht. Die gallige Süße. Dann wartete er. Die Wärme. Die Klarheit. Die Entrückung.

Als Marek zurückkam, saß Burghard am Tisch, die Hände gefaltet.

Um elf Uhr dreißig wurde die beklagte Partei zur Anhörung aufgerufen.

Burghard richtete sich auf. Die Hände auf den Armlehnen, das Gewicht nach vorn, er war bereit für die vertraute Sequenz.

„Professor Brenner", begann Waldmann, „als beklagte Partei werden Sie jetzt angehört—"

„Ich bin als Zeuge geladen", sagte Burghard.

Eine kurze Stille.

Waldmann sah ihn an. Dann zu Marek. Marek stand auf, leicht. „Herr Vorsitzender, ich darf kurz erläutern—"

„Das erübrigt sich." Waldmann wandte sich zurück zu Burghard. „Professor Brenner, Sie sind Partei in diesem Verfahren, nicht Zeuge. Die Anhörung der Partei ist rechtlich verschieden von der Zeugenvernehmung. Ihr Anwalt erklärt Ihnen die Details nach der Sitzung." Keine Ungeduld, keine Schärfe. Eine Feststellung.

Burghard öffnete den Mund. Schloß ihn wieder. Die Glättung machte aus dem Widerspruch, der aufsteigen wollte, etwas Glattes, Formloses. Irrelevant. Er nickte.

„Professor Brenner, beschreiben Sie den Ablauf der Operation am 14. Juni 2000."

Burghard sprach. Die Worte kamen wie auswendig gelernt.

„Die Operation verlief nach Plan. Die Assistentin war in der kritischen Phase unzureichend konzentriert. Ich präparierte die Anastomose, leitete die Sequenz an. Die mechanische Stressbelastung durch die Assistenz führte zur Kompromittierung der Naht. Ich habe die Situation bereinigt."

„Dr. Aris behauptet, Ihre Hand habe gezuckt."

„Meine Hand zitterte nicht. Die Hände des Operateurs sind die Verlängerung seiner Ausbildung. Meine Ausbildung war die beste, die dieses Land in dieser Zeit hervorzubringen in der Lage war."

„Sie leiden an Polymyalgia rheumatica. Hatte diese Erkrankung Einfluss auf Ihre Feinmotorik am Operationstag?"

„Die Polymyalgia betrifft die Schultern, die Hüftgürtelmuskulatur. Nicht die Hände. Das Protokoll dokumentiert den Sachverhalt korrekt."

Waldmann machte eine Notiz. Legte die Füllfeder ab. Sah Burghard an, einen Moment länger als zuvor.

„Professor Brenner, nehmen Sie Medikamente?"

Pause.

„Hydrokortison. Gegen die Polymyalgia. Ärztlich indiziert, seit Jahren dokumentiert."

„Andere Präparate?"

Pause.

„Nein."

Waldmann sah ihn an. Er machte keine Notiz.

„Beschreiben Sie Ihre Beziehung zu Dr. Aris vor dem Vorfall."

„Ich habe sie gefördert. Sie war die begabteste Assistentin ihres Jahrgangs. Ich habe ihr Chancen gegeben, die ihr die Chirurgie dieser Zeit aus eigener Kraft nicht eröffnet hätte. Das war nichts, was ich aus äußerem Zwang hätte tun müssen. Das war meine Überzeugung."

„Und danach?"

„Ich habe ihr eine Position in der Klinikadministration angeboten. Eine Konsequenz aus meiner Beurteilung ihrer Eignung für das operative Fach. Keine Bestrafung. Eine Umleitung."

Waldmann ließ den Satz stehen. Dann: „Sie haben in Ihrer Aussage von den Händen des Operateurs gesprochen. Als Verlängerung seiner Ausbildung. Wie würden Sie den Moment beschreiben, in dem eine solche Hand versagt?"

„Die Hand des Operateurs versagt nicht."

„Das war nicht meine Frage."

Die Sätze kamen nicht mehr so, wie er sie kannte – fertig, griffbereit, in der richtigen Reihenfolge. Irgendwo zwischen dem Denken und dem Sprechen verloren sie ihre Form. Die Zensur hielt die Oberfläche glatt, doch dahinter – irgendwo hinter dem Samtschleier der Glättung – bewegte sich etwas, das er nicht benennen konnte. Eine Verschiebung. Ein Nachgeben.

„Wenn eine Hand versagt", sagte er schließlich, sehr langsam, „dann liegt es an der Assistenz. An äußeren Faktoren. Die Hand selbst ist das letzte, das nachgibt."

„Ein Gott der Chirurgie", sagte er dann, ohne gefragt worden zu sein. „Der Gott darf nicht zittern."

Waldmann hob nicht die Augenbrauen. Er machte keine Notiz. Er saß einen Moment ohne Bewegung, dann: „Sie verwenden das Wort Gott."

„Es ist ein Bild."

„Was für eines?"

Burghard öffnete den Mund. Die Antwort kam nicht. Der Satz, den er hatte sagen wollen, war irgendwo zwischen dem Denken und dem Sprechen verschwunden. Er spürte den Schweißfilm auf der Stirn. Der Blutdruck. Er spürte ihn nicht mehr so, wie er ihn hatte spüren können – als verlässliche Hintergrundstimme des Körpers, immer da, immer kalibrierbar. Er spürte nur, dass etwas fehlte.

„Das Protokoll", sagte er. „Das Protokoll ist das Bild. Es dokumentiert die Wahrheit."

Waldmann sah ihn an. Dann machte er eine Notiz.

Die Mittagspause.

Marek brachte Burghard in den Vorbereitungsraum, stellte Wasser hin, fragte nicht, ob er essen wolle. Er wusste die Antwort.

„Das war gut", sagte Burghard. „Waldmann hat die Substanz des Protokolls nicht angegriffen. Er hat nach Nebensächlichkeiten gesucht."

Marek sah ihn an. Sagte nichts.

„Das mit Gott. Das hätte ich weglassen sollen. Aber das war das Einzige."

„Professor." Marek stellte das Glas Wasser vor ihm ab. „Waldmann hat Notizen gemacht. Er macht immer Notizen. Was er nicht notiert, notiert er trotzdem." Er setzte sich. „Dieser Nachmittag wird länger als der Vormittag."

Burghard hörte es. Er registrierte den Tonfall, die Pause davor. Doch die Zensur machte aus der Warnung etwas Weiches, Distanziertes – einen Satz, der irgendwo ankam und nirgendwo haftete.

Als Marek kurz verschwand, griff Burghard in die Innentasche. Das braune Fläschchen. Er ließ die Tropfen fallen. Vierzig. Mehr. Er verlor den Faden zwischen dreißig und vierzig, begann neu. Es spielte keine Rolle.

Er saß reglos. Die weiße Wand. Die Fensterbank. Das Licht, das durch das Gitter des Innenhoffensters fiel, geometrisch und kalt.

Um dreizehn Uhr fünfundvierzig wurde die Verhandlung fortgesetzt.

Waldmann begann mit der Verlesung der Beweisdokumente. Das OP-Protokoll. Die medizinischen Gutachten. Die Aussage der Instrumentierschwester. Die Krankenakte Elena V. Die Zeugenaussage des Anästhesisten, schriftlich eingereicht, verlesen durch den Urkundsbeamten.

Marek verlas seinerseits: die Habilitationsschrift von 1975 in Auszügen, die Personalakten der von Burghard geförderten Ärztinnen, die Charakterzeugnisse, die Dokumentation der Polymyalgia-Diagnose.

Waldmann hörte zu. Er unterbrach nicht.

Die Stunden zogen sich. Burghard saß am Beklagtentisch, die Hände auf den Armlehnen, die Maske intakt. Doch was die Maske nicht zeigte: Der Körper arbeitete gegen ihn. Die Addison-Krise ist kein Kollaps, sondern ein langsames Absacken – ein biochemisches Nachgeben, das sich über Stunden aufbaut, unsichtbar, bis es nicht mehr aufzuhalten ist. Schon in der Mittagspause hatte das Kortisol nicht mehr gereicht; die Nebennieren, jahrelang in Atrophie geführt, produzierten nichts. Kein körpereigenes Kortisol, keine Gegenregulation. Der Blutdruck begann zu fallen. Die Elektrolyte verschoben sich. Das Gehirn empfing nur, was es noch empfangen konnte.

Die Tilidin-Rigidität hielt ihn aufrecht. Das Lorazepam dämpfte jede Panikreaktion, bevor sie die Oberfläche erreichte. Er saß da wie ein Mann, der zuhört. Nur Waldmann, der ihn alle zwanzig Minuten kurz ansah, registrierte das Zittern, das Burghard zu unterdrücken versuchte. Die Schweißperlen auf der Stirn. Die Art, wie seine Augen den Fokus verloren und dann – mit sichtbarer Anstrengung – zurückholten.

Um vierzehn Uhr dreißig verlor Burghard einmal kurz den Faden, was verlesen wurde. Er wartete darauf, dass der Satz sich wieder einordnete. Er tat es nicht. Er wartete weiter.

Um fünfzehn Uhr zehn hörte er Albrechts Namen in einem Dokument – irgendeinem Dokument, er wusste nicht mehr welchem. Albrecht. Er sah in den Zuschauerbereich. Albrecht saß mit dem zusammengefalteten Mantel auf den Knien. Beatrice neben ihm, aufrecht.

Er wandte sich wieder ab.

Um sechzehn Uhr dreißig stellte Waldmann die letzte Seite des letzten Dokuments hin.

„Professor Brenner, haben Sie zu den verlesenen Beweisen eine abschließende Stellungnahme?"

Stille.

„Professor Brenner?"

Marek richtete sich auf, beugte sich dann zur Seite. „Professor?"

Er berührte die Schulter. Keine Reaktion. Er berührte sie fester – und spürte darunter keine Spannung, kein Gewicht eines lebenden Körpers, das sich gegen den Druck hält. Nur Masse.

„Ich glaube..." Er hörte sich selbst sprechen, ohne es gewollt zu haben. „Er reagiert nicht."

Es war leise gesagt, fast nur für sich. Aber der Saal war still geworden, und alle hatten es gehört.

Aus dem Zuschauerbereich – eine Bewegung. Beatrice. Sie war bereits aufgestanden, ging durch die seitliche Öffnung der Absperrung, lief quer durch den Saal zu ihm.

Ihre Hände an seinem Hals. Der Puls – fadenförmig, flach, aber da.

„Er kollabiert." In den Raum hinein, laut und klar. „Kreislaufschock. Jemand ruft jetzt den Rettungsdienst. Eins-eins-zwei. Und ein Defibrillator – im Gebäude muss einer sein, Eingangsbereich oder Flur."

Sie hörte, wie Marek bereits telefonierte. Jemand anderes – der Urkundsbeamte – lief hinaus.

„Helfen Sie mir." Sie sah zu Marek – er hielt das Telefon ans Ohr, nickte ihr zu. Ein Gerichtsdiener trat vor, kam um den Tisch herum. Gemeinsam hoben sie Burghard aus dem Stuhl, ließen ihn kontrolliert auf den Boden gleiten, auf den Rücken. Beatrice riss den Kragen auf, öffnete das Jackett. Darunter die pergamentdünne Haut, die fleckigen Hämatome, der ausgezehrte Rumpf. Sie hob seine Beine an, stützte sie gegen den Stuhl. Venöser Rückstrom. Sie kontrollierte die Atemwege, überstreckte den Kopf leicht.

An seinen Lippen schaumiges, rosafarbenes Sekret. Sie sah es und wusste sofort, was es bedeutete.

„Atemwege frei halten." Zu sich selbst, zur Luft, zu niemandem. Seine Atmung war flach, gurgelig, mit einem feuchten Beiklang, der aus der Tiefe der Lunge kam. Kein Instrument nötig, um das zu hören.

Sie kniete neben ihm, zwei Finger am Hals, zählte den Puls. Hielt den Kopf in Position. Wartete auf den Rettungsdienst.

Waldmann hatte sich erhoben. Er stand am Richtertisch, die Hände gefaltet, und sah zu. Er wartete, bis klar war, dass Beatrice die Situation führte, dass der Saal nicht in Panik geriet. Dann, in seinem gewöhnlichen Ton:

„Die Sitzung ist vertagt."

Wiebke stand am Tisch der Klägerinnen. Sie hatte sich nicht bewegt. Das kleine bauchige Glas unter dem Blusenausschnitt – sie hielt es mit zwei Fingern, drückte es an die Haut. Ihr Gesicht war ausdruckslos.

Albrecht stand in der ersten Reihe, dort, wo er die ganze Zeit gesessen hatte. Der zusammengefaltete Mantel noch in den Händen. Er sah Wiebkes Hand, die das Glas hielt. Dann sah er zu, wie Beatrice arbeitete. Er sagte nichts.

In der sechsten Minute setzte der Puls aus.

Beatrice begann sofort. Sie verschränkte die Hände, setzte den Handballen auf das Sternum, streckte die Arme durch und drückte – fünf, sechs Zentimeter tief, mit dem ganzen Gewicht ihres Oberkörpers. Dreißig Mal, schnell, hart. Die Rippen gaben nach, wie sie immer nachgeben. Das war kein Zeichen, aufzuhören. Sie beatmete zweimal, wischte dabei mit dem Handrücken das Sekret von seinen Lippen, ging zurück in Position. Dreißig. Zwei. Dreißig. Zwei. Der Rhythmus aus Hunderten von Nachtdiensten, der Körper wusste ihn ohne Zählen. Sie arbeitete, ohne aufzusehen, ohne innezuhalten.

Als der Urkundsbeamte mit dem Defibrillator zurückkam, öffnete sie das Hemd tiefer, klebte die Elektroden auf die pergamentdünne Haut. Das Gerät analysierte. Kein schockbarer Rhythmus. Sie nahm die Elektroden nicht ab, ging zurück in die Position, drückte weiter.

Der Rettungsdienst traf in der zwölften Minute ein. Beatrice übergab in wenigen Sätzen: Alter, Verdachtsdiagnose, bisherige Maßnahmen, das rosafarbene Sekret. Die Sanitäter tauschten einen Blick, nickten.

Sie trat zurück und ließ sie übernehmen.

Als sie Burghard auf die Trage hoben, durch den Saal trugen, an den Bänken vorbei, hinaus durch die hohen klassizistischen Türen, war sein Gesicht entspannt. Die Maske hatte gehalten. Bis zum Ende hatte sie gehalten.

Dahinter: was noch übrig war.

Die Entsorgung

Das Krankenhaus roch anders als die Villa, obwohl beide von der Chemie beherrscht wurden. In der Villa war der Geruch nach Medikamenten stets unter Schichten von Bohnerwachs, altem Leder und dem herben Aroma spanischer Zeder verborgen gewesen – ein hermetisches Geheimnis, für das niemand je eine Sprache gehabt hatte, weil die Sprachlosigkeit dieser Familie keine Ausnahmen kannte. Hier, auf der Intensivstation, war die klinische Realität unverkleidet. Es roch nach scharfem Alkohol und Desinfektionsmitteln, nach dem lauen

Kunststoff von Beatmungsschläuchen und Infusionsbeuteln, nach gefilterter, klimatisierter Luft ohne Jahreszeit.

Ich saß auf einem Stuhl im Korridor, die Hände in den Taschen meines Cardigans. Es war der einundzwanzigste Februar. Draußen regnete es.

Beatrice kam auf mich zu. Sie trug ihren weißen Kittel, aber er wirkte an ihr nicht wie eine Rüstung, so wie er es bei Burghard immer getan hatte. Bei ihr war er Arbeitskleidung. In ihrer Hand hielt sie einen Stapel Papier – die Laborberichte der ersten Stunden nach seiner Einlieferung, die Ergebnisse der toxikologischen Untersuchung, die Auswertung der Blutgasanalysen.

„Albrecht", sagte sie leise und setzte sich neben mich. Ihr Gesicht war bleich, ausgeräumt, wie nach stundenlanger Arbeit, bei der man irgendwann die Zeit nicht mehr wahrnimmt. „Es ist alles da. Schwarz auf Weiß."

Sie breitete die Blätter auf ihren Knien aus. Ich verstand von den Tabellen und Kurven wenig, aber ich verstand den Tonfall ihrer Stimme. Es war der Tonfall einer Obduktion, auch wenn mein Bruder am Ende des Korridors noch beatmet wurde.

„Die Addison-Krise im Gerichtssaal war nur die Spitze", sagte sie, während ihr Finger über die Zahlenkolonnen glitt. „Sein Cortisolspiegel war bei null. Er hat seine Nebennieren über Jahre durch die exogene Kortisongabe komplett stillgelegt. Das Organ hat sich zurückgezogen – hat die Produktion eingestellt, weil der Nachschub von außen gesichert schien. Als der Stress der Verhandlung den Bedarf ins Extreme trieb und er die Dosis nicht mehr erhöhen konnte, kollabierte das System. Und dazu das Lungenödem – das rosafarbene Sekret, das wir im Saal gesehen haben. Die Lunge war bereits überflutet, bevor sein Kreislauf zusammenbrach." Sie deutete auf eine weitere Kurve. „Die Opioid-Werte sind astronomisch. Volaron, in steigender Dosis über mindestens zwei Jahre. Und das Lorazepam..." Sie hielt inne. „Er hat Lorazepam genommen wie andere Leute Pfefferminzpastillen."

Ich sah auf die Papiere, dann durch das Korridorfenster auf den grauen Münchner Winterhimmel.

„Ich habe es gewusst, Beatrice", sagte ich. Meine Stimme klang in meinen eigenen Ohren fremd. „Nicht so, wie du es lesen kannst. Aber ich habe ihn gehört. Nachts, im Bad. Das Fluchen, wenn die Nadel nicht saß. Das Keuchen, wenn er sich im Herrenzimmer einschloss. Die leeren Ampullen habe ich im Restmüll gefunden, wenn ich die Tonnen herausgebracht habe. Manchmal stand er – wahrscheinlich nach einer Injektion – minutenlang am Fenster, vollkommen still, den Blick auf den See. Es gab einen Abend, als er mich in der Tür nicht bemerkt hatte und laut vor sich hinsprach: er nannte diese Zustände seine Flüge. Er blickte auf das Wasser, als sehe er etwas, das wir anderen nicht sehen konnten." Ich schwieg einen Moment. „Ich habe nichts gesagt. Man hätte etwas sagen müssen."

Beatrice legte eine Hand auf meinen Arm. „Ich auch. Ich habe die Hämatome gesehen, die Ataxie, die Rigidität. Ich habe sie benannt – in meinem Kopf, als Ärztin – und dann weggelegt. Er war Ordinarius. Ich nahm an, er kann beurteilen, was er sich zumutet." Sie strich mit dem Daumen über eine der Kurven. „Das war bequem. Und falsch." Eine kurze Pause. „Er hat sich selbst behandelt wie sein eigenes Operationsfeld. Als wäre ein Körper kein Lebewesen, sondern etwas, das man offenhält, stabilisiert, am Laufen hält."

Ich schwieg einen Moment. Dann: „Er wusste es, Beatrice. Dass das Operationsprotokoll falsch war. Dass er selbst es war, der die Arterie perforiert hatte, nicht Aris."

„Woher weißt du das?"

„Einmal saß er im Herrenzimmer und sprach laut vor sich hin – er hatte mich in der Tür nicht bemerkt. Er sagte: Die Symmetrie verlangt Opfer. Ich bin gegangen, ohne etwas zu sagen." Ich sah auf die Papiere. „Er hat das Protokoll nicht gefälscht, um böse zu sein. Er hat es gefälscht, weil er glaubte, dass seine eigene Legende wichtiger sei als das Berufsleben eines anderen Menschen."

Beatrice starrte auf die Berichte. Eine lange Pause. Dann, ruhig, fast sachlich: „Sein Feminismus. Seine Großzügigkeit über mein Coming-out, seine leutselige Akzeptanz von Wiebke. Es war alles nur ein weiterer Stein in der Fassade. Er hat mich nicht gefördert, weil er mich liebte. Er hat mich gefördert, weil ich ihn glänzen ließ. Er hat Wiebke nicht akzeptiert, weil er sie mochte oder weil er sie als Mensch achtete, sondern weil sie eine Trophäe seiner Modernität war. Bis Wiebkes Mandat kam."

Sie stand auf. „Komm mit, Albrecht."

Am Morgen des dreiundzwanzigsten Februar, kurz nach drei Uhr, starb Burghard Brenner an Multiorganversagen. Das Herz, die Nieren, schließlich das Gehirn. Zu lange ohne ausreichende Durchblutung. Die Maschinen hatten getan, was Maschinen tun können, und dann war auch das vorbei.

Ich saß dabei. Nicht weil wir uns nahegestanden hätten – das wäre eine Lüge, die er selbst verachtet hätte. Sondern weil niemand allein sterben sollte, auch nicht ein Mann, der dreißig Jahre lang daran gearbeitet hatte, allein zu sein.

Der Arzt sprach kurze Worte. Beatrice nickte. Wiebke, die im Flur gewartet hatte, schloss die Augen.

Zwei Tage später fuhr ich allein zur Villa.

Das Haus roch immer noch nach ihm. Nach Bohnerwachs und altem Leder, und darunter, kaum zu fassen und doch unverkennbar, nach der süßlichen Chemie, die aus den Wänden des Herrenzimmers zu sickern schien.

Ich ging direkt zum Tabernakel.

Der Zigarrenhumidor, fest eingelassen in die Eichenvertäfelung, war wie immer verschlossen. Ich wusste längst, dass der Schlüssel in der rechten Schreibtischschublade lag, holte ihn, steckte ihn ins Schloss. Die Tür öffnete sich.

Es roch nicht mehr nach Tabak. Es roch nach Chemie und nach Tod.

Beatrice hatte mir einen gelben Plastiksack gegeben, wie man ihn auf der Intensivstation für medizinischen Abfall verwendet. Ich begann, den Inhalt des Tabernakels darin einzupacken. Die Kortison-Ampullen – der Stabilisator, wie er sie nannte –, kalt, die Verpackung steril und gleichgültig. Die Blister mit dem Lorazepam, der Glättung, halb leer. Das braune Fläschchen Volaron, die Zensur, das Etikett abgegriffen von vielen Berührungen. Die klebrige Plastikflasche mit dem Laxans, die Drainage. Alles.

Ich zählte nichts. Ich führte keine Bestandsaufnahme durch. Ich machte auch keine Zeremonie daraus.

Das Klappern von Glas auf Plastik füllte den Raum, und dann war der Schrank leer.

Ich verschloss den Beutel. In meinen Händen hielt ich dreißig Jahre einer sorgfältig konstruierten Lüge. Das Möbelstück, das Burghard als Altar seiner Souveränität gedient hatte, stand offen, leer, funktionslos. Ein Holzschrank.

Ich wischte das Innere mit einem Tuch aus. Steckte den Humidor-Schlüssel zurück in die Schreibtischschublade – für wen auch immer nach uns käme. Dann nahm ich den Beutel und verließ das Herrenzimmer.

Draußen zog ich die Haustür hinter mir ins Schloss.

Es war meine letzte Dienstleistung für meinen Bruder. Die Entsorgung der Lüge.

In meiner Jackentasche lag ein anderer Schlüssel. Kleiner, leichter. Er gehörte zu einer Wohnung in Haidhausen.

Das Lacrymatorium

Das Urteil war um elf Uhr dreißig rechtskräftig.

Waldmann hatte es in zwei Sätzen verkündet, ohne Emphase, ohne Pause davor. Die Klage werde in vollem Umfang stattgegeben. Die Kosten des Verfahrens trage der Nachlass. Dann hatte er die Akte geschlossen, die Füllfeder abgelegt, sich erhoben.

Wiebke hatte zugehört. Sie hatte sich nichts notiert.

Es war März. Auf der Treppenplattform vor dem Gerichtsgebäude lag das Licht des frühen Nachmittags, dünn und hell, ohne Wärme. Als die drei Frauen durch das Portal traten, blieben sie gleichzeitig stehen – keine Absprache, nur der gemeinsame Impuls, einmal zu atmen. Albrecht trat einen Moment später nach, blieb etwas abseits stehen. Die Luft roch nach nassem Stein und nach März. Aris stand mit leicht vorgebogenen Schultern, die Hände tief in den Taschen. Sie sagte nichts. Das war richtig so.

Wiebke hielt das Urteil noch in der Hand. Sie spürte das Gewicht des Papiers, das keines hatte. Dann griff sie an den Hals.

Die Kette war warm. Das Glas darunter auch – es hatte seit November an ihrer Haut gelegen, hatte ihre Temperatur angenommen. Sie zog es hervor, hielt es im Licht. Die irisierende Patina schimmerte, Silber und Gold und ein Hauch von Blau, wie immer, wie jedes Mal, wenn sie es herausnahm und ansah und wieder wegsteckte.

Sie dachte an Beatrice, die es ihr gegeben hatte. An Isabel, die es gefunden hatte. An Albrecht, der es gerettet hatte. An Burghard, der es für wertlosen Scherben gehalten hatte.

Sie dachte an Aris, die neben ihr stand und schwieg.

Sie griff hinter den Nacken, öffnete den Verschluss der Kette. Das Glas lag einen Moment in ihrer Handfläche – leicht, kaum spürbar. Dann öffnete sie die Hand.

Das Glas fiel drei Stufen hinunter. Der Aufschlag war kaum zu hören – ein helles, trockenes Klingen, wie wenn ein Fingernagel eine Fensterscheibe berührt. Dann Stille.

Die Scherben lagen im Licht und schimmerten.

Aris sah Wiebke an. Wiebke sah auf die Scherben. Eine lange Sekunde, in der nichts gesagt werden musste und nichts gesagt wurde. Albrecht sah ebenfalls auf die Scherben. Er sagte nichts.

Beatrice war bereits am Fuße der Treppe, als das Glas aufschlug. Sie kniete nieder und sammelte die größten Stücke auf. Vorsichtig, mit beiden Händen.

Sie steckte sie in die Jackentasche.

Wiebke sah zu. Sie sagte nichts. Es gab nichts zu sagen: das Glas hatte seine Arbeit getan, und jetzt war es zerbrochen, und das war richtig, und Beatrice würde die Scherben nach Hause tragen und auf eine Fensterbank stellen, wo das Licht morgens hindurchfiel, und das war auch richtig.

Aris stand immer noch neben Wiebke. Nach einer Weile sagte sie leise, ohne sie anzusehen: „Danke."

Wiebke nickte.

Dann gingen Wiebke und Aris die Stufen hinunter. Beatrice wartete auf sie, eine Hand in der Jackentasche, wo die Scherben lagen. Albrecht folgte ihnen, einen halben Schritt zurück – so wie er früher hinter Beatrice hergegangen war, wenn sie als Kind vorausgelaufen war. Der März war kalt und klar, und die Straße vor dem Gericht war leer, und irgendwo fuhr eine Straßenbahn, und das Leben ging weiter, wie es immer weitergeht, gleichgültig und unaufhaltsam und ohne Rücksicht auf das, was soeben zu Ende gegangen war.

Epilog

Das Aufgehörthaben eines Menschen ist nicht lautlos. Es hat das Geräusch von Luftpolsterfolie und Klebeband.

Ich saß auf einer zugeklebten Umzugskiste in der Diele und beobachtete, wie das, was mein Bruder sein Leben genannt hatte, in handliche braune Kartons zerlegt wurde. Die Möbelpacker bewegten sich durch die Räume mit der freundlichen Gleichgültigkeit von Männern, die schon viele Leben eingepackt haben. Sie trugen die schweren Eichenschränke hinaus, den Schreibtisch, die Vitrinen, die Regale. Jeder ihrer Schritte hallte in den kahl gewordenen Räumen wider.

Hinter der Fassade war nichts. Kein Geist des Professors, keine greifbare Essenz aus dreißig Jahren chirurgischer Legende. Nur der süßlich-chemische Geruch aus dem Herrenzimmer, der sich in den Jahren an den Wänden abgelagert hatte und jetzt, da die Möbel fehlten und die Oberfläche fort war, als Einziges blieb.

Den Tabernakel ließen die Möbelpacker unberührt. Er war eingemauert, man hätte ihn ohne Schaden nicht herausbrechen können, und niemand wollte das veranlassen. Er blieb in der Wand, leer. Ein Grabmal. Ich hatte aus der Schreibtischschublade den Schlüssel herausgenommen und ließ ihn dann in im Schloss der hölzernen Türen stecken – für niemanden. Dann ging ich, ohne mich umzusehen. Keine Geste. Keine Zeremonie. Das war Burghards Sache gewesen, nicht meine.

Beatrice und Wiebke bewegten sich durch die Räume wie zwei Frauen, die nach einem Beben die Brauchbarkeit der Überreste prüfen. Sie lebten ihr Leben nicht wegen Burghards vermeintlicher Toleranz glücklich, sondern trotz seiner Vereinnahmung. Das war mir erst jetzt vollständig klar geworden. Seine Unterstützung für Beatrices Coming-Out, seine leutselige Großzügigkeit gegenüber Wiebke – alles nur weitere Bestandteile der Fassade. Politische

Manöver. Als Wiebke das Mandat für Aris übernahm, war die Großzügigkeit erloschen wie ein Licht.

Wiebke stand am Fenster des Herrenzimmers, den Blick auf den See. Sie sagte nichts. Doch in ihren Augen lag etwas, das ich selten dort gesehen hatte: Ruhe. Kein Rest mehr von Kampf.

Ich brauchte nichts zu fragen. Ich war dabei gewesen.

Dr. Aris würde nicht in den OP zurückkehren. Das war die Wahrheit, die keine Rehabilitierung tilgen konnte. Drei Jahre waren aus ihrer Biographie herausgeschnitten worden, und kein Urteil nähte sie wieder ein. Doch sie war frei. Das war mehr als sie hatte, als Burghard noch lebte.

Beatrice kam aus der Küche. In den Händen hielt sie die Terrine.

Sie trug sie mit beiden Händen vor dem Bauch, so wie man ein Kind hält, das man noch nicht sehen kann – seitlich gestützt, vorsichtig, als wisse der Körper bereits, wie das geht. Sie sah mich an.

„Ich nehme sie mit", sagte sie. Keine Frage, keine Bitte um Erlaubnis. Eine Feststellung. „Ich weiß", sagte ich. Sie nickte knapp, als wäre damit alles geklärt. Dann hielt sie inne. „Die Wohnung hat Platz. Für die Terrine. Und für einen Raum, der auf dich wartet."

Ich lächelte. „Eine Terrine dieser Größe braucht Gäste."

Beatrice sah mich an. In ihrem Gesicht war etwas, das sich langsam öffnete. „Dann komm als Gast. Und irgendwann vielleicht als mehr." Sie sagte es beiläufig, den Blick auf die Terrine gesenkt. „Wir werden dich brauchen, Albrecht."

Am letzten Tag ging ich zum Bootssteg.

Die Symmetry lag im Wasser, vertäut, in gutem Zustand – ich hatte sie den Winter über gepflegt, wie immer, wie seit Jahren. Der weiße Rumpf spiegelte sich im ruhigen Wasser des Starnberger Sees. Der Name stand noch am Heck, goldene Lettern, geometrisch perfekt gesetzt.

Beatrice trat neben mich.

Eine Weile standen wir schweigend da. Der See war still, das Licht dünn und hell, wie es im März am Starnberger See ist.

„Den Namen lasse ich", sagte Beatrice schließlich. „Aber wenn der Wind dreht, werde ich die Wende machen."

Ich verstand. Nicht die Symmetrie der Kontrolle. Die Symmetrie des Gleichgewichts.

Sie würde das Boot nehmen, das ihr Vater von ihrer Mutter gestohlen hatte, und es dahin zurückbringen, wo es immer hätte sein sollen: auf dem Wasser, bei Wind, ohne Skipper.

Ich nickte.

„Wiebke kann noch nicht gut segeln", sagte Beatrice. Ein kleines Lächeln.

„Isabel konnte es auch nicht", sagte ich. „Am Anfang."

Beatrice sah mich an. Dann legte sie kurz eine Hand auf meinen Arm – dieselbe Geste, mit der sie mich im Krankenhaus berührt hatte. Eine Hand, die weiß, was sie tut.

Ich fuhr nach Haidhausen, in meine neue Wohnung.

Die Villa war zu groß für einen Schatten, hatte ich zu Beatrice gesagt, und es war die Wahrheit gewesen. Dreißig Jahre lang hatte ich in einem Haus gelebt, das mich nicht sah. Ich hatte Suppe gekocht, die kalt wurde. Porzellan gespült, das niemand benutzte. Das war meine Spur in diesem Haus gewesen: Fürsorge, die ins Leere lief.

Jetzt kochte in meiner Küche Wasser. Kein Nymphenburger Porzellan, keine Terrine – die stand bei Beatrice, wo sie hingehörte. Nur ein einfacher Topf, Sellerie und Suppengrün im Regal, und die Wohnung roch nach meinem eigenen Leben, und das war genug.

Draußen vor dem Fenster begann der Park zu grünen.

Distinktion

Prolog

Die Studienstiftung des deutschen Volkes fördert nach eigener Auskunft besonders begabte und gesellschaftlich engagierte Studierende aller Fachrichtungen und jeder sozialen Herkunft. Der Aufnahme geht eine Nominierung voraus; wer nominiert wird, durchläuft ein mehrtägiges Auswahlverfahren, in dem die Bewerber ihre intellektuelle Beweglichkeit, ihre Persönlichkeit und ihre Fähigkeit zur produktiven Auseinandersetzung mit fremden Disziplinen unter Beweis stellen sollen. Die Stiftung sieht sich der Überzeugung verpflichtet, dass Begabung kein Privileg der Herkunft ist. Wer aufgenommen wird, erhält neben der finanziellen Förderung Zugang zu weiteren Programmen — darunter mehrtägige Stipendiatentagungen an wechselnden Orten, bei denen Geförderte verschiedener Fachrichtungen und Semester miteinander in Kontakt treten sollen. Ziel ist die interdisziplinäre Vernetzung sowie die Förderung des wissenschaftlichen und persönlichen Austauschs. Die Teilnahme ist freiwillig. Die Kosten werden von der Stiftung übernommen.

Im Frühjahr 2005, im Herbst 2005 und im Frühjahr 2006 nahmen an diesen Tagungen unter anderen eine Studentin der Romanistik aus Herne und ein Doktorand der Soziologie aus Fürth teil. Sie lernten sich bei der ersten dieser drei Zusammenkünfte kennen. Gut zwanzig Jahre später kontaktierte die Studentin der Romanistik, inzwischen Mitarbeiterin eines Reisebüros in Bochum, den Doktoranden der Soziologie, inzwischen Professor an der Universität Erlangen-Nürnberg. Sie schrieb ihm eine kurze E-Mail. Er antwortete.

Was folgte, ist nicht Gegenstand des Förderberichts.

1

Die Nachricht sah er an einem Mittwochmorgen im Oktober, zwischen zwei Seminarvorbereitungen und einer Erinnerung des Prüfungsamts, die er bereits zweimal unbeantwortet gelassen hatte. Der Absender war eine Adresse, die er nicht kannte. Der Betreff leer.

Hallo Christoph — ich weiß nicht, ob du dich noch erinnerst. Ich war auch auf den Stipendiatentagungen, Mitte der Nullerjahre. Göttingen und dann zweimal Weimar, glaube ich, oder war das Erfurt. Ich hab neulich daran gedacht, ich will nicht genauer sagen warum. Schreibst du zurück?

N.

Er las die Nachricht zweimal. Dann stand er auf, ging in die Küche — er arbeitete an diesem Tag zu Hause, Claudia war in ihrem Arbeitszimmer am Ende des Flurs oben — machte Kaffee, kam zurück und las sie ein drittes Mal.

Danach saß er noch eine Weile am Schreibtisch. Der Anbau war still — die schwere Tür geschlossen, das Manuskript auf dem Bildschirm wartend. Er öffnete es nicht.

Der Anbau war ursprünglich eine Gästesuite gewesen, und man sah das noch: zu viel Raum für einen Arbeitsplatz, zu sorgfältig ausgeführt für einen reinen Funktionsraum, mit einem Bad nebenan, das Claudia das Bürobad nannte und nie betrat. Gäste hatte er selten. Der Raum gehörte ihm, vollständig und ohne Einschränkung, und er hatte ihn eingerichtet wie jemand, für den Einrichten keine Priorität ist: der Schreibtisch war derselbe, den er schon als Doktorand gehabt hatte, ein breites, tiefes Möbelstück aus hellem Holz, das mitgezogen war von Wohnung zu Wohnung und hier gelandet war, weil es immer noch der beste Tisch war, den er kannte. Das Regal hatte Claudia bestellt, damit es zum Tisch passte. Den Sessel in der Ecke hatte er irgendwann für Doktoranden hingestellt, die gelegentlich kamen — er passte nicht in den Raum, war zu weich und zu niedrig für die Atmosphäre des Arbeitszimmers, und wenn kein Besucher da war, lagen Bücher darauf.

Christoph saß einfach da, die Hände flach auf der Tischfläche, links und rechts von der Tastatur. Das passierte ihm selten, das Sitzen ohne Zweck. Er bemerkte es, ohne etwas damit anzufangen.

Die Absenderadresse enthielt den Namen nicht. Das *N* am Ende war keine Abkürzung, die er sofort zuordnen konnte — es gab mehrere Frauen aus dieser Zeit, deren Namen mit N begannen, oder er bildete sich das zumindest ein. Der Cursor stand eine Weile über dem Antwortfeld, er rührte ihn nicht an.

Dann schrieb er: *Natürlich erinnere ich mich. Schreib mir, wie es dir geht. Oder ruf an, wenn du magst.* Er fügte seine Nummer hinzu und schickte die Nachricht ab, bevor er den Ton seines letzten Satzes noch einmal lesen konnte.

Zwei Tage später rief sie an.

Es war am Abend. Claudia hatte sich nach dem Essen in ihr Arbeitszimmer zurückgezogen — Tür zu, Kopfhörer auf, das war ihre Art, und dass er sie an diesen Abenden nicht ansprechen konnte, war kein Verlust, sondern gab ihm zusätzliche Zeit für seine eigene Forschung. Er stand in der Küche und wartete auf das Nudelwasser. Er hatte seit dem Frühstück wenig gegessen und wollte noch etwas — Nudeln, weil das schnell ging. Die Küche war für anderes gedacht gewesen, die Arbeitsflächen aus hellem Naturstein, die Kücheninsel, das Fenster über der Spüle, das so breit war, dass es den Raum beherrschte. Er benutzte davon, was er brauchte.

Die unbekannte Nummer erschien auf dem Display, er nahm das Gespräch an, und die Stimme, die er hörte, kannte er sofort — das war das Erste, was ihn überraschte, nicht die Stimme selbst, sondern dass sie noch dieselbe war. Tiefer vielleicht, mit einem Raucherton, den er nicht einordnen konnte. Aber dann war da etwas, das er nicht steuerte und nicht sofort einordnete: eine Reaktion, die vor dem Kopf kam, körperlich, als hätte ein Teil von ihm schon geantwortet, bevor er wusste, auf was.

Er stand an der Spüle und hörte zu, und das Nudelwasser kochte über, und er rührte sich nicht.

Sie sprachen eine Stunde und zwanzig Minuten. Irgendwann öffnete sich oben eine Tür, dann Schritte auf der Treppe — die Harfentreppe, die einen Klang machte, den der Architekt nicht vorgesehen hatte, und den er so gut kannte, dass er ihn nur dann hörte, wenn er ihn nicht hören wollte —, dann kam Claudia durch die Küche, sah den Topf, zog ihn vom Herd, warf ihm einen kurzen Blick zu und verschwand wieder. Er machte eine entschuldigende Geste in ihre Richtung, obwohl sie bereits weg war.

Danach ging er in den Anbau und setzte sich an den Schreibtisch. Er sah aus dem Fenster, obwohl draußen nicht viel zu sehen war, der Garten lag in der Dunkelheit, nur, etwas weiter, auf dem Nachbargrundstück, von innen hell erleuchtet, der Gräßel-Bau, den er kannte, ohne je darin gewesen zu sein, klare Linien, viel Glas, das Licht, das nach außen fiel, als wäre das selbstverständlich. Er sah eine Weile dorthin, ohne es zu sehen.

Am nächsten Morgen holte er aus der linken Schreibtischschublade die Ohrstöpsel, die er für Zugfahrten und Konferenzen gekauft hatte — teuer genug, dass er beim Kauf gezögert hatte, gut genug, dass er sein Zögern vergessen hatte — und legte sie neben sein Telefon. Er sagte sich, das sei praktisch: Claudia würde nichts hören, wenn er im Arbeitszimmer telefonierte. Das stimmte. Es war nicht der einzige Grund. Der andere Grund hatte mit der Art zu tun, wie die Stimme durch die Ohrstöpsel ankam — direkt, ohne den leichten Abstand des Lautsprechers, als wäre sie an ihn persönlich gerichtet und nicht in einen Raum gesprochen.

Die drei Stipendiatentagungen lagen, wenn Christoph nachzählte, fast zwanzig Jahre zurück. Die erste war in Göttingen gewesen, die zweite und dritte in Weimar — oder eine davon in Erfurt, er

war nicht mehr sicher, und er fand es bemerkenswert, dass Nadine ebenfalls nicht sicher war: als wäre die Ungenauigkeit, nicht die Erinnerung, etwas Wichtiges, das sie teilten.

Er war damals Doktorand gewesen, zweites Jahr, mit einem Dissertationsprojekt über soziale Reproduktion in akademischen Feldern. Nadine hatte Romanistik studiert, italienischer Schwerpunkt.

Er hatte sie zum ersten Mal gesehen, bevor er sie gehört hatte. Das war ihm in Erinnerung geblieben als Detail ohne Bedeutung, das sich trotzdem festgesetzt hatte.

Sie war die letzte Rednerin des Vormittags gewesen — die Pause war bereits angekündigt, ein Teil des Publikums wartete schon unruhig auf das Mittagsbüfett. Er saß in der vierten Reihe, auf dem Schoß das Programm, das er nicht las. Er sah sie, als sie nach vorne ging — und was er sah, war nicht das Gesicht, das sah er erst später, als sie am Pult stand, sondern der Gang, und dann, als sie die Sandalen unter dem Pult abstreifte mit einer Beiläufigkeit, als würde sie das immer so machen, als wäre das hier ihr Zimmer, die Füße. Der linke Fuß ruhte halb auf dem abgelegten Schuh, so dass der Spann sichtbar wurde — ein ungewöhnlich hoher Spann, der das Licht von der Seite nahm und eine Linie beschrieb, präzise und vollkommen unbeabsichtigt.

Er sah auf das Programm. Dann sah er wieder hin.

Sie begann zu sprechen, und er hörte die Stimme zum ersten Mal, und was er hörte, war nicht nur ein Inhalt, der durch eine Stimme transportiert wurde. Die Stimme selbst hatte eine Textur — warm, leicht rau, mit einer Energie, die nicht nachließ, die sich durch jeden Satz trug, und er spürte das in einer Region seiner Aufmerksamkeit, die mit Hermeneutik und Metrik nichts zu tun hatte. Und dann war da noch etwas anderes: die Art, wie ihre Sätze endeten. Sie endeten oben, leicht, mit einer unsichtbaren Verlängerung — nicht die Intonation einer Frau, die aus Unsicherheit ihre eigenen Aussagen als Fragen formuliert, sondern etwas anderes, etwas Geographisches, die Melodie einer Gegend, die er kannte, ohne sie zu kennen. Die Sätze öffneten sich am Ende, als hätten sie noch etwas vor. Das hielt ihn. Nicht der Inhalt hielt ihn zuerst. Die Melodie hielt ihn.

Sie sprach schnell, wenn sie sicher war, und bei diesem Thema war sie sicher. Das Thema war Metrik in der italienischen Lyrik, Leopardi im Mittelpunkt, und nach zwei Minuten begann sie zu zitieren, ohne Ankündigung und ohne Blick auf die Notizen: *Sempre caro mi fu quest'ermo colle* — und dann stockte sie, die Hand kurz gehoben, als könnte die Geste den Rest herbeirufen. Er kam nicht. Eine kleine Pause, in der das Publikum wartete. Dann, aus einer anderen Richtung, der letzte Vers, der ihr einfiel, weil er sich immer einfindet: *e 'l naufragar m'è dolce in questo mare.* Sie lachte kurz, weil ihr der Weg dazwischen entfallen war.

Dann kam die Stelle, die er nicht vergaß. Sie sprach über den *piede* als metrische Einheit — den Versfuß, die kleinste rhythmische Zelle des Gedichts — und das Wort fiel mehrfach, auf

Italienisch, präzise verwendet, mit der Selbstverständlichkeit von jemandem, dem die Sprache nicht bloß geliehen war. *Il piede metrico. I piedi dell'endecasillabo.* Sie hob dabei kurz die Hand, eine flüchtige Geste der Begeisterung, und Christoph sah gleichzeitig die Hand und den Fuß unter dem Pult und hörte das Wort, und was in ihm vorging in diesem Moment, war nicht in Worten formulierbar und auch nicht besonders komplex.

Er war der einzige im Raum, der vollständig verstand, was sie sagte. Das war ihm bewusst — und das Bewusstsein davon hatte eine eigene Qualität, eine leise Befriedigung, die nicht nur ihr galt, sondern auch ihm selbst als dem, der das sah und hörte und einordnen konnte.

Er betrachtete sie am Pult — die Energie, die keine Absicherung brauchte, die direkt sagte, was sie meinte, ohne die eingebauten Rückzugsformeln, die er von anderen kannte — und da war etwas in dieser Haltung, das er nicht sofort fassen konnte. Nicht die Sauberkeit des Arguments, nicht die Qualität der Quellenarbeit. Sondern das Feuer dahinter. Sie hatte sich das erarbeitet, das spürte er — Leopardi war für sie kein Erbstück, das einfach vorhanden war, sondern etwas Erfochtenes, etwas, das ihr wirklich etwas bedeutete, weil sie es nicht immer gehabt hatte. In seiner Welt kannte er Feuer, aber es war immer ein gepflegtes Feuer, eines, das Abstand zu sich selbst hielt. Das hier war anders. Das hier brannte einfach, ohne zu wissen, dass es brannte.

Er behielt diesen Eindruck in sich, ohne ihm nachzugehen. Es war eine Stimmung, kein Gedanke.

Nach dem Vortrag — das Büfett öffnete, der Saal leerte sich — wartete er, bis die meisten gegangen waren. Dann stand er auf und ging nach vorne. Er gab sich keine Rechenschaft darüber, warum.

Sie hatte die Sandalen wieder angezogen und ordnete noch Papiere, als er auf sie zukam. Sie sah auf, und das war das erste Mal, dass er ihr Gesicht ganz aus der Nähe sah — offen, leicht gerötete Wangen vom Sprechen, die Augen noch mit der Energie des Vortrags.

Sie fragte ihn, womit er sich beschäftige. Er erklärte es, kürzer als üblich. Sie nickte — und dann, bevor er weitersprechen konnte, sagte sie: *Ich hab in Florenz mal einen Mann getroffen, der hat behauptet, man könne die Klassenstruktur einer Stadt an der Art ablesen, wie die Leute Kaffee trinken. Ob das stimmt, weiß ich nicht. Aber seitdem guck ich immer, wie jemand seinen Espresso hält.*

Er lachte. Er erinnerte sich noch, dass er gelacht hatte.

Danach versuchte er kurz, etwas über sein Dissertationsprojekt zu sagen — über die Frage, wie Bildungssysteme soziale Herkunft reproduzieren statt überwinden. Sie hörte zu, nickte, und dann sagte sie: *Genau, und Leopardi ist ja eigentlich ein arg gutes Beispiel für diese Frage, wenn man mal schaut, wie er rezipiert wurde* — und das Gespräch war wieder bei ihr, bei ihrem

Thema, bei dem, was sie beschäftigte. Er bemerkte das, sagte nichts, hörte zu. Er bemerkte auch, wie sie ihn ansah, wenn er antwortete: nicht neugierig auf die Antwort, sondern belebt von der Tatsache, dass er antwortete, dass er den Gedanken aufnahm. Das war noch kein Muster für ihn, nur ein Detail, das sich festsetzte.

Sie sprachen über Leopardi. Über *L'infinito*, über die Idee des *naufragare* — des Versinkens, das bei Leopardi kein Scheitern sei, sondern eine Form von Erkenntnis. Sie zitierte noch einmal, die Augen kurz geschlossen, als lese sie von einer inneren Seite. Ihre Aussprache war gut, fast akzentfrei, mit dem richtigen Rhythmus.

Er hatte zwei Jahre in der Toskana verbracht, nach dem Abitur — Florenz, Siena, ein halbes Jahr Pisa. Seine Eltern hatten das so vorgesehen, und es hatte stattgefunden, wenn auch knapp: der Vater hatte damals eine zähe Auseinandersetzung mit einem Bauherrn hinter sich, eine Klage, die daher rührte, dass er Versprechen gemacht hatte, die das Konzept nicht tragen konnte — das war seine Art, Aufträge zu bekommen, und manchmal seine Art, sie wieder zu verlieren. Die Mutter hatte in diesem Fall aber darauf bestanden, und der Aufenthalt hatte stattgefunden. Er war gegangen auf eine Art, die er für selbstverständlich hielt, weil er keine anderen Bedingungen kannte — solche Aufenthalte waren in seiner Familie Bildung, nicht Urlaub, sie gehörten dazu wie Bücher, die einfach da waren. Er kannte Leopardi. Aber anders als sie — ruhiger, mit Abstand. Bei ihr war keine Distanz zwischen dem Gedicht und ihr selbst.

Allora, hatte er gesagt. *L'infinito. Eines der kürzesten Gedichte der Weltliteratur und fei eines der besten.*

Sie hatte ihn angesehen. *Du sprichst — ist das Bayerisch?*

Er schüttelte leicht den Kopf. *Fränkisch. Fürth. Klingt verwandt, ist es aber net.* Er sagte das beiläufig, mit der Routine von jemandem, der diese Erklärung schon oft gegeben hatte.

Sie neigte den Kopf. *Klingt trotzdem schön*, sagte sie.

Er antwortete nicht sofort.

Das mag ich hören, sagte er dann.

Das *g* in seinen Wörtern — am Wortende weich, sich auflösend statt abzubrechen, ein rein fränkischer Laut, der nichts mit dem harten bayerischen Schluss gemeinsam hatte — sie hörte das, und sie dachte etwas dabei, das er nicht sehen konnte und das sie ihm nicht sagte.

Seine Pause, bevor er geantwortet hatte, war das Nachdenken gewesen. Seine Stimme, wenn sie fiel — und sie fiel, klar und ohne den Anstieg, den sie von anderen kannte —, klang nach Abgeschlossenheit, nach etwas, das keinen Zweifel kannte. Sie las das als Tiefe. Das war die erste Fehllektüre, und sie hielt fast zwanzig Jahre.

Bald nach ihrem ersten Telefonat — fast zwei Jahrzehnte nach Göttingen, als hätte die Zeit sich zusammengefaltet ohne Vorwarnung — wechselten sie zu Videogesprächen. Er saß dabei in seinem Arbeitszimmer im Anbau, mit den Ohrstöpseln, die Tür angelehnt, denn der Raum war auch so still genug.

Das Möbelstück, auf dem sie saß, war, wie er nach einiger Zeit verstand, ein Zweisitzer — nicht ganz Sofa, eher eine Recamière, die sich nicht ganz entschieden hatte, asymmetrisch, eine Seite mit hoher Lehne, die gegenüber liegende niedriger. Terrakottafarbener Bezug, Holzfüße, das Tablet gegen die niedrige Lehne gestellt wie gegen ein kleines Pult. Sie saß quer, die Füße auf der Sitzfläche, die Hände frei. Im Videobild war der Terrakottaton satter als in der Realität, manchmal fast rötlich, und die hohe Lehne bildete den Hintergrund für alles, was sie sagte. Rechts davon, leicht unscharf, ein Bücherregal, das nicht ganz voll war. Wenn eine Geste zu weit ging, schwankte das Bild, und man sah kurz mehr vom Raum — einen Couchtisch, eine Lampe, das Ende einer großen Couch — bevor sich der Ausschnitt wieder stabilisierte.

Er hatte beim ersten Gespräch gedacht, das sei ein eigener kleiner Raum, ihr Refugium, eine Nische mit einer Funktion, die über Sitzen hinausging. Der Zweisitzer stand schräg, wie absichtlich positioniert, die Farbe hatte etwas Entschiedenes. Dass es ein einzelnes Möbelstück war, sah er nicht. Nadine hatte ihn nicht korrigiert. Sie nannte den Zweisitzer ihr Boudoir, wenn sie gut gelaunt war, und die falsche Lesart gefiel ihr besser als die richtige.

Die Hände gefielen ihm. Und die Füße, wenn sie ins Bild kamen — was nicht immer der Fall war, der Winkel des Tablets ließ das manchmal zu und manchmal nicht — sah man sie auf der Sitzfläche, auf dem Terrakottabezug, den Spann in einem Winkel, den das Sitzen erzeugte. Einmal sagte er, sie sei vor der Kamera nicht gut zentriert, und sie schob das Tablet, und für einen Moment war der Winkel besser. Das funktionierte manchmal.

Was ihn hielt, war nicht nur das Gespräch. Er wäre unehrlich gewesen, hätte er sich das eingeredet. Die Themen waren interessant, manchmal. Aber die Stimme — durch die Ohrstöpsel direkt, ohne den Raumklang des Saals, in dem er sie in Göttingen zum ersten Mal hatte sprechen hören, ohne die Wärme des Zimmers, die sie in der Nacht danach umgeben hatte —, die Stimme kam jetzt anders an: kein Umweg, kein Medium, nur die Stimme selbst, als wäre sie ausschließlich an ihn gerichtet. Die Sätze endeten oben, suchten etwas am Ende, und dieses Suchen kam direkt an sein Ohr. Warm, leicht rau, mit ungestümer Energie. Er hörte zu und sagte sich, dass es das Gespräch war. Das stimmte. Es war nicht die vollständige Antwort.

Im März fuhr er nach Düsseldorf. Für Freitag hatte er einen Konferenztermin vorgeschützt, der tatsächlich am nächsten Tag stattfand — die Lüge war eine halbe Lüge, was er für eine Form von Präzision hielt, obwohl er wusste, dass das nicht stimmte.

Im Zug hatte er ein Paper auf dem Schoß, das er seit drei Wochen redigieren sollte. Er las die erste Seite. Dann legte er es in die Tasche.

Er dachte, kurz und ohne echtes Ergebnis, an einen Satz aus einem Aufsatz, den er selbst geschrieben hatte, im Jahr seines Doktorats, über Idealisierung als soziale Praxis: *Man liebt, was man zu lieben erwartet wurde, geformt durch die Koordinaten des Milieus, in dem die Erwartung entstand.* Er hatte den Satz damals für gut gehalten.

Er fand ihn jetzt nicht sehr hilfreich.

Das Hotel hatte Nadine ausgesucht. Er saß in der Bar und wartete. Der Raum war ruhig, das Licht etwas zu hell für die dunklen Holzpaneele und das Leder der Sitze.

Dann kam Nadine durch die Tür, und er stand auf, und der Satz verschwand, und alles andere verschwand auch, und er hörte ihre Stimme, und das war das Einzige, was zählte.

2

Die Anfrage kam um Viertel nach zehn, per E-Mail, von einem Herrn Kettner aus Witten, der im Mai mit seiner Frau nach Apulien wollte, zwei Wochen, er habe gehört, dass es dort schöner sei als in der Toskana, ob das stimme.

Apulien stimmte, mit Einschränkungen. Nadine öffnete das System, gab die Daten ein, sah, was verfügbar war, begann die Antwort zu formulieren — sachlich, freundlich, mit den zwei, drei konkreten Angaben, die zeigten, dass man die Anfrage gelesen hatte und nicht einfach ein Template abschickte. Apulien sei schön, ja, anders als die Toskana, rauer, weniger überlaufen im Mai, die Küste im Süden zugänglicher als im Norden, sie könne drei Hotels vorschlagen, verschiedene Kategorien.

Draußen war der Oktober, grau und unentschieden.

Die Kollegin neben ihr telefonierte. Der Drucker machte das Geräusch, das er seit Wochen machte, kurz bevor er behauptete, es gebe einen Papierstau. Es gab keinen Papierstau. Es gab ein grundsätzlicheres Problem, über das alle Bescheid wussten und das niemand behoben hatte. Die Kollegin seufzte.

Nadine schickte die Antwort ab. Öffnete die nächste Anfrage.

Christophs Name war ihr eines Abends im September einfach eingefallen, ohne Anlass, wie Namen manchmal einfallen. Sie saß auf ihrem terrakottafarbenen Zweisitzer, das Tablet auf dem Schoß, und hatte ihn gegoogelt, bevor sie darüber nachgedacht hatte, ob sie das wollte.

Prof. Dr. Christoph Baumgärtner, Universität Erlangen-Nürnberg, Lehrstuhl für Soziologie mit Schwerpunkt soziale Ungleichheit.

Sie hatte eine Weile auf den Namen gesehen.

Dann hatte sie die nächste Seite aufgerufen, um das Foto zu sehen. Das Foto war erwartungsgemäß zu förmlich, im Hintergrund eine Bücherwand. Er hatte graue Haare, was sie nicht überraschte, und sah aus wie jemand, der wusste, dass er zu förmlich aussah, und sich trotzdem so hatte fotografieren lassen. Sie hatte den Browser geschlossen. Dann hatte sie ihn wieder geöffnet.

Der Lehrstuhl stand da, und er hatte ein Gewicht, das sie nicht analysierte. Es fühlte sich nicht nach einem Abschätzen seiner Gravitas an, sondern nach Bestätigung — die Bestätigung, dass sie damals, in Göttingen, etwas richtig eingeschätzt hatte. Sie hatte gespürt, dass dieser Mann jemand war. Jetzt wusste sie, dass sie recht gehabt hatte. Und das bedeutete auch, dass sie jemand war, der das erkennen konnte — das war nicht dasselbe wie ein Gedanke, es war eher eine Haltung, die sich einstellte und die sie nicht weiter untersuchte.

Was sie an diesem Abend noch nicht dachte, aber in den folgenden Wochen immer deutlicher dachte: dass Christoph Baumgärtner der einzige Mensch war, mit dem sie damals wirklich geredet hatte. Wirklich im Sinne von: er hatte zugehört, ohne etwas damit zu wollen. Das war die Unterscheidung, die sie sich im Studium erarbeitet hatte, unter Umständen, die ihr nicht gefallen hatte: Männer, die ihr Reden über Leopardi und Pavese ermutigten, taten das meistens dann am ausdauerndsten, wenn sie ein anderes Ziel im Sinn hatten, und sobald das Ziel erreicht oder aufgegeben war, hörte das Interesse an ihren Gedanken auf. Christoph hatte zugehört, und sie hatte gespürt, dass er aufnahm, was sie sagte, und nicht nur wartete, bis sie fertig war — und dass das Zuhören keinen Preis hatte, den sie später würde zahlen müssen. Dass sie dann selbst einen Preis hatte zahlen wollen, und dass sie die Initiative dazu ergriffen hatte, noch am selben Tag, stand auf einem anderen Blatt.

Das war, wenn sie ehrlich war, so selten, dass sie die Male zählen konnte.

Sie wusste, dass sie jemand war, dem so etwas auffiel — der Unterschied zwischen echtem Zuhören und dem Simulieren von Zuhören. Die meisten merkten das nicht. Sie schon. Das war das, was sie war: jemand, der solche Qualität erkannte. Bei ihm hatte sie es sofort gemerkt, in Göttingen, und die Tatsache, dass er jetzt Professor war, bestätigte nur, was sie damals schon gespürt hatte.

Die Mail schrieb sie an einem Dienstagabend, nachdem Markus ins Studio gegangen war. Sie saß auf dem Zweisitzer — dem terrakottafarbenen, der schräg im Wohnzimmer stand, weil er nie einen richtigen Platz gefunden hatte und weil das inzwischen sein Platz war. Sie hatte ihn vor drei Jahren in einem kleinen Möbelgeschäft in der Innenstadt gesehen, an einem Samstag, auf dem Weg zu etwas anderem, und sich hineingesetzt und gewusst, dass sie ihn kaufen würde, mit dem Geld, das sie sich über Monate für nichts Bestimmtes zurückgelegt hatte. Markus hatte die Farbe zu laut gefunden. Es war das einzige Möbelstück in der Wohnung, das ausschließlich ihr gehörte — nicht infolge einer Absprache, sondern aus dem stillschweigenden Einverständnis, das entsteht, wenn jemand einen Gegenstand konsequent nicht benutzt. Markus saß auf der großen Couch oder am Küchentisch. Den Zweisitzer ließ er ihr, ohne es je so zu nennen.

Sie saß dort, das Tablet auf den Knien, die Füße hochgelegt, und schrieb nacheinander drei Versionen, bevor sie eine abschickte.

Die erste war zu lang. Die zweite war zu förmlich — sie las den Satz *es würde mich freuen, wenn wir den Kontakt erneuern könnten* und hielt inne: das klang falsch, die Melodie des Satzes war falsch, zu steif, zu wenig wie eine Frau, die jemandem schreibt, den sie wiedersehen möchte. Sie löschte den Satz. Die dritte Version war kürzer und richtiger, und als sie das *N* daruntersetzte, war das keine Koketterie, sondern eine Entscheidung: wer sie war, würde er aus dem *N* entnehmen können, oder er würde nicht antworten, und beides wäre eine Antwort.

Sie schickte die Mail ab und legte das Tablet weg.

Dann nahm sie es wieder und las die Mail noch einmal, weil man das tut.

Er antwortete am nächsten Morgen, bevor sie bei der Arbeit war. Sie sah es auf dem Telefon, in der Straßenbahn, und las es mehrmals: *Natürlich erinnere ich mich.* Die Handynummer darunter.

Das *Natürlich* war gut. Es klang nicht höflich, es klang selbstverständlich, und das war ein Unterschied.

Das erste Telefonat dauerte eine Stunde und zwanzig Minuten. Sie hatte auf dem Zweisitzer gelegen, die Knie angezogen, den Kopf gegen die hohe Lehne gestützt, das Telefon locker in der Hand, manchmal ans Ohr gehalten, manchmal nicht, weil die Stimme auch so ankam — und geredet, und er hatte zugehört und geantwortet. Sie sprach schnell, weil sie sicher war, weil das Gespräch trug — über Göttingen, über die Tagungen, über das, was aus ihnen geworden war,

über Erlangen, über Bochum, über Bücher. Die Bücher waren ihr Thema gewesen, nicht seins, sie hatte es hineingebracht und er hatte mitgemacht, und das hatte Selbstverständlichkeit besessen, eine so widerstandslose Selbstverständlichkeit, dass sie erst hinterher bemerkte, dass er kaum etwas über seine eigene Arbeit gesagt hatte. Das Gespräch war ihres gewesen. Er hatte es ihr gelassen. Er hatte nicht darauf gewartet, dass sie fragte. Und das alles hatte sich richtig angefühlt, das war das Wort: richtig. So sollte das sein.

Sein Fränkisch hatte sie sofort wieder gehört. Das hatte sie einen Moment überrascht — nicht das Fränkische selbst, sondern dass es noch genauso zu ihm gehörte wie damals, unverändert, das *fei*, das *Tag*, das weich ausklang, als hätte der Laut noch etwas vor. In Göttingen hatte sie gedacht, da sei jemand wie sie: jemand, dem die Herkunft anzuhören war und der das nicht losgeworden war. Jetzt hörte sie, dass sie das falsch eingeschätzt hatte. Er glättete nichts, weil es nichts zu glätten gab. Der Dialekt war keine Unvollkommenheit, die er mit sich trug — das war seine Stimme, fertig und ungekürzt.

Und seine Sätze endeten unten, jeder einzelne — das hörte sie jetzt deutlicher als damals in Göttingen, vielleicht weil sie ihn nicht sah und das Telefon den Klang konzentrierte. Eine Abgeschlossenheit, die sie von anderen Männern nicht kannte. Die meisten Männer, mit denen sie sprach, hatten Stimmen, die nach oben fragten oder nach Raum suchten. Seine nahm sich Raum, ohne zu fragen. Das war körperlich zu spüren — nicht als Dominanz, sondern als etwas Beruhigendes, als würde jeder Satz genau dort stehen, wo er stehen sollte, ohne Zweifel und ohne Bitte.

Sie dachte: *er versteht, wie ich denke.* Das war kein Satz, den sie sich erklärte. Er war einfach da, als Gewissheit, als hätte das Gespräch ihn bestätigt.

Danach blieb sie auf dem Zweisitzer noch eine Weile liegen. Markus war zwischendurch einmal in der Wohnung gewesen, nach einer Weile aber wieder runtergegangen. Sie sah auf das Telefon in ihrer Hand, halb elf, er würde frühestens um Mitternacht wieder da sein. Sie spürte noch den Nachhall von Christophs Stimme in sich, dieses Abgeschlossene, Ruhige, das nichts fragte. Dann sah sie auf das Display, auf die Zahl, die die Gesprächsdauer anzeigte, und sie sah die Zahl an, und dann lachte sie, kurz, aus dem Bauch, ein Lachen, das sie nicht geplant hatte und das keine Funktion hatte außer dieser: dass es sich richtig anfühlte, und dass es schon lange nicht mehr so gewesen war. Und dann sagte sie, halblaut, ohne es zu planen: *Das war gut, ne.*

Und die Stimme klang oben, wie sie immer klang, und sie bemerkte es nicht.

Markus fragte am nächsten Morgen beim Frühstück, mit wem sie so lang telefoniert hatte.

Mit jemandem, den ich von einer Stipendiatentagung kenne, sagte sie. *Schon lange her. Wir haben uns aus den Augen verloren.*

Markus nickte und trank seinen Kaffee. Er hatte abends noch geschnitten, die Folge über den Fall in Castrop-Rauxel, und er sah ein wenig müde aus, aber die Art von müde, die nach Arbeit aussah, nicht nach Schlafmangel. Er kochte gut, das war seit Jahren so, heute Abend würde er wahrscheinlich etwas mit Linsen machen, weil Linsen schnell gingen und weil er nach Schnitttagen keine Lust auf aufwendiges Kochen hatte. Sie wusste das.

Er fragte nicht nach. Er war kein Mann, der nachhakte, was sie meistens schätzte. Sie hatte ihn einmal aus anderen Gründen geheiratet — sein Beruf hatte ihr imponiert, die Idee, mit jemandem zusammen zu sein, der schrieb, der recherchierte, der mit der Welt zu tun hatte auf eine Art, die über das Reisebüro hinausging. Aber was der Beruf versprach, hatte er nicht gehalten, und irgendwann hatte sie aufgehört, das als Versprechen zu lesen. Die Wohnung in Bochum-Ehrenfeld war eine Übergangslösung gewesen. Das sagten sie sich nicht mehr.

Sie und Christoph hatten sich im Frühjahr 2005 auf einer Stipendiatentagung in Göttingen kennengelernt. Nicht auf dem Auswahlseminar, sondern auf einer der Tagungen danach — das war ihr immer wichtig gewesen, diesen Unterschied zu machen, obwohl sie nicht genau wusste, warum. Vielleicht weil das Auswahlseminar eine Prüfung gewesen war, etwas, das sie bestehen musste, und die Tagungen etwas anderes: ein Raum, in dem man bereits dazugehörte, auch wenn das Gefühl der Zugehörigkeit noch nicht ganz saß.

Sie hatte ihren Vortrag über Metrik in der italienischen Lyrik gehalten und hinterher mit ihm am Samowar gestanden, und er hatte zugehört, auf die Art, die zeigte, dass er aufnahm und nicht nur wartete. Das Fränkische hatte sie gehört und gedacht: auch er kommt aus einer Gegend, die man hört. Das hatte ihr etwas bedeutet, in diesem Moment, auch wenn sie sich in der Sache geirrt hatte.

Dass zwischen den Tagungen keine Nachricht von ihm gekommen war, hatte sie damals kaum gewundert — sie selbst hatte keine geschrieben, weil sein Dialekt ihr, so hatte sie es empfunden, eine Frage aufwarf, auf die sie keine Antwort haben wollte. Obwohl er ganz am Anfang auf sie zugegangen war, hatte sie ihn für einen schüchternen Typ gehalten, der den ersten Schritt eigentlich nicht machte. Dass das mit der Wirklichkeit wenig zu tun hatte, ahnte sie nicht.

Was jetzt, fast zwanzig Jahre später, wieder da war, hatte nicht die Form von Nostalgie. Es war etwas Nüchterneres: der Gedanke, dass der Mann, mit dem sie damals sprechen konnte, jetzt Professor war und antwortete, wenn man ihn anschrieb. Dass das vielleicht nicht vorbei sein musste, nur weil es eine Weile weg gewesen war.

Sie dachte: *er ist der einzige Mensch, mit dem ich wirklich gesprochen habe, seit ich nicht mehr studiere.*

Sie hatte damals Ferrante gelesen — alle vier Bände, kurz nach dem Ende des Studiums — und den Roman danach nie vergessen. Was sie an Ferrante liebte, ließ sich schwer sagen, und sie versuchte es selten: diese unglaubliche Genauigkeit, dieses Hineinsehen in eine bestimmte Welt, die Enge, die Frauen, die nicht entkamen, die Scham, die blieb, auch wenn man längst woanders war. Sie hatte *L'amica geniale* eingepackt und Christoph geschickt, kurz nach dem ersten Telefonat, alle vier Bände, mit einem Zettel, auf dem nur *Dai* stand. Weil er das verstehen würde. Weil er der Einzige war, dem sie das geben konnte, ohne erklären zu müssen, warum.

Das war wirklich außergewöhnlich. Sie ließ diesen Gedanken stehen, ohne zu prüfen, ob er stimmte. Er stimmte, für sie, in diesem Moment, und das war genug.

3

Im Zug nach Düsseldorf hatte er das Paper dabei, das er seit drei Wochen redigieren sollte. Er las die erste Seite, las sie noch einmal, legte es in die Tasche. Draußen zog das Rheinland vorbei, flach und grau.

Er dachte, ohne dass er es suchte, an Göttingen — an den Samowar, an das Gespräch, an die Art, wie sie über Leopardi gesprochen hatte, als wäre das Gedicht etwas, das täglich gebraucht wurde. Er kannte Leopardi anders: ruhiger, mit Abstand, mit der Vertrautheit von jemandem, dem der Text gehörte, ohne dass er sich das erarbeiten musste. Bei ihr hatte es sich nach Notwendigkeit angefühlt. Das war etwas anderes, und er wusste, dass es etwas anderes war, auch wenn er nicht hätte sagen können, warum es ihn beschäftigte.

Er sah aus dem Fenster. Das Rheinland hörte nicht mehr auf.

Er saß in der Bar und wartete, und dann kam sie durch die Tür, und was er zuerst wahrnahm, war nicht das Gesicht — das sah er eine Sekunde später —, sondern die Bewegung. Sie trat ein, und die Art, wie sie eintrat, veränderte den Raum sofort: nicht laut, nicht auf Wirksamkeit bedacht, einfach so, als hätte der Raum bis dahin auf sie gewartet. Er stand auf, noch bevor er entschieden hatte aufzustehen. Sie sah ihn, bevor er aufgestanden war, und blieb erst stehen, als er auf sie zukam und sie einander auf halbem Weg erreicht hatten.

Sie umarmte ihn, ohne die Hand zu nehmen, die er ihr hinhielt, kurz und selbstverständlich, als wäre das die natürliche Form des Begrüßens zwischen ihnen, obwohl sie sich fast zwanzig Jahre nicht gesehen hatten. Er roch ihr Parfüm — dasselbe wie in Göttingen, erkannte er, ohne sicher

zu sein, ob das stimmte — und dann war sie da, und sein Körper hatte das registriert, bevor irgendein Gedanke folgte.

Christoph, sagte sie. Dann: *Che meraviglia.*

Du siehst gut aus, sagte er.

Du auch, sagte sie. *Fei ned schlecht für einen Professor.*

Er lachte. Sie hatte das Fränkische gut getroffen — nicht perfekt, der Vokal leicht verschoben, aber nah genug, dass es keine Imitation war, sondern Zuneigung, die eine Form gesucht und diese gefunden hatte. Er fragte sich kurz, ob sie das geübt hatte, und ließ die Frage fallen. Seine Stimme, als er antwortete, fiel — wie sie immer fiel — aber langsamer als sonst, mit einem kleinen Innehalten kurz vor dem Ende, das er selbst nicht bemerkte.

Sie bestellten Wein, und das Gespräch begann.

Er hatte in solchen Gesprächen immer eine bestimmte Art von Aufmerksamkeit gehabt — die ruhige, gleichmäßige Aufmerksamkeit von jemandem, dem Zuhören leichtfällt. Jetzt war das anders. Nadine redete, und ihre Hände redeten mit — nicht um ihre Gedanken zu illustrieren, sondern als Teil des Denkens, als wäre der Gedanke noch nicht fertig ohne die Geste, die ihn begleitete. Die Menschen in seiner Welt bewegten sich auch, wenn sie sprachen, aber mit einer eingebauten Kontrolle, einem Bewusstsein für den eigenen Körper, das man nie ganz vergaß. Das hier hatte keine Kontrolle. Das Feuer, das sich selbst nicht kannte.

Ihre Stimme trug das mit. Er hörte nicht nur, was sie sagte — er hörte, wie die Sätze endeten. Sie stiegen, jeder einzelne, leicht, mit einer Offenheit nach vorne, als wäre jeder Satz noch nicht ganz fertig, als suchte er noch eine Reaktion, eine Bestätigung. Das gab dem Gespräch eine Energie, die seine gewöhnlichen Gespräche nicht hatten — eine Lebendigkeit, die ihn zwingt weiterzuhören. Er las das als Lebendigkeit. Er hätte es auch als etwas anderes lesen können. Er las es als Lebendigkeit.

Sie sprachen über Göttingen, über die Tagungen, über Vorträge, an die beide sich unterschiedlich erinnerten. Nadine sprach über Ferrante — sie hatte ihm nach dem ersten Telefonat alle vier Bände geschickt, mit einer handgeschriebenen Notiz, die nur das Wort *Dai* umfasste — und über Calvino, und dann über Pasolini, über *Accattone*, über die Kamera, die Gesichter, das Licht. Bei Pasolini veränderte sich die Energie der Sätze, sie wurden dichter, die Pausen kürzer.

Das war echt. Das war das Erste, was er dachte, und es war das Richtige: die Begeisterung für Pasolini war nicht nur eine Geste ihrer ruhelosen Hände, sie war real. Er kannte Claudias

Verhältnis zum Verismo, zu der Stelle, an der Kunst und soziale Wirklichkeit sich berühren, und er wusste, wie echte Kennerschaft klang. Echte Kennerschaft wurde komplexer, wenn man nachfragte, nicht flacher. Sie unterschied, wo andere gleichsetzten, und markierte ihre eigenen Grenzen, weil sie den Unterschied zwischen gesichertem und offenem Terrain kannte. Nadines Pasolini-Begeisterung war keine Kennerschaft im strengen Sinn — es gab Stellen, an denen das Argument zu weit griff, an denen eine Formulierung das trug, was das Wissen nicht ganz trug. Aber das Feuer war wirklich da, und das Feuer hatte eine Qualität, die er kannte und nicht kannte zugleich: er kannte sie als Phänomen, aber nicht aus der Nähe. In Claudias Welt, in seiner Welt, war das Feuer immer durch Abstand gemäßigt — man liebte einen Text, aber man liebte ihn mit der Vertrautheit von jemandem, dem er schon immer gehört hatte. Bei Nadine war das anders. Die Körper in *Accattone*, die Armut als körperliche Tatsache, das Milieu dieser Filme — sie sprach darüber ohne Distanz, als wäre das Terrain, das der Film beschrieb, auch das ihre. Er hörte das. Er ordnete es nicht ein. Er fand das Feuer echter als akademische Korrektheit, und er freute sich an dieser Einschätzung, auf eine stille, leicht behagliche Art — er sah, was andere nicht sahen, und das Sehen hatte seine eigene Qualität.

Sie lachte einmal, während sie über Pasolini sprach — ein kurzes, offenes Lachen aus dem Bauch, weil ihr eine Formulierung gut gefallen hatte, die sie gerade benutzt hatte. Später, am Ende einer Aussage über Leopardis Verhältnis zur Romantik, kam ein anderes: kürzer, leicht erhöht, mit einem Ton, der sagte *nimm das nicht zu ernst*, und er hörte den Unterschied, ohne ihn zu benennen.

Irgendwann, nach dem dritten Glas, sagte sie: *Das ist das, was ich meine, wenn ich sage, dass du anders denkst als andere. Du hörst wirklich zu. Das ist selten.* Sie sagte das nicht, um ihm zu gefallen — das hörte er. Sie sagte es, weil es ihr etwas bedeutete, es zu sagen. Das Sagen selbst war ihr wichtig, das Benennen. Er hatte das schon gehört, nicht von ihr, von anderen Frauen, in einem bestimmten Milieu, die ihren Blick auf Intellekt und Begehren auf eine bestimmte Art formulierten — das Wort, das für diese Struktur kursierte, benutzte er nicht, aber die Struktur erkannte er: die erotische Aufladung von Intellekt als etwas, das man an sich selbst bewies, indem man es erkannte. Er fand das noch nicht störend. Er empfand es als interessant, als eine weitere Schicht in dem Bild, das er sich machte.

Er versuchte einmal, etwas über den Aufsatz zu sagen, an dem er gerade arbeitete — eine Frage der Feldtheorie, die ihn seit Wochen beschäftigte. Sie nickte, sagte *spannend*, und fragte dann, ob er Pasolinis späte Textkritik kenne, diese Kolumnen, die er kurz vor seinem Tod für den *Corriere* geschrieben hatte. Das Gespräch war wieder bei ihr. Er ließ es geschehen, ohne es merkwürdig zu finden.

Sie gingen auf das Zimmer, und das war einfach, es gab keinen Moment der Unsicherheit, weil beide wussten, warum sie hier waren.

Was er sich merkte, waren nicht die Worte. Es war die Stimme, die auch dann dieselbe war, wenn sie leiser wurde — dieselbe Textur, dieselbe Energie, nur anders gerichtet, unmittelbarer, als wäre die Stimme jetzt nur für ihn. Und das Licht, das durch den Vorhangspalt von der Straße hereinkam und einen schmalen Streifen über den Boden legte. Und die Linie des Spanns, kurz und genau, bevor er aufgehört hatte hinzuschauen.

Das war es, woran er sich in den Wochen danach erinnerte. Und er dachte öfter daran, als er vorgehabt hatte — im Zug, beim Schreiben, kurz vor dem Einschlafen, als körperliche Erinnerung, die keine intellektuelle Einordnung brauchte und keine hatte.

Beim Frühstück sprachen sie über Leopardi im weiteren Kontext, über den Pessimismus, über seine Stellung in der europäischen Ideengeschichte. Nadine sprach präziser als am Abend, mit einer Sorgfalt, die er registrierte: sie sagte *haben* vollständig, das Wortende saß, und das war die Stelle, an der man hörte, dass sie aufpasste. Er registrierte das, ohne es zu werten, als ein Datum.

Er selbst erwähnte *L'infinito* beiläufig, den letzten Vers, ohne nachzudenken — der Vers war immer da gewesen, seit dem Elternhaus, seit den Büchern, die man aufschlug, weil sie herumlagen, nicht weil man sie suchte. Das war kein Verdienst und keine Leistung. Es war einfach der Boden.

Dann sagte sie, Leopardi stehe mit seinem *pessimismo cosmico* in direkter Tradition zu Rousseau, der ähnlich grundsätzlich mit der Zivilisation abgerechnet habe.

Er öffnete den Mund.

Dann schloss er ihn.

Das stimmte nicht, oder jedenfalls stimmte es nicht so einfach. Rousseaus Zivilisationskritik hatte eine normative Richtung, einen Entwurf des Guten, den sie verfehlt sah — Leopardis Pessimismus hatte das nicht. Der Abstand zwischen den beiden war erheblich, und die Linie, die Nadine zwischen ihnen zog, übersprang alles, was dazwischen stand.

Er trank seinen Kaffee.

Das stimmt, sagte er dann, *aber da müsste man fei genauer hinschauen — Rousseau hat ja noch eine Richtung, in die er zeigt, oder.*

Seine Stimme fiel, als er das sagte — fiel schneller als am Abend, der Satz war abgeschlossen, klar und fertig, wie etwas, das keine Rückmeldung brauchte. Es war keine Korrektur, er bemerkte das erst später, flüchtig, im Zug — dass die Bemerkung nicht aus reiner Neugier auf ihre Reaktion gekommen war, sondern aus einem anderen Impuls, den er noch nicht benennen konnte. Im Moment des Frühstücks war es ein Satz, der sich ergeben hatte, weil er Soziologe war und weil solche Sätze sich ergaben. Und er fand das Feuer in ihr echter als die korrekte Verbindung — das sagte er sich, und er ließ es dabei stehen.

Nadine nickte. *Stimmt*, sagte sie. *Das ist vielleicht zu verkürzt.* Und dann wechselte sie das Thema, elegant, mit einem *insomma* und einem neuen Ansatz, und das Gespräch ging weiter.

Er sah, wie sie das Thema wechselte. Er sah, dass der Wechsel eine Technik war, keine Entscheidung. Und er fand das *gescheit* — dass sie gar nicht erst versuchte, was sie nicht halten konnte, und die Art, wie sie ohne diesen Versuch weiterkam.

Er fuhr bald nach dem Frühstück. Der Abschied war kurz — eine Umarmung, ihre Wange kurz an seiner Jacke, ihre Hand an seinem Arm. Sie stand auf dem Gehweg vor dem Hotel. Er drehte sich nicht um.

Im Zug saß er am Fenster, das Paper auf dem Schoß. Er öffnete es und las den ersten Absatz, und diesmal las er weiter.

Aber schon zehn Minuten später dachte er erneut an das Frühstück, an die Rousseau-Stelle, an den Mund, den er geöffnet und wieder geschlossen hatte. Das war ein Datum, das wusste er, auch wenn er es noch nicht einordnete: er hatte etwas nicht gesagt, und das Nicht-Sagen hatte sich wie eine Entscheidung angefühlt, auch wenn er sie nicht bewusst getroffen hatte.

Und dann, ohne dass er es suchte, unterbrach etwas den Gedanken — nicht der Gedanke an die Rousseau-Stelle, sondern das andere, körperlich, der Streifen Licht auf dem Boden, die Stimme, die auch leiser dieselbe Textur hatte. Er saß mit dem Paper auf dem Schoß und dachte nicht an das Paper, für eine Weile, bevor er es merkte.

Er machte eine Randbemerkung in das Paper. Draußen zog das Rheinland vorbei, dann Hessen, dann die ersten Hügel, die er kannte. Er schrieb weiter.

4

Die Videoverbindungen hatten eine Ordnung bekommen, ohne dass sie eine verabredet hätten. Dienstags und donnerstags abends, meistens ab neun, manchmal früher, wenn Markus im Studio war. Manchmal auch mittwochs. Einmal an einem Sonntagnachmittag, was sich anders

angefühlt hatte — zu offen, zu wenig abgegrenzt von dem, was der Rest des Tages war — und das hatten beide gespürt, ohne es zu sagen, und danach war der Sonntagnachmittag kein Gesprächstag mehr gewesen.

Wenn Markus im Wohnzimmer saß, führte sie das Gespräch vom Schlafzimmer aus; sonst bevorzugte sie den Zweisitzer. Dabei hatte sie kein schlechtes Gewissen entwickelt — es war eher eine sorgfältige Raumaufteilung, wie man Dinge, die nicht zusammengehören, in verschiedenen Schubladen aufbewahrt, ohne dass das eine Lüge ist, sondern einfach Ordnung.

Im April hatten sie über Pavese gesprochen.

Ein paar Wochen davor hatte sie *La luna e i falò* wieder gelesen — *wieder* stimmte nicht ganz, sie hatte es im Studium angefangen und nie zu Ende gelesen, und das *wieder* stimmte also nur in dem Sinn, dass der Anfang schon einmal da gewesen war. Das ließ sie in Gedanken so stehen.

Sie saß auf ihrem Zweisitzer, das Tablet gegen die linke Lehne gestellt, die Füße auf der Sitzfläche — die Haltung, die sie für diese Gespräche hatte, die ihr das Richtige war. Die Sätze wurden kürzer als sonst, und zwischen den Sätzen waren Pausen, die sie nicht füllte. Auch die Melodie war anders: die Sätze endeten flacher, weniger oben, als würde die Stimme mit dem Nachdenken tiefer werden.

Es geht um jemanden, sagte sie, *der zurückkommt. Der nach Hause kommt, nach Jahrzehnten. Und der merkt, dass das, was er Heimat nennt, nie wirklich existiert hat. Dass er sich ein Bild gemacht hat und jetzt vor den Trümmern dieses Bildes steht, ne. Und Pavese schreibt das, ohne es so zu nennen. Er lässt den Mann einfach schauen.*

Und zurückgehen? fragte Christoph.

Nein, sagte sie. *Da gibt es nichts, wohin man zurückgehen könnte. Das ist ja das* — Sie brach ab. Setzte neu an. *Das ist Heimweh nach einem Ort, an dem man nie wirklich war. Das ist das Seltsamste daran. Man vermisst etwas, das es nicht gab.*

Christoph schwieg einen Moment — die Stille, die sie inzwischen kannte: nicht leer, sondern voll von etwas, das keinen Namen brauchte, solange man es nicht benannte. Sie wusste nicht, was darin vorging. Sie wusste nur, dass er zuhörte, wirklich zuhörte, und dass das Schweigen kein Ausbleiben war, sondern eine Form von Antwort.

Das ist gut, sagte er.

Ich weiß nicht, ob es stimmt.

Es muss nicht stimmen, sagte er. *Es muss nur wahrhaftig sein.*

Sie hielt inne, einen Moment, bevor sie antwortete. Der Satz hatte etwas getroffen, das tiefer saß als sein Inhalt — nicht im Kopf, sondern irgendwo darunter, körperlich. Sie sagte nichts davon. Sie dachte weiter, und das Nachdenken hatte die Art, die sie an diesen Gesprächen mochte: dass ein Satz etwas in Bewegung setzte, das dann eine Weile in ihr weiterging, ohne dass sie sofort wusste wohin.

Dann sagte Christoph: *Es gibt da eine Stelle in seinem Tagebuch* — und er begann etwas zu erklären, eine Notiz, die Pavese kurz vor seinem Tod geschrieben hatte, etwas über das Verhältnis zwischen Schreiben und Schweigen. Er sprach ruhig, mit der Sorgfalt von jemandem, der einen Gedanken entwickelt, dem er traut.

Nadine hörte zu, nickte, und dann sagte sie: *Das erinnert mich an eine Stelle bei Calvino, weißt du, diese* — und das Gespräch war bei ihr, bei dem, was sie mitgebracht hatte, bei ihren Büchern. Er ließ es geschehen, ohne es zu benennen.

Über Calvino redeten sie schneller. Der Einstieg war *Se una notte d'inverno un viaggiatore*, und Nadine sprach, und die Sätze überstiegen sich, weil sie sicher war — aber diese Sicherheit hatte eine andere Textur als bei Pavese, auffällig anders: mehr Schwung, weniger Gewicht, als würde das Wissen hier nicht aus dem Inneren kommen, sondern gut gelernt sitzen. Sie liebte Calvino wirklich, das war keine Frage, aber das Lieben hatte eine andere Qualität: Pavese war Erkennen, Calvino war Begeisterung. Die Sätze endeten oben, die steigende Melodie kehrte voll zurück, die Hände bewegten sich vor der Kamera, und das Bild wackelte einmal kurz, weil eine Geste zu weit gegangen war.

Das ist doch das Schönste, sagte sie, *oder? Dieses Angesprochensein. Dass ein Buch sagt: du. Genau du. Nicht alle, du.* Ein einzelner Laut, der nicht Hochdeutsch war, kam und verschwand sofort, und sie merkte es und ließ es stehen, weil es jetzt egal war, jetzt in diesem Gespräch, jetzt mit ihm.

Das ist fei auch eine Form von Vereinnahmung, sagte Christoph.

Natürlich ist es das, sagte sie. *Aber es ist eine, die man will. Das ist der Unterschied.*

Er lachte, das seltene, trockene Lachen, und sie spürte, wie das Gespräch trug.

Dann fragte er: *Hast du das Vorwort gelesen? Die Stelle, an der er beschreibt, wie das Buch gebaut ist?*

Natürlich, ja, sagte sie — und das *Natürlich* kam eine halbe Sekunde zu früh, das hörte sie selbst. Und dann, weil es marginal zu laut gewesen war: *Ich müsste das noch mal nachlesen, das ist schon eine Weile her.*

Lohnt sich, sagte er.

Ja, sagte sie. *Mach ich.*

Das Gespräch ging weiter, und der Moment hatte sich geschlossen, und sie hatte ihn geschlossen, und er hatte zugesehen, ohne dass einer von beiden das so nannte.

In diesen Wochen hatte sie angefangen, ihm zu sagen, was sie über ihn dachte — nicht in einem einzigen Gespräch, sondern beiläufig, hingestreut, immer am Ende ihres Nachdenkens über ein Buch oder über einen Regisseur: *das ist das, was ich meine, wenn ich sage, dass du ein interessanter Fall bist*, oder: *du denkst so, dass ich immer das Gefühl hab, ich muss mitdenken, das ist selten.* Und einmal, an einem Donnerstagabend, nach einem besonders langen Gespräch über Bernhard: *Ich kenn eigentlich keinen Menschen, mit dem ich so reden kann.*

Das war aufrichtig. Das war so aufrichtig, wie sie etwas sagen konnte. Aber der Satz trug mehr als er sagte: dass er außergewöhnlich sei; dass sie Außergewöhnlichkeit erkenne, und dass das selbst eine Eigenschaft sei, die nicht jeder hatte; dass das Gespräch mit ihm das Gespräch sei, das ihr zustehe, das sie verdiene. Alles davon war aufrichtig gemeint, und alles davon wies in dieselbe Richtung, zurück zu ihr.

Christoph antwortete auf diese Sätze meistens knapp. Manchmal sagte er nichts. Manchmal: *Das find ich auch.* Die Kürze seiner Antworten las sie als Bestätigung — ein Mann, der nicht übertreibt, der sagt, was er meint, und nicht mehr.

Ende August fragte Markus, ob sie Urlaub wolle. Seine Schwester hatte ein Haus in Lothringen, zwei Wochen im September, ob sie Lust hätte.

Sie sagte, sie müsse nachschauen, wie das mit der Arbeit sei.

Sie schaute drei Tage später nach. Es gab keine Überschneidungen. Sie buchte die Fahrt und rief Christoph an einem Donnerstag an und sagte, sie fahre im September weg, nach Lothringen, mit Markus, sie melde sich vorher noch.

Lothringen, sagte er. *Gute Wahl. Schön im September.*

Kennst du es?

Ich war mal dort, sagte er. *Vor vielen Jahren. Ich war auf der Durchreise irgendwohin, warum genau weiß ich nicht mehr.*

Irgendwo ist manchmal das Beste, sagte sie, und das war einer jener Sätze, der größer klang als der Anlass, und sie wusste das, und es war trotzdem der richtige Satz, weil er das Gefühl fasste und weil sie sich bei ihm keine Rückzugsformel leistete.

Er sagte nichts, und die Stille hatte ihre eigene Qualität.

Also dann, sagte sie schließlich — und die Stimme ging oben, wie sie immer ging, keine Aussage, eine Frage, die sich als Abschluss verkleidete. Eine Pause. *Gut.* Eine Pause. *Ich meld mich noch, bevor wir fahren.*

Mach das, sagte er.

Sie tippte die Beenden-Taste nicht sofort. Hielt das Tablet noch auf dem Schoß, das Display noch hell, und sah dann auf den schwarzen Bildschirm, der zurückblieb. Dann legte sie es neben sich. Sie blieb noch sitzen, die Hände im Schoß, ohne sich zu bewegen — nicht weil sie nachgedacht hätte, sondern weil das Gespräch noch in ihr war und das Aufstehen es beenden würde.

Durch das Wohnzimmerfenster war die Straße zu sehen, der Eschenweg, still, und was die Straßenlaternen beleuchteten, war nichts Besonderes. Markus war noch im Studio — sie wusste das, weil seine Jacke fehlte und weil es kurz nach halb zehn war und er selten früher kam. Die Wohnung war still auf die Art, die keine Spannung hatte.

Sie dachte, bevor sie das Licht ausmachte: *e 'l naufragar m'è dolce in questo mare.* Das war Leopardi, das war die Zeile, die in Göttingen übrig geblieben war, als der Rest des Gedichts sie im Stich gelassen hatte — die einzige, die sich immer einfand. Jetzt kannte sie auch den Weg dorthin, seit sie die Affäre begonnen hatte, als wäre das Gedicht zurückgekehrt, weil es wieder gebraucht wurde.

Sie löschte das Licht. Das war kein großer Gedanke. Es war einfach die Zeile, und dann das Dunkel, und dann der Schlaf.

5

Das Seminar über soziale Ungleichheit und kulturelle Reproduktion lief seit drei Semestern, immer montags, immer um zehn, immer in einem Raum im obersten Geschoss, dessen Heizung im Winter zu viel und im Sommer zu wenig tat. Christoph mochte das Seminar. Es war das, wofür er eigentlich Soziologe geworden war, oder jedenfalls das, womit er sich das erzählte.

An diesem Montag im September hatte er Bourdieu auf dem Programm. Den Habitus, das kulturelle Kapital, die Felder. Die Grundbegriffe, die er seit fünfzehn Jahren unterrichtete und die ihm noch immer nicht abgenutzt vorkamen, weil sie präzise waren auf eine Weise, die nicht verblasste.

Er schrieb *Habitus* an die Tafel und darunter eine Frage, die er jedes Semester anders formulierte und die auf dasselbe hinauslief: *Wer darf sein, was er ist?*

Kerem hatte ein gutes Referat gehalten, solide, mit einer Stelle, die Christoph überraschte: *Das Bildungssystem prämiert nicht Wissen, sondern die Form, in der Wissen präsentiert wird. Es belohnt die, die gelernt haben, Wissen so klingen zu lassen, als wären sie damit aufgewachsen.*

Und was folgt daraus? hatte Christoph gefragt.

Dass es eine Lüge ist, hatte Kerem gesagt. *Das ganze Meritokratieversprechen.*

Oder, hatte Christoph gesagt, *dass es kein Versprechen ist, das gebrochen wird, sondern ein Mechanismus, der tut, was Mechanismen tun. Lügen haben Absichten. Mechanismen nicht.*

Nach dem Seminar aß er allein in der Mensa, an einem Tisch am Fenster. Er dachte an Kerems Satz. *Wissen so klingen zu lassen, als wäre man damit aufgewachsen.* Das war präzise. Das war eine gute Formulierung — für das Seminar, für die Studenten, für das, worüber sie nachdachten. Er aß sein Nudelgericht. Die Formulierung war für die Gruppe hilfreich, das stand außer Frage, und er dachte nicht weiter in diese Richtung.

Nadine meldete sich am Abend um neun, pünktlich.

Er saß im heimischen Arbeitszimmer, die Tür angelehnt, ein Aufsatz auf dem Schreibtisch, den er seit einer Woche redigieren wollte. Er schob ihn beiseite. Im Haus, auch hinter der geschlossenen Tür von Claudias Arbeitszimmer, war Stille — die Stille von jemandem, der Kopfhörer trägt und die Welt ausgeblendet hat. Er nahm die Ohrstöpsel vom Tisch, setzte sie ein, nahm das Gespräch an.

Hallo, sagte Nadine. *Ich hab heute die ganze Fahrt über Sebald nachgedacht. Ich lese gerade die Ringe des Saturn und —*

Sie war bereits mitten drin, bevor er etwas hätte sagen können, und er merkte das, so wie er es in den vergangenen Wochen öfter gemerkt hatte: dass das Gespräch begann, als hätte sie es schon im Kopf gehabt, fertig und bereit, und dass der Raum zwischen ihrer Begrüßung und ihrem ersten inhaltlichen Satz zu schmal war für ein Thema, das er hätte aufbringen können. Er lehnte sich zurück und hörte zu.

Die Stimme kam durch die Ohrstöpsel direkt, ohne die leichte Unschärfe des Lautsprechers, und das veränderte etwas. Die Sätze endeten oben — er hörte das deutlicher als sonst, direkt am Ohr, ohne den Raum dazwischen, der den Klang abmilderte. Die steigende Melodie kam an, bevor der Inhalt ankam. Er bemerkte das, und er bemerkte, dass er nicht die Sätze hörte,

sondern zuerst die Melodie, und dass die Melodie ihn hielt, unabhängig davon, was sie bedeutete.

Sie sprach gut über Sebald — das Ineinanderfalten der Ebenen, die Figur des Gehenden, der alles gleichzeitig sieht, Geschichte und Landschaft und das eigene Erinnern. Das war ein echtes Lesen, das spürte er. Er hörte zu mit zwei Brennpunkten der Aufmerksamkeit gleichzeitig: einem, der dem folgte, was sie sagte, und einem, der beobachtete, wie sie es sagte — wo die Sätze sicher waren und wo sie in Richtung Oberfläche auswichen, bevor sie Tiefe verlangen mussten. Das ist gut gemacht, dachte er. Nicht als Urteil. Als Beobachtung eines Vorgangs, der ihn interessierte.

Er machte sich keine Notizen, wie er das bei Arbeitsgesprächen tat. Er bemerkte das, schob den Gedanken beiseite.

Dann sagte sie: *Weißt du, ich hab heute auch an unser letztes Gespräch gedacht, und ich muss dir das einfach sagen — ich kenn wirklich keinen Menschen, der so denkt wie du. Das ist nicht einfach ein Kompliment. Ich meine das.* Eine kurze Pause, und dann, mit einem Ton, der nach oben ging, der eine Antwort suchte: *Empfindest du das auch so? Dass das, was wir haben, wirklich außergewöhnlich ist?*

Er hörte das, und die erste Reaktion war eine Einordnung, keine Abwehr: dieselbe Struktur wie damals in Düsseldorf, beim dritten Glas, als sie gesagt hatte, dass er anders denke als andere. Die erotische Aufladung von Intellekt als Beweis von Intellektualität. Er kannte das Muster jetzt, und er registrierte es nüchtern, als Information — nicht mehr als interessante Schicht, sondern als etwas, das er kannte.

Und dann kam die Stimme durch die Ohrstöpsel, warm und direkt, und die Einordnung wurde kleiner, ohne zu verschwinden. Er sah sich selbst beim Weiterhören zu, einen Moment lang, und er bemerkte, dass er mehr zuhörte, als die Einordnung verlangte. Das Zuhören war nicht analytisch. Er schob den Gedanken beiseite, wie er ihn schon mehrmals zur Seite geschoben hatte.

Das find ich auch, sagte er. *Diese Gespräche sind fei selten.*

Fast zu seiner Überraschung griff sie seine Worte gar nicht auf, sondern sprang gleich zum nächsten Thema.

Die Beobachtung, die keinen Namen hatte, behielt er aber. Sie hatte ihn nie nach den Texten gefragt, an denen er arbeitete. In seinem Milieu war Wissen kein Ausweis, den man zeigte — es war ein Werkzeug, das man benutzte, und man fragte danach, weil man wissen wollte, nicht weil man sich zeigen wollte. Das Zeigen war ihm fremd als soziale Praxis, das Nicht-Fragen nach

dem anderen war ihm noch fremder. Er registrierte das, noch nicht als Problem, aber als ein Faktum, das blieb. Was sie von ihm wollte, war ihm unklar.

Irgendwann kam sie auf Moravia — sie hatte *Gli indifferenti* angefangen, hatte ihm von dieser Lektüre in der Vorwoche getextet, und jetzt redete sie darüber, über die Figur des Michele, über die Gleichgültigkeit als Zustand statt als Haltung.

Das Interessante an Moravia ist doch, sagte sie, *dass er das mit den Mitteln des Verismo beschreibt, ne — dieser Blick auf die Klasse, diese Genauigkeit, er steht da eigentlich Verga näher als Pirandello.*

Er hörte das.

Inwiefern Verga? fragte er. Die Frage kam ohne Plan, ohne Vorbereitung — das Stichwort war da, und der Reflex, Dinge zu prüfen, wurzelte in ihm tiefer als jede bewusste Entscheidung. Seine Stimme fiel, als er die Frage stellte — schnell, abschließend, ohne den Anstieg, den ihre Sätze hatten.

Eine kleine Pause. *Na, dieser Naturalismus*, sagte sie. *Diese Beobachterperspektive, das Hineinsehen in eine Klasse von außen.*

Und wie verhält sich Pirandello dazu?

Eine etwas längere Pause diesmal. Dann: *Pirandello ist natürlich — Pirandello ist komplizierter. Pirandello ist mehr* — sie brach kurz ab, nur ein halber Atemzug — *mehr philosophisch, ne, weniger soziologisch.*

Das war eine Wendung um eine Stelle herum, die Substanz verlangt hätte. Sie hatte den Satz umgebogen, bevor er sein Gewicht zeigen konnte.

Er sah das. Er sah, dass sie es nicht sah.

Das war das Ergebnis, soweit er eines hatte: eine Lücke, die sie zudeckte. Ob sie vergessen hatte oder ob es nie da gewesen war, konnte er nicht sagen.

Und dann, kurz und leise, spürte er etwas, das er als Vergnügen erkannte: nicht an der Lücke selbst, sondern an dem, was er damit machen konnte, an dem Bild, das sich formierte — er verstand, was hier geschah, in seiner ganzen Struktur, die soziale Differenz, das Feuer, das keine Kennerschaft war, die Geschichte dieser Verbindung, die er als Einziger vollständig lesen konnte. Er war Autor, Leser und Akteur gleichzeitig. Das hatte eine eigene Qualität.

Ihre Sätze hoben sich, wenn sie etwas Wichtiges sagte, am Ende leicht an — auch wenn es keine Fragen waren. Die steigende Melodie, direkt durch die Ohrstöpsel: das Bestätigungssuchen, das er inzwischen kannte, der kleine Anstieg, der sagte *ich bin noch hier, bist du noch da?* Er registrierte das, nüchtern, als Merkmal einer Kommunikationsform.

Und dann, gegen Ende des Gesprächs, sagte sie etwas über das Verhältnis von Landschaft und Erinnerung bei Sebald, das wirklich präzise war, das sie aus sich selbst heraus formuliert hatte, ohne Stütze. Er blieb dabei, einen Moment. Das war das Echteste. Wenn die Stütze wegfiel und etwas trotzdem stand.

Aber auch hier hatte sie ihn nicht gefragt, was er dachte. Nicht nach seiner Lektüre, nicht nach seinem Buch. Sie hatte ihm etwas gegeben — diesen einen präzisen Satz — und dann weitergemacht, als wäre das Geben das Einzige, das zählte.

Die Stimme trug das mit, auch das. Warm, direkt, an ihn gerichtet, und trotzdem immer in eine Richtung. Er hörte zu, länger als nötig, weil die Melodie ihn hielt, auch wenn er das nicht so nannte.

Nach dem Gespräch saß er noch eine Weile am Schreibtisch.

Das Regal war im Blickfeld. Dritte Reihe von oben, zwischen zwei anderen Rücken: Bourdieu, *Die feinen Unterschiede*. Er kannte die Stellen, er kannte die Seiten, das Muskelgedächtnis hätte ihn ohne Nachdenken hingeführt.

Er sah das Buch an.

Dann nahm er den Aufsatz vom Schreibtisch. Ein Absatz, der sich widersetzte, der wusste, dass er schwach war. Er las ihn, sah, wie er umzuschreiben war, schrieb.

Das Bourdieu blieb, wo es war. Er brauchte das Buch nicht. Was er gesehen hatte, hatte er ohne das Buch gesehen, und das Buch hätte ihm nichts gegeben, was er nicht schon hatte.

So dachte er das, jedenfalls. Es war ein Gedanke, der sich auflöste, bevor er sich festigen konnte.

6

Nach dem Gespräch über Moravia — das gut gewesen war, das hatte sie gespürt, Christoph hatte zugehört und eine Frage gestellt und sie hatte geantwortet, und das Gespräch hatte getragen — hatte sie ein paar Tage lang das Gefühl, dass etwas stimmte, das selten stimmte.

Sie versuchte nicht, das Gefühl zu analysieren. Sie ließ es da sein, auf dem Weg zur Arbeit, beim Eintippen der Antworten auf Anfragen, beim Abendessen mit Markus, der gerade an einer

neuen Folge über einen ungelösten Fall aus den Neunzigern arbeitete. Manchmal brachte er seinen Laptop mit an den Küchentisch und spielte einen Ausschnitt ab, die Kopfhörer um den Hals, und hörte mit leicht geneigtem Kopf zu. Sie sah ihm dabei zu, sagte ja oder nein auf seine Fragen, die keine wirklichen Fragen waren, sondern lautes Denken.

Er hatte das Jobangebot der Journalistenschule noch immer nicht beantwortet. Der Brief lag auf dem Schreibtisch im Wohnzimmer, in einem Stapel anderer Post, und manchmal sah sie ihn dort liegen und dachte, dass Markus ihn sehen konnte, wenn er wollte, und dass er ihn offenbar noch nicht sehen wollte.

Sie rief Christoph an einem Donnerstag an, kurz nach halb zehn.

Nach dem dritten Signal sah sie sein Gesicht auf dem Display: noch am Schreibtisch, die Konzentriertheit des Abends noch in der Haltung. Sie kannte das inzwischen, diesen bestimmten Gesichtsausdruck, wenn er gerade aus etwas herausgeholt wurde.

Stör ich?

Nein, sagte er. *Ich war gerade fertig.*

Sie saß auf ihrem Zweisitzer, das Tablet gegen die linke Lehne gestellt, die Füße auf der Sitzfläche, die Hände frei. Sie sprachen über ein Buch, das sie gerade las — Natalia Ginzburg, *Familienlexikon* —, und das Gespräch war anders als die letzten Wochen: ruhiger am Anfang, tastender, als würde die Richtung sich erst noch finden.

Dann sagte sie, ohne dass sie es geplant hatte: *Weißt du, wat mich an dir fasziniert? Du denkst wirklich nach. Das klingt banal, aber ich meine das nicht banal. Die meisten Menschen hören zu, um zu antworten. Du hörst zu, um zu verstehen. Das ist — ich finde das unglaublich selten.*

Sie sprach schnell, weil sie sicher war, die Hände vor der Kamera in Bewegung — sie erklärte etwas, und das Erklären brauchte die Hände, und die Sätze endeten oben, jeder einzelne, suchten eine Reaktion. *Ich glaub, ich bin jemand, dem das auffällt*, sagte sie. *Die meisten haben das Werkzeug gar nicht, das zu erkennen. Ich schon. Und bei dir merkt man es sofort.*

Das Werkzeug, das sie meinte, war für sie der Beweis von etwas: sie hatte Romanistik studiert, sie hatte Leopardi gelesen, sie liebte Pavese und Pasolini, und weil sie das liebte und erkannte, gehörte sie dazu — zu der Welt, in der man solche Dinge erkannte. Das sapioerotische Begehren war der Schlüssel, der diese Tür öffnete, und sie sah die Tür nicht, nur den offenen Raum dahinter.

Das ist eine gute Fähigkeit, sagte Christoph.

Knapp. Kein Widerspruch, keine Bestätigung, nur die vier Wörter, und dann Stille. Sie nahm das als Zustimmung — ein Mann, der nicht übertreibt, der sagt, was er meint, und nicht mehr. Die Kürze seiner Antwort hatte immer diese Qualität: dass sie sich anfühlte wie das letzte Wort, auch wenn es keines war.

Dann saß sie einen Moment zurückgelehnt, die Hände im Schoß, und spürte, dass das, was sie gerade gesagt hatte, mehr war als eine Beobachtung. Nicht nur der Gedanke über ihn — das andere, das darunter lag und keine Sprache hatte.

Sie sprachen weiter, über Ginzburg, und das Gespräch wurde langsamer, weil das Buch es verlangte. Die Melodie ihrer Stimme änderte sich: weniger Anstiege, mehr Stille zwischen den Sätzen. Das echte Denken hatte eine andere Intonation als das sichere.

Es ist wie — sie suchte, die Hände lagen jetzt still — *es ist wie wenn jemand dir eine Schachtel zeigt, und du schaust rein, und darin ist nur Kleinkram. Alte Knöpfe und Bindfaden und ein Schlüssel, von dem niemand mehr weiß, wozu er gehört. Und du denkst zuerst: dat ist nichts. Und dann schaust du länger hin, und du merkst, dass das alles ist. Dass in dem Kleinkram das ganze Leben steckt, so wie es wirklich war, nicht wie man es sich erzählt.*

Sie hielt inne, weil ihr nicht mehr einfiel.

Christoph schwieg.

Dann sagte er: *Das ist das Schwierigste überhaupt beim Schreiben — dem Kleinkram sein Gewicht zu lassen, ohne es von außen hineinzutragen.*

Ja, sagte sie. *Genau das.*

Das war ein echter Moment, das spürte sie, einer von denen, in denen das Gespräch ankam. Sie hatte etwas gesagt, das stimmte, das aus ihr herausgekommen war, und er hatte es aufgenommen und weitergedacht.

Dann sagte er, beiläufig, wie jemand, dem gerade etwas einfällt: *Bei uns zu Hause lag so ein Buch immer herum — ich glaub, ich hab es zehnmal angefangen, nie zu Ende gelesen, weil es immer da war. Ginzburg hat das, diese Qualität von Dingen, die man nicht besitzt, sondern die einfach vorhanden sind.*

Sie hörte das, und etwas in ihr veränderte sich, bevor sie wusste, was es war. *Bei uns zu Hause lag so ein Buch herum* — nicht: ich habe es mir gekauft, nicht: ich habe es gelesen, sondern: es war einfach da. Das war etwas, das sie nicht kannte. Markus hatte keine solchen Bücher gehabt. Niemand in ihrer Welt hatte das gehabt — das Selbstverständliche, das Vorhandene, das keine Entscheidung, keine Leistung war.

Welche Bücher lagen bei euch so herum? fragte sie. Sie fragte selten nach. Jetzt fragte sie, und die Frage kam aus einem anderen Ursprung als die sonstigen Sätze.

Er antwortete knapp: zwei, drei Namen, ein Detail über das Elternhaus in Fürth, die Mutter, die las, der Vater, der Architekt war und andere Interessen hatte. Er erzählte das ohne Gewicht, weil es kein Gewicht hatte für ihn — es war einfach der Boden, nicht das Ziel. Dann war das Thema für ihn erledigt.

Sie hätte mehr gehört. Die Kürze seiner Antwort ließ sie mit einem leichten Hunger zurück, den sie nicht benannte — das erste Mal, dass das Gespräch in eine Richtung gegangen war, die ihr etwas gab, auf das sie nicht vorbereitet war, und er hatte es geschlossen.

Das ist fei eine sehr politische Entscheidung, sagte er dann, über Ginzburgs Syntax, und das Gespräch fand seinen Boden wieder.

Ja, sagte Nadine, *und das erinnert mich an eine Stelle in den Briefen, die sie an Pavese geschrieben hat, weißt du, da ist dieses* — und das Gespräch war bei ihr, bei dem, was sie mitgebracht hatte. Er ließ es geschehen.

Gegen Ende des Abends kam sie noch einmal auf das zurück, was sie am Anfang gesagt hatte, aber von einer anderen Seite.

Du bist eigentlich ein Fall für sich, weißt du das? Eine kurze Pause. Und dann, mit einem Ton, der etwas einforderte: *Ich mein das wirklich so. Du bist jemand, der sich selbst beobachtet, während er denkt. Während wir gerade reden, beobachtest du dich. Das seh ich.*

Er schwieg einen Moment — die Pause, die nichts füllte, die einfach stand. Sie ließ sie stehen.

Oder sie merken es und finden es nicht interessant, sagte er.

Das war keine Zustimmung und keine Verneinung. Es war eine Verschiebung, präzise und ohne Aufwand, die das Gespräch einen halben Schritt weiterbrachte, ohne ihr zu sagen, ob sie recht hatte. Das war das, was sie an ihm mochte und was sie manchmal nicht greifen konnte: er antwortete immer, und die Antwort war immer echt, und trotzdem war sie nie ganz das, was sie gesucht hatte.

Nein, sagte sie, mit einer Bestimmtheit, die sie selbst überraschte. *Das glaub ich nicht. Ich glaub, die meisten haben gar nicht das Werkzeug dafür.*

Er antwortete nicht sofort. Sie wartete.

Was sie in dieser Stille nicht hörte: dass die Formulierung für ihn anders klang als für sie. Dass *du bist ein Fall für sich* und *ich erkenne das, die meisten nicht* zusammen etwas ergaben, das die

Prüfsituation nicht auflöste, sondern bestätigte. Dass er in diesen Sätzen nicht nur Zuneigung hörte, sondern das Bedürfnis nach einer Antwort, die sie brauchte und die er ihr nicht geben wollte, weil er nicht verstand, wozu sie sie brauchte.

Sie hörte das nicht. Sie hörte die Stille und dachte, er denke nach, und das stimmte auch.

Also dann, sagte sie schließlich, als das Gespräch sich abrundete — und die Stimme ging oben, wie sie immer ging. *Gut.* Eine kürzere Pause als in früheren Gesprächen. *Ich meld mich.*

Mach das, sagte er.

Sie beendete das Gespräch. Schneller als sonst, ohne dass sie das bemerkte. Es war gut gewesen. Die Ginzburg-Stelle hatte gestimmt. Und das mit dem Elternhaus — das blieb, wie ein Bild, das sich um einen Fingerbreit verschoben hatte, sodass sich darauf etwas zeigte, das vorher nicht zu sehen gewesen war.

Sie legte das Tablet auf den Couchtisch und nahm das Buch, das dort lag, und las noch ein paar Seiten. Das Licht im Flur ging an — Markus war früher als sonst zurück, sie hörte, wie er die Wohnungstür schloss, die Schuhe auszog, in die Küche ging.

Er kam ins Wohnzimmer, das Jackett noch an.

Fertig? fragte sie.

Fast, sagte er. *Einer der Übergänge sitzt noch nicht richtig.* Er ließ sich auf den Sessel fallen und sah kurz an die Decke. Das war seine Art, wenn er noch nicht ganz abgeschaltet hatte.

Sie nickte und las weiter. Er würde es morgen lösen. Das war immer so.

7

Das Hotel in Köln hatte Nadine ausgesucht, wie in Düsseldorf — kleiner diesmal, nahe dem Rhein. Er war am Mittwochmittag angereist, hatte das Verlagsgespräch am frühen Nachmittag hinter sich gebracht — sachlich, ohne Überraschungen, das Buch auf gutem Weg — und war dann zum Hotel gegangen. Er stand einen Moment vor dem Eingang. Das Haus war aus dem späten neunzehnten Jahrhundert, Sandsteinfassade, die Fensterachsen gleichmäßig und ohne Aufwand — jemand hatte das gut gemacht, ohne auf sich selbst aufmerksam machen zu wollen. Er registrierte das, mit dem Blick, den er vom Vater geerbt und anders verwendet hatte. Und dann registrierte er, dass er stillstand, und dass das nicht am Haus lag.

Nadine wartete schon in der Lobby, als er eintrat. Das war anders als in Düsseldorf — da hatte er gewartet, sie war gekommen. Jetzt war es umgekehrt, und das zweite Treffen begann auf

diese Weise etwas anders: vertrauter, ruhiger, ohne die Spannung des ersten Wiedersehens nach zwanzig Jahren. Sie stand auf, als er auf sie zukam, umarmte ihn kurz, und das Begrüßen hatte eine Natürlichkeit, die das erste Mal noch nicht gehabt hatte.

Christoph. Dann, wie in Düsseldorf: *Che meraviglia.*

Er roch dasselbe Parfüm. Und etwas in ihm, das er nicht gesteuert hatte, antwortete darauf, bevor er wusste, dass es geantwortet hatte.

Beim Abendessen sprach sie über Pasolini. *Teorema* diesmal — sie hatte den Film in der Woche vor dem Treffen noch einmal gesehen, und sie sprach darüber mit einer Begeisterung, die echt war, das hörte er sofort. Die Energie der Sätze veränderte sich, wenn sie sicher war, sie wurden dichter, die Pausen kürzer.

Was mich nicht loslässt, sagte sie, ist diese Szene mit Emilia, die Brennnesseln isst. Direkt aus dem Boden. Ein Laut, der nicht Hochdeutsch war, kam und verschwand. *Aber in diesem ganzen Film voller Begehren und Zerstörung ist das der einzige Moment, der körperlich stimmt. Keine Inszenierung. Nur Hunger. Der Körper, der das Einfachste will.*

Weil Hunger keine Interpretation braucht, sagte er.

Genau. Sie lehnte sich vor, die Hand kurz auf dem Tisch. *Genau das.*

Er streckte kurz den Finger aus — *da* — und sie nickte. Das war Betrachtung, nicht Teilnahme, das registrierte er, ohne es so zu nennen: er saß ihr gegenüber und sah, wie das Gespräch in ihr lief, sah das Feuer und sah die Struktur des Feuers. Beides interessierte ihn gleichzeitig, und die Gleichzeitigkeit hatte eine eigene Qualität, die er für sich behielt: er sah etwas, das von ihnen beiden nur er vollständig sehen konnte.

Und ebenfalls gleichzeitig, darunter, unvermindert: die Stimme, die Hände, die Art, wie sie sich vorlehnte, wenn ihr etwas wichtig war. Das ließ sich nicht wegdenken. Er dachte es auch nicht weg.

Sie sprach weiter, über Pasolinis politisches Denken, über seine späten Kolumnen für den *Corriere*, und dann wechselte sie zu Visconti — *Rocco e i suoi fratelli*, die Kamera auf den Körpern der Brüder, die Würde des Südens, dem man nicht entkommen kann. Sie sprach darüber mit einer Energie, die ihn aufhorchen ließ: das war kein analytischer Blick, das war keine Lektüre von außen. Sie kannte das Milieu dieser Filme auf eine Art, die nicht aus dem Studium kam — körperlicher, konkreter, als wäre das Terrain der Filme auch das ihre, auch wenn sie das nie so sagen würde. Er kannte diese Filme als Forschungsgegenstand, Claudia hatte ihn

durch den Neorealismus geführt. Nadines Verhältnis zum italienischen Kino war etwas anderes. Er fand das — noch — schön. Er zog keine Schlüsse.

Er kannte Claudias Verhältnis zum Verismo, zu der Stelle, an der Kunst und soziale Wirklichkeit sich berühren, und er wusste, wie echte Kennerschaft klang. Echte Kennerschaft wurde komplexer, wenn man nachfragte, nicht flacher. Sie unterschied, wo andere gleichsetzten, und markierte ihre eigenen Grenzen, weil sie den Unterschied zwischen gesichertem und offenem Terrain kannte. Nadines Pasolini-Begeisterung war keine Kennerschaft im strengen Sinn — es gab Stellen, an denen das Argument zu weit griff, an denen eine Formulierung das trug, was das Wissen nicht ganz trug. Aber das Feuer war wirklich da, und das Feuer hatte eine Qualität, die er kannte und nicht kannte zugleich: in seiner Welt war das Feuer immer durch Abstand gemäßigt. Das hier brannte einfach, ohne zu wissen, dass es brannte.

Dann sagte sie: *Das ist eigentlich sehr marxistisch in seiner Grundhaltung, dieser Gedanke, dass der Konsum die Seele der Klasse zerstört, mehr als jede physische Unterdrückung. Das ist bei ihm fast Engels.*

Er hielt inne.

Engels wie? fragte er. Ruhig, kein Vorwurf. Seine Stimme fiel, als er fragte — schnell, abgeschlossen.

Ihre Sätze verlangsamten sich, eine Spur. *Na, dieses — dieser Blick auf die Basis, auf das Materielle als das Eigentliche. Dieser Determinismus.*

Engels hat aber einen anderen Determinismusbegriff als Pasolini, sagte er. *Bei Engels hat die Basis eine Richtung, eine Geschichte. Pasolinis Kapitalismuskritik ist eher — er trauert etwas nach, das weg ist. Das ist nostalgisch, nicht dialektisch.*

Sie nickte, und das Nicken war nicht das Nicken des Verstehens — es war das Nicken des Weitermachens. *Stimmt*, sagte sie, *das stimmt, ich hab das vielleicht zu verkürzt — Pasolini ist da eigentlich wirklich sui generis, man kann ihn in keine Schublade stecken.*

Er hörte die Intonation: einen Moment lang fiel die Melodie flach, das Bestätigungssuchen war weg — die Lücke, hörbar als Pause, bevor das Muster zurückkam. Er bemerkte das.

Und er behielt auch das andere: dass das Nicken keine Korrektur aufgenommen, sondern sie umgangen hatte, mit einer Eleganz, die er bewunderte. Sie präsentierte Wissen als erotisches Kapital, und wenn das Kapital sich als ungedeckt erwies, fand sie einen anderen Weg — geschmeidig, ohne Bruch. Das war keine Täuschung, das war Verführung, und Verführung hatte ihre eigene Ästhetik. In seiner Welt brauchte das niemand — die Substanz sprach für sich, die Inszenierung war überflüssig. Er sah das als Eigenart, nicht als Notwendigkeit. Er nannte es nicht

beim Namen. Er sah es als das Feuer, das sich selbst nicht kannte, die *sprezzatura* des Umgehens.

Und dann hörte er ihre Stimme, wie sie den nächsten Satz begann, und das Beobachten trat zurück, einen Schritt, wie es immer zurücktrat.

Sie gingen auf das Zimmer, und Köln war anders als Düsseldorf — ohne das Gewicht des ersten Mals, ohne die eingebaute Förmlichkeit des Ankommens. Was übrig blieb, wenn das wegfiel, war das hier: keine Kontrolle, kein eingebauter Abstand zu sich selbst, nur diese Vehemenz, die nichts zurückhielt und nichts beobachtete. Er kannte Intensität, aber immer mit einem Rest Bewusstsein für die eigene Wirkung. Das hier hatte das nicht. Beides war gleichzeitig vorhanden in ihm: das Begehren und die Beobachtung des Begehrens, und er empfand das als Privileg, nicht als Widerspruch.

Hinterher lagen sie nebeneinander, und das Licht, das durch die Vorhänge fiel, war das orangegelbe Streulicht einer Stadtnacht. Nadine redete noch eine Weile, über nichts Bestimmtes, über das Hotel, über eine Reise nach Sizilien, die sie einmal geplant hatte.

Er hörte zu, auch jetzt, auch wenn der Inhalt sich auflöste. Ihre Stimme hatte in diesem Raum eine andere Qualität als durch die Ohrstöpsel — wärmer, weniger scharf konturiert. Die Fallbewegung seiner eigenen Stimme, wenn er antwortete, war langsamer als am Abend — schwerer, geerdet. Das *fei*, wenn er es benutzte, hatte das kleine Innehalten, bevor der Laut sich auflöste.

Er lag wach, nachdem sie eingeschlafen war. Nicht unruhig — wach auf die Art, die keine Aufgabe hatte. Er hörte ihre Atemzüge. Das Licht der Stadt durch die Vorhänge. Er dachte nicht an morgen, nicht an den Zug, nicht an das Paper, das auf dem Schreibtisch in Erlangen lag. Er dachte an nichts, was eine Sprache hatte.

Am Donnerstagmorgen war er kurz nach unten gegangen — zwei Becher Kaffee vom Büfett, Tee für sie, ein paar Brötchen, was eben da war — und hatte das auf dem Tablett heraufgetragen. Sie hatten das Frühstück im Bett gehabt, mit dem Tablett zwischen ihnen, und über Ginzburg gesprochen.

Familienlexikon hatte er vor Jahren gelesen, und er sagte, was ihn daran beschäftigt hatte: die Ökonomie, das Weglassen. Dass das, was übrig bleibt, sein Gewicht selbst tragen muss.

Des ist das Schwerste, sagte er. *Dem Kleinkram sein Gewicht zu lassen, ohne nachzuhelfen.*

Das hab ich dir gesagt, sagte sie.

Freilich, sagte er. *Und du hattest recht.*

Und dann schwieg er, weil ihm auffiel, was nicht gesagt worden war: sie hatte das Gespräch über Ginzburg eröffnet, über Pavese, über Pasolini, über Sebald — in zwei Treffen und zahllosen Videogesprächen hatte sie nie gefragt, woran er arbeitete. Das Buchmanuskript, das seit zwei Jahren auf seinem Schreibtisch lag, das er mit seinen Doktoranden diskutierte, über das er mit Kollegen stritt — sie kannte es nicht, weil sie nie danach gefragt hatte.

Er registrierte das nüchtern: sie wollte, dass er ihre Geisteskultur sah und bestätigte. Das war ihr Bedürfnis nach Spiegelung, die Struktur, die er zu kartieren begann.

Er dachte nicht daran, dass seine Bereitschaft, ihr das Gespräch zu überlassen, diesen Bedarf mitgeformt hatte. Diese Frage stellte er sich nicht.

Er trank seinen Kaffee. Und dann, flüchtig, der Vater: der Gedanke kam von selbst. Der Vater hatte immer gewusst, wie man klang — hatte Aufträge gewonnen durch die Überzeugung in seiner Stimme, durch die Geste, durch das sichere Sprechen über Dinge, deren Substanz manchmal dünner war als die Sprache darüber. Christoph schob den Gedanken beiseite. Er zog keine Verbindung.

Er hatte einen Zug für diesen Nachmittag gebucht gehabt. Er schaute nicht auf die Uhr.

Nadine lag neben ihm, ihre Tasse in beiden Händen, und sah aus dem Fenster. Das Licht fiel auf die Seite ihres Gesichts. Er sah das, und dann sah er auf den Rhein, grau und gleichmäßig draußen, und dann wieder auf sie, auf die Art, wie man etwas ansieht, das man noch nicht fertig angesehen hat. Die Analyse vom Vorabend war noch vorhanden — die Lücke, die *sprezzatura*, die Struktur — aber sie war kleiner als das hier, kleiner als das Licht auf ihrem Gesicht und die leere Tasse in ihren Händen und die Tatsache, dass sie dalag, ohne etwas von ihm zu wollen, in diesem Moment, nur dalag.

Das Schweigen war bereits eine Entscheidung, und beide wussten das, ohne es zu sagen.

Dann: *Ich könnte auch den Späteren nehmen.*

Das war kein Bruch mit dem ursprünglichen Plan. Das war das Zulassen von etwas, das sich bereits entschieden hatte — nicht jetzt, nicht in diesem Satz, sondern in der Nacht, als er wach gelegen hatte und nicht gewusst hatte, warum, und es auch nicht hatte wissen müssen. Sie schaute ihn an, einen Moment lang, und er hielt dem Blick stand, und dann sagte sie: *Ja.*

Das war alles. Claudia hatte er gesagt, er sei bis Donnerstag in Köln für ein Gespräch mit einem Verlag. Das stimmte für Mittwoch. Der Rest war Lücke. Er dachte das, einen Halbsatz lang, und legte den Gedanken weg.

Er schickte Claudia eine kurze Nachricht: das Verlagsgespräch ziehe sich, er komme später. Sie antwortete mit einem Daumen nach oben, was ihre Art war.

Am Nachmittag gingen sie am Rhein entlang. Der Himmel war niedrig, die Luft kühl, der Weg am Ufer belebt mit Spaziergängern, die er nicht wahrnahm. Sie sprachen, und dann schwiegen sie, und das Schweigen hatte keine Spannung. Die Analyse, die er immer mitbrachte, war leiser als sonst — nicht weg, aber zurückgetreten hinter das Gehen selbst, das keine Funktion hatte.

Auf dem Rückweg, kurz bevor sie das Hotel erreichten, hustete sie. Einmal, trocken. Dann wieder.

Alles gut? fragte er.

Ja, sagte sie. *Nur kalt.*

Er sah sie kurz an, und dann gingen sie weiter. Er nahm ihre Antwort nicht als abschließend.

8

Köln hatte sie als Treffpunkt vorgeschlagen, weil die Stadt keine Vorgeschichte für sie hatte — sie kannte sie von Dienstreisen, von Zwischenstationen, ein Ort, den man kennt, ohne ihn zu kennen. Das war das Richtige für das, was benötigt wurde.

Sie hatte Markus etwas Ungefähres gesagt — Fortbildung, Köln, zwei Tage. Er hatte nicht nachgefragt.

Beim Abendessen hatte sie über Pasolini gesprochen, über *Teorema*, über die Szene mit Emilia, die Brennnesseln isst, direkt aus dem Boden, ohne Erklärung, ohne Geste. *Dat klingt jetzt vielleicht komisch* — das *dat* kam schnell und verschwand — *aber in diesem ganzen Film voller Begehren und Zerstörung ist das der einzige Moment, der körperlich stimmt. Keine Inszenierung. Nur Hunger. Der Körper, der das Einfachste will.*

Christoph hatte zugehört auf die Art, die sie kannte — still, präzise, einmal ein kurzes Nicken, wenn etwas stimmte. Das Gespräch hatte getragen, von Anfang an, und sie hatte gespürt, wie die Energie sich einstellte, die einzige Energie, die diese Art von Gespräch hatte: das Gespräch mit jemandem, der wirklich denkt.

Dass Christoph Pasolini anders kannte als sie, hatte sie gespürt, aber nicht so benannt. Er kannte ihn von außen, als Objekt der Analyse — er hatte Marx und Engels daneben gestellt, hatte Determinismusbegriffe präzisiert, hatte den Film in eine Theorielandschaft eingeordnet, die ihr

ein Begriff war, die sie aber nicht bewohnte. Sie kannte Pasolini anders: nicht als Gegenstand, sondern als Erkennen. Das Milieu dieser Filme war ihr nicht fremd als Studienobjekt. Sie hätte das nicht sagen können, und sie sagte es nicht. Sie dachte stattdessen: *er ist Wissenschaftler, ich bin Leserin.* Das war die Deutung, die sie befriedigte.

Sie hatte etwas über Pasolini und Engels gesagt — eine Verbindung, die sie interessierte, die sie nicht vollständig ausarbeiten konnte, die sich aber richtig anfühlte. Christoph hatte eine Pause gemacht, kurz, und dann gefragt: *Engels wie?* Sie hatte geantwortet, so gut sie konnte, und er hatte präzisiert — etwas über Determinismusbegriffe, über den Unterschied zwischen Dialektik und Nostalgie — und sie hatte genickt und das Gespräch weitergeführt, auf einem Boden, der fester war.

Christophs Pause vor seiner Frage hatte sie nicht als Korrektur gehört. Sie hatte sein Nachdenken gespürt, seine Pause als das Zeichen eines Mannes gelesen, der nicht sofort antwortet, weil er abwägt. Das war die Art, die sie schätzte.

Nachher lagen sie im Zimmer beieinander. Das orangegelbe Licht, das durch die Vorhänge fiel. Sie redete noch eine Weile, über nichts Bestimmtes, und er hörte zu, und seine Stimme, wenn er antwortete, hatte eine Qualität, die sie im Dunkeln stärker wahrnahm als sonst: die Fallbewegung seiner Sätze, jeder für sich abgeschlossen, mit einem Gewicht, das nach unten zog, statt nach oben zu suchen. Das war das Gegenteil ihrer eigenen Stimme, und dieser Gegensatz zog sie an — die Ruhe des Abgeschlossenen, das nichts mehr fragte. Hier, in diesem Zimmer, war das näher und körperlicher als durch den Lautsprecher des Tablets.

Die Art, wie er in dieser Nacht war, hatte keine Kontrolle — das überraschte sie, weil sie Kontrolle bei ihm erwartet hatte, den eingebauten Abstand, den sie von anderen Männern kannte, die wussten, dass sie beobachtet wurden. Das war nicht da. Das hatte ihr etwas gesagt, das klarer war als alles, was er je formuliert hatte.

Sie schlief vor ihm ein. Das wusste sie, weil er noch wach war, als sie die Augen schloss, und weil sie das spürte, ohne es zu sehen — die Wachheit neben ihr, ruhig, ohne Unruhe, einfach da.

Am Donnerstagmorgen hatten sie das Frühstück im Bett gehabt, das Tablett zwischen ihnen, und er hatte *Semmeln* gesagt, automatisch, als er nach dem Brötchen griff, und sie hatte es gehört und gelacht — das echte Lachen, kurz und ohne Vorbereitung, weil es so beiläufig gewesen war, so ohne Absicht.

Dann hatte er das Buch erwähnt, das sie ihm empfohlen hatte — Ginzburg, *Familienlexikon* —, und gesagt, die höchste Leistung Ginzburgs sei das Weglassen. *Des ist das Schwerste, dem*

Kleinkram sein Gewicht zu lassen, ohne nachzuhelfen. Und sie hatte ihn angesehen und gesagt: *Das hab ich dir gesagt.* Und er hatte gesagt: *Freilich. Und du hattest recht.*

Das war der Moment, den sie sich merkte. Er hatte ihr zugehört, hatte aufgenommen, was sie gesagt hatte, und es zurückgegeben. Solche Momente waren selten.

Aber was sie sich noch mehr merkte, war das andere — das, was in der Nacht gewesen war, und was noch im Raum stand, auch jetzt, während er Kaffee trank und sie ansah. Sie wollte das nicht verlieren.

Kurz, für den Bruchteil einer Sekunde, war da etwas anderes — nicht als Gedanke, eher als ein leichtes Ziehen, das sofort wieder verschwand, weil der Moment zu gut war: *was, wenn er eines Tages merkt* — und dann war es weg, weil er sie ansah und weil es keinen Anlass gab.

Ich bin jemand, mit dem ein Mann wie er reden kann, dachte sie — kein ausformulierter Satz, eher ein Gefühl, das sich einstellte, warm und ruhig. Der Gedanke meinte: er kann mit ihr reden, also ist sie jemand, mit dem er reden kann, also ist sie jemand von seiner Statur, seinem Niveau, seiner Welt. Der Zusammenhang war vollständig und unsichtbar, und sie sah ihn nicht, weil er sich selbstverständlich anfühlte.

Dann sagte er: *Ich könnte auch den Späteren nehmen.*

Sie hörte das und ließ es einen Moment stehen, ohne zu antworten. Draußen war der Fluss, grau und gleichmäßig, ein Donnerstag, der noch keine Form hatte.

Ja, sagte sie.

Das war alles, was gesagt werden musste.

Am Nachmittag gingen sie am Rhein entlang. Der Himmel war niedrig, die Luft kühl. Sie sprachen, und dann schwiegen sie, und das Schweigen hatte keine Spannung. Sie kannte solche Spaziergänge nicht — Spaziergänge, die kein Ziel hatten und keine Funktion, die einfach gingen, weil das Gehen das Richtige war. In Bochum ging man irgendwohin. Hier gingen sie einfach.

Auf dem Rückweg, kurz bevor sie das Hotel erreichten, spürte sie ein Kratzen im Hals. Sie schluckte, einmal, zweimal. Es blieb.

Alles gut? fragte er.

Ja, sagte sie. *Nur kalt.*

Er sah sie kurz an — die Art, die nichts erzwang, und dann gingen sie weiter. Sie bemerkte, dass er ihre Antwort nicht als abschließend genommen hatte. Er hatte sie angesehen und weiter im

Blick behalten, ohne Aufhebens, auf eine Art, die nicht unterbrach, aber vorhanden war. Das registrierte sie, und sie ließ es stehen, weil es das Richtige war.

9

Den Freitagmorgen verbrachten sie im Bett, wie den Morgen davor — Kaffee vom Büfett, das Tablett zwischen ihnen, die Stille, die kein Problem war. Nadines Stimme hatte noch den leicht raueren Ton vom Vortag, aber der Husten, der abends kurz aufgetreten war, ließ sich nicht blicken. Sie sprachen über Ginzburg, über Pavese, über einen Film, den sie beide kannten und der ihnen auf verschiedene Arten gehörte, und er hörte zu, wie er immer zuhörte. Das war ihre Form, und sie saß, noch.

Am frühen Nachmittag gingen sie ins Wallraf-Richartz. Es war Nadines Vorschlag gewesen — sie hatte das Museum einmal kurz erwähnt, in einem anderen Zusammenhang, vor Wochen, und er hatte es behalten, ohne zu wissen, warum. Drinnen war es kühl und still, die Säle mit den flämischen und deutschen Meistern fast leer an einem Freitagnachmittag. Er hörte die veränderte Qualität ihrer Stimme in dem Hallenraum — weniger scharf als sonst, gedämpfter, aber die Energie war dieselbe.

Vor einem der großen Gemälde kam der Husten. Nicht der trockene, kurze Husten vom Vorabend — tiefer, anhaltender, auf eine Art, die keine Absicht hatte und die man nicht überhören konnte. Sie hob die Hand, lehnte sich kurz gegen die Wand. Er stand neben ihr und wartete, ohne zu fragen.

Lass uns gehen, sagte er.

Sie wollte widersprechen — das sah er, bevor sie anfing. Dann ließ sie es.

Er brachte sie ins Hotel, sie bis zum Aufzug, fuhr dann aber nicht mit hinauf, sondern ging zurück zur Rezeption. Er fragte, wo die nächste Apotheke sei. Die war fünf Minuten entfernt.

Als er ins Zimmer kam, saß Nadine auf dem Sessel, die Füße auf die Sitzfläche gezogen, die Knie mit den Armen umschlungen, die Jacke noch an. Er stellte die Tüte auf den Nachttisch — Hustensaft, Halspastillen, Paracetamol für den Fall, ein Thermometer — und wandte sich zu ihr. Sie sah aus, als würde sie gleich erklären, dass es ihr gut gehe, dass das nicht nötig sei, dass sie eigentlich — er ließ sie nicht anfangen. Er zog Jacke und Schuhe aus und legte sich ins Bett, die Decke zur Seite, und sah sie an.

Sie sah zu ihm herüber.

Du legst dich hin, sagte sie.

Ich leg mich hin, sagte er.

Dann zog sie die Jacke aus.

Sie legte sich neben ihn, und er zog die Decke über sie beide, und das Zimmer war still, das gedämpfte Licht des späten Nachmittags durch die Vorhänge. Ihr Atem war etwas rauer als sonst, unregelmäßig, und er hörte das, und er hörte auch, wie es langsamer wurde, als sie sich an ihn lehnte. Er hatte die Hand auf ihrem Rücken, ruhig, ohne erklärte Absicht.

Irgendwann hustete sie, kurz, gegen seine Schulter. Er wartete.

Ich bin nicht krank, sagte sie.

Das hab ich nicht gesagt.

Du denkst es.

Ich denke, sagte er, *dass du jetzt still sein sollst.*

Sie schwieg, aber nicht weil er es gesagt hatte — das hörte er. Sein Daumen hatte begonnen, in kleinen Kreisen über ihren Rücken zu fahren, langsam, ohne Eile, auf eine Art, die sich von Fürsorge unmerklich entfernte. Ihre Hand lag auf seiner Brust. Das Atmen verlangsamte sich weiter, aber anders als vorher — nicht tiefer, sondern konzentrierter, nach innen gerichtet.

Er wusste, dass sie nicht schlief. Sie wusste, dass er das wusste.

Der Daumen hörte nicht auf.

Nach einer Weile richtete sie sich leicht auf, sah ihn an — die Augen noch mit der Energie, die der Husten nicht ganz gedämpft hatte — und er hielt dem Blick stand, und dann küsste er sie, weil das die Fortsetzung war, nicht der Beginn.

Der Husten kam, einmal, dazwischen. Keiner von beiden ließ das gelten.

Danach lagen sie nebeneinander. Sie hustete zweimal, trocken, und er reichte ihr Wasser vom Nachttisch, ohne aufzustehen.

Thermometer, sagte er.

Nein.

Doch.

Sie maß, weil es einfacher war als zu streiten. 37,8. Sie zeigte ihm die Anzeige, als wäre das ein Argument gegen ihn.

Siehst du, sagte sie. *Nicht krank.*

Das ist Fieber.

Wenig.

Er sah sie an. *Und solange der Husten da ist, redest du weniger.*

Ich red doch gar nicht so viel, sagte sie — und hustete dabei, was den Satz selbst kommentierte.

Er lachte, kurz und trocken. Sie lachte auch, was einen weiteren Husten auslöste.

Du redest sehr viel, sagte er.

Das stimmt nicht.

Es stimmt.

Sie schwiegen einen Moment, und in dem Schweigen war etwas, das keiner von beiden benennen wollte, weil es zu gut war, um es anzufassen.

Also gut, sagte sie schließlich. *Du redest.*

Das war eine Aussage, die er nicht erwartet hatte, und er bemerkte, dass er keine sofortige Antwort bereit hatte. Er war derjenige, der zuhörte. Das war seit dem ersten Telefonat so gewesen, seit Göttingen, wenn er ehrlich war. Die andere Position war ihm in diesem Zusammenhang unbekannt.

Worüber? sagte er.

Über was du willst. Eine Pause. *Über das Buch.*

Also sprach er über das Buch.

Ohne zu wissen, warum, ging er direkt zum Kern — der Frage, wie akademische Institutionen die sozialen Unterschiede reproduzieren, die sie zu überwinden vorgeben. Die Mechanismen, die unsichtbar bleiben, weil sie in der Form sitzen, nicht im Inhalt. Das Lächeln eines Prüfers. Der Tonfall einer Antwort.

Er sprach über die Art, wie man in bestimmten Räumen klingt — nicht was man sagt, sondern wie man es sagt, die Selbstverständlichkeit, mit der man eine Meinung äußert, ohne sie zu verteidigen. Nicht weil man keine Argumente hätte, sondern weil niemand sie verlangt — weil

alle Anwesenden dieselben Prämissen teilen, dieselben Bücher kennen, dieselbe Luft geatmet haben, und weil in solchen Räumen eine Meinung sich durch ihre bloße Äußerung durchsetzt, ohne Begründung, weil der Raum sie bereits legitimiert. Das sei kein Bewusstsein, das man habe — es sei ein Körper, der man ist. Und wer diesen Körper nicht mitbringe, müsse ihn imitieren, und die Imitation sei immer erkennbar, nicht weil sie schlecht sei, sondern weil sie Anstrengung zeige, wo Selbstverständlichkeit sein sollte. Die Anstrengung selbst sei das Zeichen.

Und das kann man tatsächlich messen? fragte sie irgendwann.

Nicht direkt. Man kann die Effekte messen. Die Form lässt sich nicht isolieren, aber die Konsequenzen —

Sie hustete.

Nicht reden, sagte er.

Sie machte eine Geste: weiter.

Er redete weiter, und irgendwann bemerkte er etwas, das ihn kurz innehalten ließ, ohne dass er aufhörte zu sprechen: sie hörte zu, das war echt, aber die Art, wie sie zuhörte, war nicht ganz dieselbe wie die Art, mit der sie über Pasolini redete oder über Pavese. Dort war Erkennen gewesen, Terrain, das ihr gehörte. Hier war Faszination — aber es war eine Faszination, die von außen kam, die das Buch nicht las, sondern ihn beim Lesen des Buchs sah. Er ließ es stehen.

Das Buch führte ihn zum Seminar, das Seminar zu Bourdieu — und dann hörte er den Husten, der tiefer klang als eine Stunde zuvor.

Dann versuch, etwas zu schlafen, sagte er.

Es ist vier Uhr nachmittags.

Ich weiß, wie spät es ist.

Sie sah ihn an, einen langen Moment, und dann rollte sie sich auf die Seite. Er zog die Decke über sie, auf die Art, mit der man Dinge tut, die selbstverständlich sind. Sie schloss die Augen, und er setzte sich in den Sessel vor dem kleinen Schreibtisch und öffnete das Manuskript auf dem Laptop.

Er arbeitete eine Stunde. Sie schlief.

Am Abend, als das Fieber etwas nachgelassen hatte, saßen sie wieder nebeneinander, und sie fragte nach der Mutter. Er hatte vorhin damit angefangen, ohne es zu merken — das Buch hatte

ihn dorthin geführt, ohne dass er es geplant hatte — und jetzt war das Gespräch wieder da, als hätte es auf die Fortsetzung bereits gewartet.

Er sprach, und sie hörte zu, und wenn der Husten kam, machte er eine kurze Pause, bis ihr Atem wieder ruhig war, und fuhr fort.

Die Mutter war Altphilologin — hatte klassische Philologie studiert, promoviert, eine Stelle gehabt, die sie nach der Geburt der Kinder aufgegeben hatte. Nicht weil sie es wollte, sondern weil das damals die Erwartung war, und weil der Vater eine Meinung dazu hatte, und weil sie nicht die Frau war, die dagegen ankämpfte, nicht in dieser Hinsicht. Vorher hatte sie ein Jahr in Athen verbracht, als Studentin — das war damals nicht selbstverständlich gewesen, auch nicht in ihrer Welt, aber sie hatte es durchgesetzt, auf eine stille Art, die er von ihr kannte. Das Jahr hatte sie nie ausführlich beschrieben; es war einfach da gewesen, ein Datum wie alle anderen. Sie hatte später immer weitergearbeitet, ehrenamtlich, in Schulen, in Bibliotheken, in Projekten, die keine Bezahlung hatten und dafür keine Kompromisse verlangten. Das Haus hatte ihr gehört, in dem Sinn, in dem ein Haus jemandem gehört, der es mit Büchern füllt. Leopardi war da. Pavese war da. Die Griechen waren da, natürlich. Man las. Das brauchte keinen Grund und hatte keinen Zweck außer sich selbst.

Irgendwann sagte sie, mit der raueren Stimme, die der Husten ihr gegeben hatte: *Bei uns zu Hause lagen keine Bücher herum.*

Das war alles. Eine Feststellung, der sie keinen Rahmen gegeben hatte.

Er antwortete nicht sofort. Dann: *Was lag herum?*

Der Fernseher lief, sagte sie. *Immer. Auch wenn niemand hinsah.* Eine kurze Pause. *Und samstags wurde geputzt. Das war das andere Ritual — alle zusammen, Musik aus dem Radio, meistens Schlager. Das klingt idyllischer, als es war.*

Er nickte. Das kam an, ohne zu landen — es war ein Bild, das er aufnahm, ohne es einzuordnen. Er legte es ab, so wie er Dinge ablegte, die er später bedenken würde. Er bedachte es nicht später.

Später wandte sie sich von ihm ab, den Rücken aber gegen seine Seite gedrückt, so fest, dass kein Zweifel blieb, was das bedeutete. Er hatte den Arm um sie gelegt, und sie hatte die Hand darauf gelegt, und so lagen sie, bis ihr Atem gleichmäßiger wurde und der Husten seltener kam.

Nachdem sie eingeschlafen war, dachte er, dass er heute mehr geredet hatte als in den letzten Monaten zusammen, in all dieser Zeit, in der sie sich gesehen hatten. Er dachte nicht daran, was

es bedeutete, dass sie es so aufgenommen hatte. Er nahm es als das, was es war: ein Tag, an dem das Gespräch eine andere Richtung hatte.

Er schloss die Augen.

Am Samstagmorgen holte er Frühstück vom Büfett, wie die Tage davor. Sie aß wenig, trank Tee, und der Husten war noch da, aber milder — ein Zeichen, das er registrierte, ohne es zu kommentieren.

Das Gespräch vom Vorabend war noch im Raum. Sie fragten danach, ohne es so zu nennen: sie fragte nach der Mutter, er antwortete, sie hörte zu, er fuhr fort. So hatte das eine Form.

Hat sie dir viel vorgelesen? fragte sie.

Er dachte nach. *Ja. Bis ich zu alt war, zuzugeben, wie gern ich das mochte.*

Und dann?

Dann hab ich selbst gelesen.

Was?

Er nannte ein paar Titel, ohne Nachdruck, so wie man Dinge nennt, die einfach da waren. Er hörte sich selbst dabei zu und hörte das Beiläufige darin — die Namen fielen ohne Aufhebens, und er verstand, was das für jemanden bedeuten musste, dem diese Beiläufigkeit fehlte. Aber er benannte das nicht. Er ließ die Titel stehen.

Hat sie sich Sorgen gemacht, fragte sie nach einer Pause, *als du nach Italien gegangen bist?*

Nein. Er dachte kurz nach. *Das war — normal. Das machte man so. Meine Mutter hatte das ja selbst gemacht. Das war der Maßstab.*

Er sagte das ohne Gewicht, weil es für ihn kein Gewicht hatte — es war einfach der Boden, nicht das Ziel. Er hörte nicht, wie das klang.

Gegen Mittag stieg das Fieber wieder, nicht stark, aber genug. Sie legte sich hin, aus eigenem Antrieb diesmal, ohne dass er etwas sagen musste. Er saß am Fenster, der Laptop auf dem Schoß, und arbeitete eine Weile. Dann, als ihr Atem gleichmäßig war und der Husten verstummt hatte, zog er die Jacke an und ging nach unten.

Ein kleines Restaurant, drei Minuten zu Fuß, Mittagsgeschäft fast vorbei. Er aß allein, las die Mails durch, die seit gestern warteten, antwortete auf zwei. Draußen war Wochenende, grau und ohne Ehrgeiz. Er saß noch eine Weile, trank Kaffee, und dann ging er zurück.

Sie wachte auf, als er ins Zimmer kam.

Wie lang hab ich geschlafen?

Zwei Stunden.

Sie sah besser aus als am Morgen — nicht gut, aber besser. Das Fieber war nicht weg, aber die Farbe in ihrem Gesicht hatte sich verändert.

Er zog die Jacke aus, legte sie über einen Stuhl und setzte sich dann in den Sessel. Das Zimmer war still, das gedämpfte Licht des Nachmittags durch die Vorhänge.

Sie sah ihn an, auf eine Art, die er von ihr nicht kannte — ruhiger als sonst, ohne die Energie, die ihre Sätze normalerweise vorbereitete. Der Husten hatte ihr das Reden genommen, und was übrig geblieben war, war ein anderes Zuhören: nach innen gerichtet, ohne Bühne. Dann sagte sie, ohne Anlauf: *Und du? Wie bist du?*

Er hörte die Frage, und er hörte auch, was daran ungewöhnlich war — sie hatte ihn in all diesen Monaten nie so gefragt. Nicht nach dem Buch, nicht nach dem Seminar, und schon gar nicht nach dem, was darunter lag. Jetzt war die Frage einfach da, direkt, ohne Inszenierung, als hätte das Fieber ihr auch das weggenommen.

Er sah sie an, einen Moment, und dann lachte er — das seltene, trockene Lachen, das keine Einladung war, nur eine Reaktion. *Das ist eine sehr direkte Frage.*

Ich bin krank. Ich hab das Recht, direkt zu sein.

Das ist keine gültige Regel.

Für heute schon.

Er stand auf, ging ans Fenster, sah kurz hinaus auf den Fluss, dann herunter auf die Straße, die nichts Besonderes zu bieten hatte. Dann drehte er sich um. *Ich bin jemand, der Dinge lieber versteht als fühlt*, sagte er. *Das ist manchmal nützlich und manchmal nicht.*

Und jetzt?

Jetzt, sagte er, *bin ich mit dir in Köln und muss diese Frage nicht beantworten.*

Das war kein Ausweichen, auch wenn es so klang. Es war die ehrlichste Antwort, die er geben konnte.

Vom Vater hatte er noch nicht gesprochen. Das holte er nach, am späten Nachmittag, als das Fieber weiter nachließ und sie aufrechter dasaß, die Knie angezogen, das Kissen im Rücken.

Architekt, erfolgreich in dem Sinn, der nach außen zählte — Aufträge, Repräsentation, der gewisse Auftritt. Er hatte gewusst, wie man in einem Raum stand, wie man sprach, wie man Vertrauen erzeugte, bevor die Zahlen überprüft waren. Das war eine Fähigkeit, und es war auch eine Falle: er hatte manchmal mehr versprochen, als das Konzept einlösen konnte, hatte Aufträge gewonnen durch Überzeugen und sie verloren durch unzureichende Substanz, und die Klagen hatten sich über die Jahre summiert, ohne dass er je ganz verstand, warum.

Die Mutter hatte das aufgefangen, immer. Nicht laut, nicht mit Vorwürfen — sie hatte einfach die Rechnung beglichen, auf eine Art oder eine andere, und dann war es weitergegangen.

Das klingt belastend, sagte sie.

Für sie. Eine Pause. *Für mich war es hauptsächlich instruktiv. Man lernt, das als zwei getrennte Dinge zu sehen: wie einer klingt und wie einer ist.*

Er hörte die Worte, nachdem er sie gesagt hatte. *Wie einer klingt und wie einer ist.* Es war das Thema des Buchs, in einem Satz, auf den Vater angewendet. Er dachte das, kurz, und dann dachte er es nicht weiter.

Abends, als das Fieber weg war und der Husten nur noch gelegentlich kam, sagte sie: *Ich könnte essen.*

Das Bistro lag im selben Block, fünf Minuten. Er half ihr, obwohl sie es nicht verlangte, mit der Jacke, weil es das Naheliegende war, und dann gingen sie nach unten.

Draußen war der Samstagabend, kühl, die Straße belebt, aber nicht drangvoll. Sie gingen langsam, und er passte sein Tempo an ihres an, ohne es zu bemerken.

Im Bistro bestellte sie Suppe, er etwas Gehaltvolleres. Das Gespräch fand seinen Boden von selbst — es brauchte keinen Anlauf mehr, das hatte sich in diesen Tagen erledigt. Sie sprach über *La Bohème*, weil der Mimì-Vergleich vom Vortag noch im Raum stand und weil es jetzt nicht mehr nur Scherz war.

Ich hab die Oper nie auf der Bühne erlebt, sagte sie.

Er kannte *La Bohème* gut — Claudia hatte ihn durch Puccini geführt, in den frühen Jahren ihrer Ehe, mit der Präzision einer Musikwissenschaftlerin, die nichts dem Zufall überließ. Er kannte die Musik, kannte die Dramaturgie, kannte die Stelle, an der Mimì hustet und lächelt und beides gleichzeitig meint.

Er sagte nichts davon. Er sagte: *Puccini lässt einen nicht dort, wo man war. Das ist manchmal unbequem.*

Wegen was?

Weil die Musik genauer ist als man selbst.

Deine Frau kennt sich damit aus, sagte sie.

Sie ist Musikwissenschaftlerin. Verismo ist ihr Gebiet. Eine Pause. *Sie macht das mit einer Präzision, die ich respektiere und manchmal nicht ganz begreife. Das Gefühl als Forschungsgegenstand.*

Es war das erste Mal, dass er von Claudia sprach — nicht um Nadine gegenüber eine Grenze zu benennen, sondern einfach weil es dazugehörte, zu dem, was er war. Er sagte es, und dann aß er weiter.

Ich sollte das hören, sagte sie schließlich. *Richtig hören, meine ich.*

Ja, sagte er. *Solltest du.*

10

Sie war nicht jemand, der krank wurde und dabei still blieb. Das war ihr über sich bekannt — wenn der Körper etwas verlangte, sagte sie es, wenn ein Satz nicht fertig war, vollendete sie ihn, auch mit Husten. Das war einfach, wie sie war.

Aber am Samstagmorgen, als sie aufwachte und der Husten tiefer saß als am Abend zuvor, war da etwas Unerwartetes: keine Ungeduld. Sie lag, und das Zimmer war ruhig, und Christoph schlief noch, und sie dachte nichts in Richtung der bevorstehenden Woche, nichts in Richtung Bochum. Das Fieber — nicht viel, aber da — machte die Welt kleiner, und die kleinere Welt war vollständiger als die große.

Er wachte auf, sah sie an, fragte, ob es sie noch fröstele. Sie sagte, das Fieber sei besser, was halb stimmte. Er stand auf, holte Wasser, legte ihr die Hand kurz auf die Stirn — eine ganz beiläufige Geste, die Prüfung und Berührung gleichzeitig war — und sagte: *Noch da.*

Ich weiß, dass es noch da ist, sagte sie.

Ich hab's auch nur festgestellt.

Du stellst sehr viel fest.

Das ist mein Beruf.

Sie lachte, und der Husten kam, und er sah sie an, auf die Art, die keine Kritik war und trotzdem sagte: *siehst du.* Sie mochte das.

Das Frühstück brachte er wieder aufs Zimmer. Sie aßen ohne viel zu reden, was für sie ungewohnt war und was sich trotzdem nicht falsch anfühlte — eher wie das Atmen zwischen Sätzen, das man normalerweise nicht bemerkt.

Das Gespräch vom Vorabend war noch da, ohne dass sie es herbeirufen mussten. Er erzählte weiter — über die Mutter, über das Vorlesen, über die Titel, die er als Kind gelesen hatte, als wäre das keine besondere Aufzählung, sondern einfach eine Beschreibung der Verhältnisse. Sie hörte zu, und was sie hörte, war nicht die Aufzählung selbst, sondern das Beiläufige darin. Er nannte Leopardi so, wie man sagt, dass man Brot gegessen hat.

Bei ihnen zu Hause war der Fernseher gelaufen. Das hatte sie ihm gestern gesagt. Heute sagte sie es nicht noch einmal, weil es gesagt war und weil das Sagen gereicht hatte — nicht als Klage, sondern als Kontur, eine Linie, die sie zum ersten Mal in dieser Schärfe gezogen hatte. Was sie beschäftigte, war nicht der Abstand zwischen ihren Welten, den sie schon kannte, sondern etwas Kleineres und Präziseres: dass er ein Jahr in Athen als Maßstab nannte. Als das, was man tat. Das war kein Satz, der ihr vertraut war — nicht als Möglichkeit, nicht als Erinnerung, nicht als etwas, das in ihrer Welt existiert hatte.

Sie fragte nach der Mutter, weil die Fragen, die der Husten ihr erlaubt hatte, noch nicht fertig waren. Er antwortete, und sie hörte zu.

Gegen Mittag stieg das Fieber wieder, nicht stark, aber genug. Sie legte sich hin, aus eigenem Antrieb diesmal. Das war neu — normalerweise hätte sie gewartet, bis jemand es ihr sagte, oder bis der Körper keine andere Wahl mehr ließ. Aber das Zimmer war ruhig und Christoph war da, und das Hinlegen hatte keine Niederlage.

Sie schlief, und als sie das erste Mal aufwachte, war er nicht im Zimmer. Sein Laptop und seine Jacke fehlten. Sie hörte das Zimmer einen Moment lang, die Geräusche des Hotels von draußen, und dann ließ sie es stehen. Er war weggegangen, weil sie schlief und weil er das konnte. Das war kein Signal. Das war einfach der Nachmittag. Sie fiel erneut in Schlaf.

Als er zurückkam, hatte er die Jacke noch an. Er zog sie aus, setzte sich in den Sessel, und das Zimmer war wieder das Zimmer, das es gewesen war.

Sie fragte ihn, wie er sei. Das kam heraus, bevor sie es geplant hatte — nicht als Geste, nicht als Inszenierung, sondern weil der Husten ihr das Reden genommen hatte und was übrig geblieben

war, war eine andere Art von Aufmerksamkeit. Er lachte, das seltene, trockene Lachen, und sagte etwas über Verstehen und Fühlen, und dann sagte er, er sei jetzt mit ihr in Köln und müsse die Frage nicht beantworten. Sie hörte das und ließ es gelten, weil es die ehrlichste Antwort war, die er geben konnte, und weil sie das hörte.

Abends war das Fieber weg. Der Husten blieb, milder, hartnäckig — aber die Stimme war wieder halbwegs ihre eigene, und der Hunger, der sich meldete, war ein gutes Zeichen.

Im Bistro saß sie ihm gegenüber und bestellte Suppe, und das Gespräch fand seinen Boden von selbst. Sie sprach über *La Bohème*, weil der Mimì-Vergleich vom Vortag noch im Raum stand und weil es jetzt nicht mehr nur Scherz war.

Ich hab die Oper nie auf der Bühne erlebt, sagte sie.

Sie dachte dabei an die zwei Arien, die sie kannte — *Mi chiamano Mimì*, *Che gelida manina* —, und sagte sich, was sie sich immer sagte: dass ihr das genug war, um zu wissen, dass diese Oper ihr gehörte. Sie wusste, dass das nicht ganz stimmte. Aber es stimmte genug.

Einmal hätte sie die Gelegenheit gehabt. Vergünstigte Karten für das Aalto, vor ein paar Jahren, eine Produktion, von der alle gesagt hatten, sie sei außergewöhnlich. Markus hatte den Kopf geschüttelt und gesagt, er könne dieses Zittern in der Stimme nicht ertragen, dieses endlose Schwingen auf jedem Ton, das sich anfühle wie Weinen auf Bestellung, wie Gefühl, das sich selbst ausstelle und dabei jeden Anspruch auf Glaubwürdigkeit verliere. Und dann hätten seine Eltern auch darauf bestanden, sie für die Nacht aufzunehmen, das Ehebett zu räumen, damit die Kinder es bequem hätten. Das hatte wiederum Nadine nicht gewollt. Sie waren nicht gegangen. Sie dachte jetzt, ohne es so zu formulieren: dass das nicht hätte der Grund sein sollen.

Puccini lässt einen nicht dort, wo man war, sagte er. *Das ist manchmal unbequem.*

Wegen was?

Weil die Musik genauer ist als man selbst.

Das war eine Formulierung, die sie sich merkte — nicht weil sie sie verstand, sondern weil sie spürte, dass sie etwas traf, das sie noch nicht benennen konnte.

Er sprach über Claudia, beiläufig, sachlich — Musikwissenschaftlerin, Verismo, eine Präzision, die er respektiere und manchmal nicht ganz begreife. Er sagte das, und dann aß er weiter, als wäre es eine Beschreibung der Verhältnisse und keine Grenzziehung. Sie fragte nicht weiter. Sie bemerkte, dass er es gesagt hatte, und dass das Aussprechen keine Barriere errichtet hatte, sondern etwas ganz anderes war: eine Form von Ehrlichkeit, die sie nicht erwartet hatte.

Ich sollte das hören, sagte sie schließlich. *Richtig hören, meine ich.*

Ja, sagte er. *Solltest du.*

Am Sonntag war das Fieber weg, der Husten nur noch ein gelegentliches Aufflackern. Sie packten, ohne darüber zu reden, jeder auf seiner Seite des Zimmers, und das Packen erfolgte in einer Stille, die keine Spannung war — eher die Stille von Dingen, die sich erledigt haben und die man nicht noch einmal anfassen muss.

Der Abschied war vor dem Hotel, kurz vor Mittag. Draußen floss der Rhein vorüber, grau und gleichmäßig. Der Vortrag, den er am Montag zu halten hatte, erlaubte keine weitere Verlängerung.

Er hatte sie bis auf den Gehweg begleitet. Er stellte ihre Tasche ab, sie nahm den Griff. Dann umarmte er sie, seine Hand kurz an ihrem Rücken — dieselbe Geste wie immer, aber länger diesmal, um einen Augenblick länger, der nichts war und alles. Sie roch seine Jacke — Wolle, kühle Luft, und darunter etwas, das sie nicht benennen konnte — und dachte nichts Bestimmtes, nur dass er dagewesen war.

Pass auf den Husten auf, sagte er.

Der geht weg.

Ich weiß. Trotzdem.

Er hielt ihr kurz die Hand an den Arm, dann ließ er los und ging zurück durch die Hoteltür. Sie wusste, dass er sich irgendwo in der Lobby hinsetzen würde, den Laptop aufklappen, warten, bis sein Zug ging. Das war sein Nachmittag, und er hatte eine Form, die mit ihr nichts mehr zu tun hatte.

Sie ging am Rhein entlang, in Richtung Bahnhof. Sie sah sich nicht um.

Im Zug saß sie am Fenster und sah auf das Rheinland, das in der Abenddämmerung eine andere Farbe hatte als am Morgen — wärmer, ungenauer, als würde das Licht die Kanten auflösen. Sie war müde, auf eine Art, die tiefer saß als der Husten und tiefer als die vier Nächte — eine Müdigkeit, die aus dem kam, was gewesen war, und die sich noch nicht entschieden hatte, ob sie schwer oder leicht war.

Sie dachte an seinen Arm in der Nacht, fest genug, dass sie sich gehalten wusste, locker genug, dass sie atmen konnte. Sie dachte an seinen Daumen an ihrem Rücken, dessen Bewegung keine Richtung gehabt hatte, kein Ziel — und trotzdem zu einem geführt hatte, weil das so war, wenn

jemand nicht mehr darüber nachdachte, was er tat. Das war die Stelle, an der das eine in das andere überging, und sie hatte beides als dasselbe gelesen, und vielleicht war es das auch, und vielleicht nicht. Das schmerzte, auf die ruhige, präzise Art, die kein Drama machte und deshalb schwerer war als Drama.

Sie hätte früher fragen können — nach dem Buch, nach der Mutter, nach dem Elternhaus. Das war ein Gedanke, der sich kurz zeigte und dann verschwand, weil er in eine Richtung wies, die sie nicht besuchen wollte.

Und dann, darunter, leiser, das andere: die Frage, die noch keine Form hatte, aber da war. Ob das, was sie gespürt hatte — die Fürsorge, das Zuhören, die Nächte, die kleinen Gesten, die kein Aufhebens machten — ob das auch für ihn so gewesen war. Nicht ob er sie liebte, das war eine zu große Frage. Nur ob es für ihn dasselbe Gewicht gehabt hatte. Sie wusste es nicht, und das Nicht-Wissen war der Ort, an dem das Kreisen beginnen würde, jetzt noch nicht, aber es würde wieder beginnen.

Der Husten kam, einmal, trocken. Sie trank aus der Wasserflasche, die Christoph ihr in die Tasche gesteckt hatte, ohne Kommentar, auf die Art, mit der er Dinge tat, die selbstverständlich waren.

E 'l naufragar m'è dolce, dachte sie, ohne danach zu suchen. Die Zeile kam, wie sie immer kam. Aber diesmal klang sie anders — weniger wie etwas, das man vorzeigt, mehr wie etwas, das man hat. Und gleichzeitig, unbehaglich, die Ahnung, dass das Versinken nicht nur süß war. Dass es auch einfach Versinken war.

Sie hielt die Zeile in sich fest, bis der Zug in Bochum einfuhr.

Die Wohnung war still, als sie ankam. Markus' Jacke hing an der Garderobe. Sie stellte die Tasche ab, zog die Schuhe aus.

Er saß auf dem breiten Sofa, den Laptop auf den Knien, die Kopfhörer um den Hals. Er sah auf, als sie hereinkam.

Wie war's?

Gut, sagte sie. *Und ich hab mir einen Husten eingefangen.*

Er stand auf, kam auf sie zu, legte kurz die Hand auf ihre Stirn — dieselbe Geste wie Christoph, aber anders, vertrauter, ohne die Präzision des Fremden. *Kein Fieber*, sagte er.

War kurz da. Ist weg.

Ich mach dir Tee.

Er ging in die Küche, und sie hörte das Wasser laufen, das Klicken des Wasserkochers. Die Wohnung roch nach Sellerie — er hatte Suppe gemacht, irgendwann heute, für sich und für sie, weil er das so machte.

Sie setzte sich auf den Zweisitzer und lehnte den Kopf zurück und schloss die Augen. Der Raum war vertraut und fremd gleichzeitig, auf die Art, wie Räume fremd werden, wenn man woanders gewesen und noch nicht ganz zurück ist.

Die vier Nächte lagen hinter ihr, vollständig und ohne Lücke, ein eigener Zeitraum, der keinen Anschluss brauchte und keinen fand. Das Kreisen begann noch nicht. Das kam später. Jetzt war nur die Stille der Wohnung, und Markus in der Küche, und der Nachklang von Christophs Stimme, die Abwärtsbewegung seiner Sätze, die Stelle an ihrem Rücken, wo seine Hand gewesen war.

Hier, sagte Markus, und stellte ihr den Becher mit Tee auf den Couchtisch.

Danke, sagte sie.

Er setzte sich wieder, nahm den Laptop, setzte die Kopfhörer auf. Das war sein Abend, und das war ihr Abend, und das war, wie es war.

11

Drei Tage nach Köln rief er an.

Es war ein Videogespräch wie die anderen, und dann war es das nicht mehr.

Er saß im Arbeitszimmer, die Ohrstöpsel drin — Claudia hinter der geschlossenen Tür ihres Arbeitszimmers, die Stille des Flurs zwischen ihnen. Die Ohrstöpsel waren ein Ritual, das er sich längst nicht mehr erklärte.

Nadine sprach über Calvino — *Le città invisibili* diesmal — und die Stimme kam durch die Ohrstöpsel direkt, warm, mit dieser spezifischen Energie, die sich in jedem Satz neu auflud. Die steigende Melodie ihrer Sätze, unmittelbar am Ohr, aber nicht mehr mit dem Atem dahinter, der auch seine Haut berührte. Er hörte das, bevor er hörte, was sie sagte. Das Zuhören begann immer dort, auch jetzt, immer noch.

Sie sprach gut über das Buch, besser als er erwartet hatte — die Struktur, die Idee der unsichtbaren Städte als Spiegel einer einzigen. Das war ein echtes Lesen. Dann sagte sie etwas über Calvinos Verhältnis zu Borges, über die strukturelle Verwandtschaft, und er hörte das und fragte, beiläufig, ohne Plan: *Welche Borges-Texte hast du im Kopf, wenn du das sagst?*

Eine kleine Pause.

Na, die Labyrinthe vor allem, sagte sie. *Diese — dieses Ineinanderfalten von Realität und Konstruktion, das kennt man ja. Das ist bei Calvino ähnlich angelegt.*

Welcher Text konkret?

Eine längere Pause. Die Melodie ihrer Stimme dämpfte sich, das Tempo verlangsamte sich — das kleine Stocken, das er kannte, der Atemzug, bevor die Sätze sich neu setzten. *Die Labyrinthe sind halt* — sie brach ab, setzte neu an — *Borges ist da schwer zu vereinzeln, ne, das ist eher ein Gesamtgefühl, ein Gestus, den Calvino übernimmt.*

Ein Gestus, sagte er. Seine Stimme fiel, schnell, abgeschlossen.

Ja.

Er ließ das stehen.

Was er hier sah, war klarer als das, was sie in Köln über Engels gesagt hatte, klarer als das, was sie im Herbst über Moravia gesagt hatte. Nicht weil die Lücke größer war, sondern weil das Muster jetzt keine andere Deutung mehr zuließ: ein Name, ein Begriff, eine Behauptung über eine Verbindung, und dann, wenn er nachhakte, kein Text, kein Argument, kein konkretes Beispiel. Nur das Gestische, das Atmosphärische, der Rückzug ins Allgemeine.

Sie wusste es nicht. Das war das Ergebnis, soweit er eines hatte. Er dachte: *sie weiß es nicht* — und nicht: *sie kann es nicht wissen.* Das war ein Unterschied, den er nicht machte, und er bemerkte nicht, dass er diesen Unterschied nicht machte. Das Regal war im Blickfeld. Er sah nicht hin.

Er hatte für möglich gehalten, dass sie sich dessen bewusst war — dass das Umgehen eine Technik war, die sie entwickelt hatte und einsetzte, mit einem inneren Wissen um die Lücke. Das wäre simpel gewesen: bewusste Täuschung, erkennbare Grenze, eine Frau, die weiß, was sie tut.

Das hier war etwas anderes. Die Lücke war ihr tatsächlich nicht bewusst. Die Abgrenzung zwischen dem, was sie hatte, und dem, was sie zu haben behauptete, war in ihr nicht existent — so restlos nicht existent, dass das Behaupten sich für sie nicht von Wissen unterschied. Das Gestische war ihr Wissen.

Und dann war da noch etwas, das er klarer sah als bisher: sie wollte, dass er ihrer Intellektualität begegnete, weil ihre Intellektualität das war, womit sie sich definierte. Das war das, was sie für ihre Kernidentität hielt. Wenn er ihr zuhörte und antwortete, bestätigte er nicht nur das Gespräch — er bestätigte sie als die Person, die sie glaubte zu sein. Das erotische Element bei ihr war nicht vom intellektuellen zu trennen, nicht weil sie besonders intellektuell

war, sondern weil Intellektualität ihr erotisches Medium war. Der Körper war bei ihr immer durch den Kopf vermittelt. Das beobachtete er, und er fand es seltsam, auf eine Weise, die er nicht vollständig benannte: bei ihm war es umgekehrt gewesen. Er hatte die Stimme gehört, und der Körper hatte geantwortet, bevor der Kopf gefragt hatte. Das Begehren war zuerst da gewesen, die Einordnung danach. Aber diesem Gedanken spürte er dann nicht weiter nach.

Das war komplizierter, als wenn sie ihn bewusst getäuscht hätte. Und es war so interessant, dass es ihn packte — noch. Er hielt den Gedanken eine Weile fest, ohne sich zu rühren. Das war — er suchte das Wort, und das Wort, das kam, überraschte ihn durch seine Einfachheit: *schön.* Nicht im sentimentalen Sinn. Im Sinn von: hier war etwas, das er so noch nicht gesehen hatte, und das Sehen hatte eine Qualität, die er nicht abschütteln wollte.

Und trotzdem: er hörte ihre Stimme durch die Ohrstöpsel, und das Gespräch trug weiter, und er hörte zu — nicht nur weil er beobachtete, sondern weil er nicht aufhören konnte. Das Zuhören hatte jetzt eine andere Note als in den Monaten davor: er hörte zu, obwohl er wusste, was er wusste. Das war kein Widerspruch, den er benannte. Es war einfach da, eine Tatsache.

Nach dem Gespräch saß er am Schreibtisch und dachte an ein weiteres Wort, das ihm eingefallen war, ohne dass er es gesucht hatte.

Sprezzatura.

Er kannte den Begriff — Castigliones *Libro del Cortegiano*, die Kunst, Anstrengung als Leichtigkeit erscheinen zu lassen, das Mühevolle so auszuführen, als wäre es selbstverständlich. Für Castiglione war das eine Technik, eine erlernbare Haltung, etwas, das der Höfling sich erarbeiten musste und dann nicht mehr als Erarbeitetes zeigen durfte.

Bei Nadine war es das Gegenteil — und genau das war das Paradox, das ihn nicht losließ. Sie hatte *sprezzatura*, ohne den Begriff zu kennen, ohne die Entscheidung getroffen zu haben, Anstrengung zu verbergen, weil es keine Anstrengung gab, die verborgen werden musste — die Lücke selbst war verschwunden, und mit ihr jede Möglichkeit, die Übung zu bemerken. Sie umging, ohne zu wissen, dass sie umging. Sie erzeugte Leichtigkeit, ohne zu wissen, dass es Erzeugung war.

Das war schöner als Täuschung. Das war auch trauriger.

Er ließ das stehen. Er bewegte den Kiefer, einmal, vorsichtig. Die Stelle unter dem linken Kiefergelenk war seit dem Morgen dumpf. Er hatte es beim Aufwachen bemerkt und dann nicht mehr daran gedacht.

Daneben aber, ruhiger, lag etwas, das er weniger gern ansah.

Er verstand, dass sie Wärme hatte — echte Wärme, die Begeisterung für Pasolini, der Moment mit der Ginzburg-Schachtel, das Lachen, das aus dem Bauch kam. Und trotzdem: das Muster, das er sah — das Spiegeln, das Bedürfnis nach Bestätigung, der Rückzug, wenn die Lücke sichtbar wurde — hatte eine Struktur, die über Eigenart hinausging. Er war kein Kliniker, das wusste er, und er misstraute sich selbst in dieser Richtung. Aber der Gedanke stellte sich ein, kurz, ungebeten, und verschwand nicht ganz, auch nachdem er ihn beiseitegeschoben hatte.

Er ließ ihn liegen, ohne ihm einen Namen zu geben.

In Köln hatte sie nach seinem Buch gefragt, nach der Mutter, nach dem Elternhaus — aber das Fragen hatte die Krankheit erzwungen, das Schweigen, das ihr Husten auferlegt hatte. Das normale Gespräch, das Gespräch ohne Fieber und ohne Verabredung zum Zuhören, lief anders. Es lief immer noch in dieselbe Richtung: zu ihr, zu ihrer Lektüre, zu dem, was sie mitbrachte. Dass sie in Köln nach ihm gefragt hatte, war ein Ausreißer, keine Änderung des Musters. Er registrierte das nüchtern: sie wollte, dass er ihren Bildungsanspruch sah und bestätigte. Was er dachte, was ihn beschäftigte, was er wusste — das war kein Thema, das sie in den gewöhnlichen Gesprächen interessierte. Und er verstand nicht, warum.

In der Pause, nachdem er *Welcher Text konkret?* gefragt hatte, hatte er ihre Stimme gehört — nicht den Inhalt, die Stimme selbst, das kleine Stocken, den Atemzug, den neu gesetzten Ansatz. Was er darin gehört hatte: Unsicherheit.

Das war ein einfaches Wort — kein soziologisches, kein klinisches, ein Alltagswort, das die Analyse nicht weiterbrachte und trotzdem das Einzige war, das blieb. Er hatte nach einer Einordnung gesucht und bei einer Beschreibung geendet, ohne zu merken, dass das nicht dasselbe war.

Er bemerkte das nicht. Er bemerkte nur das Wort, und dass es die Sache benannte, so weit er sehen konnte.

Das Regal war im Blickfeld. Er sah nicht hin.

Woran er stattdessen dachte, war das Paradox, noch einmal, kurz: eine Frau, die Anstrengung als Leichtigkeit erscheinen lässt, ohne den Begriff dafür zu kennen. Das war das Echteste an ihr — nicht das Wissen, das fehlte, sondern die Form, in der das Fehlen unsichtbar wurde. Das war schön. Die Bewunderung war noch da, aber sie trug nicht mehr alles. Das zeigte sich in dem Moment, in dem er das Manuskript aufschlug und sofort mitten in der Sache war.

Der Abschnitt über symbolisches Kapital in akademischen Feldern, der seit zwei Wochen auf seine Überarbeitung wartete. Er las den ersten Satz, las den zweiten, und beim dritten sah er, wie er umzuschreiben war, und schrieb.

12

Es hatte im November angefangen, oder eigentlich früher, aber im November hatte sie es bemerkt.

Das erste Mal war ein Gespräch über Proust gewesen — sie hatte *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* nie vollständig gelesen, das hatte sie ihm nicht gesagt. Sie hatte gesagt, sie kenne den ersten Band gut, und er hatte gefragt, welche Stelle sie am meisten beschäftige, und sie hatte die Madeleine-Szene beschrieben, die bekannteste Stelle des ganzen Romans, die Stelle, die jeder kannte, auch wenn man das Buch nicht gelesen hatte, und er hatte gefragt: *Und die Passage danach?*

Sie wusste nicht, was danach kam. Sie hatte das Gespräch weitergeführt, über das Gedächtnis, über Prousts Verhältnis zur Zeit, und das war gegangen, aber die Frage war dageblieben, nach dem Gespräch, klein und hartnäckig.

Das zweite Mal war ein Gespräch über Bachmann gewesen. Auch hier eine Folgefrage, präzise, auf etwas zielend, das sie nicht greifen konnte.

Beim dritten Mal hatte sie aufgehört zu glauben, dass es Zufall war.

Das Gespräch in der zweiten Novemberwoche war das Gespräch, in dem sich das Gefühl für sie, ohne dass sie es benennen konnte, zur Gewissheit verdichtete. Sie hatte angefangen, über Handke zu sprechen — *Wunschloses Unglück* —, und das Gespräch war gut, wirklich gut, das war das Beklemmende daran: es war gut und es war gleichzeitig auch belastet, die Belastung über dem Guten wie eine zweite Schicht, die man spürte, ohne sie greifen zu können.

Sie sprach langsamer als sonst. Die Sätze wurden kürzer, die Melodie flacher — weniger Anstiege, mehr Stille zwischen den Sätzen. Sie ließ mehr Luft, weil sie, bevor sie weitermachte, hören wollte, wie er reagierte. Sie hörte auf seine Stimme, die Fallbewegung seiner Sätze, und sie hielt daran fest — noch dieselbe Stimme, noch dieselbe Abgeschlossenheit, aber das Fallen war schneller als früher, die Sätze schlosssen sich rascher. Sie bemerkte das, ohne es zu benennen.

Was interessiert dich daran am meisten? fragte er, irgendwann, nachdem sie mehrere Minuten lang etwas über das Buch gesagt hatte.

Das war die Art von Frage, die keine Falle sein musste. Das konnte Neugier sein, das konnte Gespräch sein — das konnte einfach er sein, seine Art, sie zu hören.

Aber sie hörte etwas in der Frage, das eine Spur zu präzise war für reine Neugier. Als wartete er auf etwas. Als hätte die Frage einen Boden, unter dem noch ein Boden war.

Sie antwortete, über das Buch, über die Mutter, über Handkes Verhältnis zur Sprache als Rettung und als Versagen gleichzeitig, und das stimmte, das war wirklich das Außergewöhnlichste an dem Buch, und sie sagte das, und er hörte zu.

Freilich, sagte er.

Ein Wort. Sie nahm es auf, und diesmal nahm sie es anders auf als früher: nicht als Bestätigung, sondern als Abwarten.

Nach dem Gespräch legte sie das Tablet hin, stand vom Zweisitzer auf, ging in die Küche, setzte sich dort erneut hin, und dachte nach, auf die Art, die kein produktives Nachdenken war, sondern ein Kreisen. Es begann immer an derselben Stelle und kam nie woanders an.

Die Stelle, an der es begann: *Was testet er?*

Das Gefühl war da, deutlich, körperlich fast: das Gefühl, beobachtet zu werden, von jemandem, der nicht Gegner war, nicht kalt, aber der einen Abstand hatte, der früher nicht da gewesen war. Einen Abstand, der sich wie eine Methode anfühlte. Und darunter, als körperliche Tatsache, nicht als Gedanke: sie konnte nicht aufhören zu kreisen, weil sie nicht aufhören konnte zu wollen. Das Kreisen war nicht dasselbe wie Gleichgültigkeit. Nur wer wirklich wollte, konnte so kreisen.

Sie dachte: *er testet, ob ich ehrlich bin. Ob ich sage, was ich wirklich denke, oder was ich denken soll. Ob die Gefühle, die ich zeige, die sind, die ich habe.*

Das war die Richtung, die in ihr Platz hatte. Eine andere Richtung — *vielleicht testet er mein Wissen* — zeigte sich kurz, ein Halbgedanke, der nur aufblinkte und dann nicht fertig wurde, weil er das Fundament berührt hätte: die Möglichkeit, dass das Wissen, das sie hatte, nicht dasselbe war wie das Wissen, das er kannte, dass der Abstand zwischen ihnen nicht der Abstand zwischen Aufrichtigkeit und Unaufrichtigkeit war, sondern ein anderer Abstand, ein struktureller, einer, der — nein. Der Gedanke kam nicht zu Ende. Eine sapioerotische Frau konnte aufrichtig oder unaufrichtig sein, aber sie konnte nicht intellektuell unzureichend sein. Das war das Fundament, und das Fundament war nicht verhandelbar, auch nicht im Kreisen, auch nicht nachts in der Küche.

Und dann, noch flüchtiger, noch kürzer: das es zu spät sein könnte, dass er vielleicht schon wusste, was er suchte. Das Wegschieben dieses Gedankens dauerte weniger als einen Atemzug.

Das Kreisen lief weiter, an derselben Stelle, weil es nur diese eine Stelle gab, an der es laufen konnte.

Kurz nach Mitternacht hörte sie die Wohnungstür — Markus, die Schritte im Flur, das leise Ablegen der Jacke. Er sah sie am Küchentisch sitzen und fragte: *Noch wach?*

Ja, sagte sie.

Er füllte ein Glas Wasser, trank es halb leer, stellte es auf die Spüle. Dann sah er sie noch einmal an, auf die Art, die sie kannte: kurz, ohne Anspruch. *Ich hab noch eine neue Folge vorbereitet*, sagte er. *Den Mörder haben sie nie gefunden. Das war vor dreißig Jahren, stell dir vor.* Er schüttelte leicht den Kopf, auf die Art, mit der er solche Sachen sagte — ohne Dramatik, eine Feststellung, weiter nichts, die er mit sich in die Wohnung trug wie andere Leute Einkaufstüten.

Alles gut? fragte er.

Ja, sagte sie. *Ich konnte nicht schlafen.*

Er nickte, berührte im Vorbeigehen kurz ihre Schulter, und ging ins Schlafzimmer.

Sie blieb noch eine Weile sitzen. Markus fragte nicht, wenn er die Antwort kannte — und er kannte sie meistens. Das war keine Kälte, das war die Art, wie man da fragte, wo sie herkamen: direkt, ohne Umweg, ohne das Drumherum. Wenn er nicht wusste, fragte er; wenn er wusste, schwieg er. Christoph fragte anders. Christoph fragte so, dass die Antwort erst beim Antworten entstand.

Das Kreisen begann wieder, an derselben Stelle.

Das nächste Gespräch war ein Donnerstag, und sie war vorbereitet — nicht bewusst vorbereitet, nicht mit einem Plan, aber mit einer anderen Art von Aufmerksamkeit als vorher. Sie hörte jetzt auf eine neue Weise zu: nicht nur auf das, was er sagte, sondern auf das, was er fragte.

Sie sprachen über Döblin, über *Berlin Alexanderplatz*, eine Lektüre, die sie in einem Anflug von Energie in der Vorwoche begonnen hatte und die sie nach fünfzig Seiten abgebrochen hatte, nicht weil es schlecht war, sondern weil es zu viel verlangte, für diese Zeit, für diese Art von Abend.

Zu viel wie? fragte er.

Zu laut, sagte sie. *Zu viele Stimmen gleichzeitig. Das ist absolut brillant, ne, aber ich brauch gerade etwas Stilleres.*

Er ließ das stehen, ohne nachzufragen.

Sie wartete darauf, dass er nachfragte. Er tat es nicht. Und dann bemerkte sie etwas: er hatte, bevor er schwieg, kurz die Hand an den Hals gehoben — eine kleine Bewegung, fast keine, die Finger kurz am Nacken, dann wieder weg. Sie kannte diese Bewegung nicht von ihm. Sie registrierte sie, ohne zu wissen, was sie damit anfangen sollte. Er sah müder aus als sonst, ein wenig flacher im Bild, der Blick minimal abwesender. Sie legte diesen Eindruck beiseite, sofort, weil das Beiseitelegen einfacher war als die Frage, die sich ankündigte: ob das mit ihr zu tun hatte.

Dass er nicht nachfragte, überraschte sie, und sie wusste nicht, was das bedeutete. Es konnte sein, dass er ihr glaubte. Es konnte sein, dass er entschieden hatte, dieses Mal nicht zu fragen. Es konnte sein, dass das Muster, das sie spürte, gar nicht da war, und dass sie etwas sah, das nicht existierte.

Dann sprach sie über Handke, zurück zu *Wunschloses Unglück*, über eine Stelle, die sie wirklich beschäftigte: die Stelle, an der Handke schreibt, dass die Sprache aufgehört hatte, für seine Mutter eine Möglichkeit zu sein. *Das ist wirklich der Kern*, sagte sie, und das kam aus ihr heraus, nicht als Geste, sondern als das, was sie meinte, mit einer flacheren Melodie als sonst, weniger Anstieg, mehr Stille. *Wenn Sprache aufhört, eine Möglichkeit zu sein, dann ist das das Ende, bevor das Ende kommt.*

Er schwieg.

Dann: *Das ist präzise.*

Danke, sagte sie.

Dafür nicht, sagte er.

Die Stille danach hatte eine andere Qualität als die Stille davor. Sie wartete darauf, dass sie sich auflöste. Sie löste sich nicht vollständig auf.

Das Gespräch endete früher als sonst. *Also dann*, sagte sie, die Stimme stieg, suchte etwas am Ende, fand es nicht. Kein weiterer Satz. Er sagte *gut*. Sie tippte auf Beenden.

Sie bemerkte nicht, dass das Verabschieden kürzer geworden war. Sie merkte nur, dass das Tablet auf dem Zweisitzer lag und das Wohnzimmer still war und das Kreisen wieder begonnen hatte, an derselben Stelle, mit derselben Frage.

Was testet er?

Und darunter, leiser, drängender, eine Frage, die sie noch nicht ganz stellte, die aber da war, als Schatten der ersten: *Und was würde er finden, wenn er fertig wäre mit dem Testen?*

Auf diese zweite Frage wollte sie keine Antwort. Deshalb stellte sie sie nicht vollständig.

13

Das Seminar an diesem Montag lief anders als in den Wochen zuvor — lebhafter, mit einer Energie, die er nicht herbeigeführt hatte. Eine Studentin, Yara, hatte in ihrem Referat über Goffmans Stigmakonzept eine Verbindung zu Bourdieus Feldtheorie gezogen, die ihn überraschte: nicht falsch, aber von einer Seite kommend, die er selbst nie benutze.

Das ist ein guter Ansatz, hatte er gesagt — und dann hatte er die Konsequenz für die Gruppe entwickelt, zwanzig Minuten Lehrvortrag, der aus Yaras Gedanken und nicht aus ihm gekommen war, und die zwanzig Minuten hatten das Seminar getragen.

Beim Abschluss hatte er gedacht, ohne es an jemanden zu richten: diese Fragen, die Fragen über Herkunft und Habitus und den Preis des Aufstiegs, sind fei gut.

Nadine meldete sich um neun.

Er nahm das Gespräch an — die Tür war angelehnt. Die Ohrstöpsel lagen in der Schublade. Er hatte sie heute Abend darin liegengelassen, hatte das registriert und dann nicht weiter darüber nachgedacht. Ob er vergessen hatte, sie aufzuladen, oder ob er sie nicht hatte aufladen wollen, war eine Frage, die er sich nicht stellte.

Er hörte ihre Stimme, und die Stimme war, wie sie immer war: warm, direkt, mit dieser ihr eigentümlichen Energie. Die steigende Melodie der Sätze, jetzt mit dem leichten Abstand des Lautsprechers — er hörte das, und er hörte zu. Aber das Hören war anders als in den ersten Monaten: die Melodie war jetzt Information, nicht Körper. Das in der Intonation enthaltene Suchen nach Bestätigung, das er früher als Lebendigkeit gelesen hatte, war jetzt ein Datum wie die anderen Daten. Er bemerkte das, ohne es zu bewerten.

Sie sprach über Silone — *Fontamara*, die Bauern, das Schweigen, die Würde des Arbeitermilieus, das keine andere Sprache kannte als die, die es hatte. Sie sprach darüber ohne Distanz, auf die Art, die er kannte und die ihn immer noch aufhorchen ließ: das war Erkennen, nicht Studium. Kein analytischer Blick von außen, sondern das Sprechen von jemandem, dem dieses Terrain vertraut war — nicht als Gegenstand der Betrachtung, sondern als das, womit man aufgewachsen war. *Sie kennt das von innen*, dachte er. Und dann dachte er nicht weiter,

weil *von innen kennen* für ihn eine Eigenschaft war, keine Kategorie, ein Merkmal dieser Frau, kein Ergebnis von Bedingungen.

Dann sprach sie über Bachmann — *Malina*, das sie gerade las —, und sie sprach gut darüber, echte Begeisterung, das Buch hatte sie getroffen, das hörte er. Und dann sagte sie: *Was mich interessiert, ist dieses Verhältnis zwischen dem Ich und dem Malina, ne — das ist wie eine Spaltung, eine therapeutische fast, das Ich als das Fühlende und Malina als das Ordnende, das Kontrollierende. Das ist eigentlich eine sehr klassische Borderline-Dynamik.*

Er hörte das, und das Stichwort landete — aber anders als die Engels-Stelle in Köln, anders als die Moravia-Stelle im Herbst. Nicht die Frage nach der Substanz hinter dem Begriff, nicht das Suchen nach der Lücke. Die Lücken kannte er inzwischen. Was ihn interessierte, war das Wort selbst: *Borderline*. Sie hatte es auf eine Figur angewendet, auf ein Ich in einem Roman — aber er hörte es und dachte an etwas, das er seit den letzten Wochen mit sich trug, noch unformuliert, noch nicht ganz ernst genommen: dass das, was er an ihr beobachtete — das Spiegeln, das Bedürfnis nach Bestätigung, ihr Verzicht darauf, echtes Interesse an ihm zu zeigen — vielleicht keine Eigenart war, sondern ein Muster. Er wusste es nicht. Er hatte sie unter diesem Vorzeichen noch nicht lange genug betrachtet, um es zu wissen. Und jetzt hatte sie selbst einen Begriff ins Gespräch gebracht, der in diese Richtung wies — unabsichtlich, beiläufig, wie sie Begriffe benutzte. Das interessierte ihn.

Borderline wie? fragte er. Ruhig, ohne Schärfe. Seine Stimme fiel schnell, der Satz schloss sich und wartete.

Eine kleine Pause. *Na, diese Ich-Spaltung. Diese Unfähigkeit, Gefühl und Struktur zu integrieren.*

Bachmann hat das so beschrieben?

Das ist die Lesart, die ich kenne, sagte sie. *Das ist eine sehr verbreitete Lesart.*

Er ließ das stehen, und dann wechselte sie erneut das Thema.

Das war die vierte Pirouette dieser Art — nach der Moravia-Stelle im Herbst, nach der Engels-Stelle in Köln, nach der Borges-Stelle vor einigen Wochen. Das Muster: ein Name, ein Begriff, eine Behauptung über eine Verbindung, und dann, wenn er nachfragte, der Rückzug ins Allgemeine. *Das ist eine sehr verbreitete Lesart.* Das war keine Lesart. Das war eine Geste in Richtung Lesart.

Er dachte kurz an Köln — an die Fragen, die sie ihm gestellt hatte, an das Zuhören, das die Krankheit erzwungen hatte. Das war echt gewesen, das stand fest. Aber es war auch das gewesen, was es war: eine Ausnahmesituation, eine Bedingung, die von außen gekommen war.

Das normale Gespräch, das Gespräch ohne Fieber und Schweigeverabredung, lief wie immer — in ihre Richtung, zu ihrer Lektüre, zu dem, was sie mitbrachte. Köln hatte das Muster nicht korrigiert. Es hatte es kurz unterbrochen.

Nach dem Gespräch saß er am Schreibtisch, und die Stelle unter dem linken Kiefergelenk drückte heute stärker als sonst — nicht mehr nur dumpf, sondern mit einem Zug, der in den Nacken ging, auf der linken Seite, dort wo der Muskel sich seit Wochen nicht mehr ganz entspannte. Er drehte den Kopf, einmal, vorsichtig nach rechts. Es half nicht besonders. Er ließ es.

Und dann, nach dem Gespräch, das Übliche: er öffnete das Manuskript, las den ersten Satz, las ihn noch einmal, ließ es. Er stand auf, ging in die Küche, trank Wasser, kam zurück. Der Satz war noch derselbe. Claudia hatte ihn am Morgen gefragt, ob er gut geschlafen habe — er hatte genickt, aber sie hatte ihn auf eine Art angesehen, die zeigte, dass das die falsche Antwort gewesen war.

Er brauchte eine Erklärung. Nicht weil die Erklärung etwas ändern würde, sondern weil das Unerklärte ihn nicht losließ, weil er ein Mensch war, der Dinge einordnete, und weil dieses Ding sich widersetzte.

Borderline — er dachte das Wort, das sie selbst benutzt hatte, und versuchte es ernsthaft auf sie anzuwenden. Die Instabilität des Selbstbilds: möglich, das Schwanken zwischen dem Zeigen und dem Verbergen, zwischen Begeisterung und dem Rückzug, wenn die Lücke sichtbar wurde. Die Affektregulation: schwer zu beurteilen, er kannte sie nur in bestimmten Situationen. Die Spaltung in Idealisierung und Entwertung: er sah die Idealisierung — sich selbst als Sapiosexuelle, ihn als den Mann, der ihre Intellektualität bestätigte. Entwertung aber hatte er noch nicht gesehen. Das war eine Lücke im Bild, und er war sich bewusst, dass er kein Psychiater war, dass er mit Halbwissen arbeitete, aus Seminarlektüre und dem, was man eben wusste, wenn man lange genug in akademischen Kontexten gelebt hatte. Das war kein solides Fundament. Trotzdem ließ er den Gedanken nicht fallen, denn er hatte in diesem Moment nichts Besseres.

Dann *histrionisch* — älter, weniger im Umlauf, aber schärfer konturiert als *Borderline*, das inzwischen so viele Bedeutungen hatte, dass es kaum noch eine hatte. Das Bedürfnis nach Aufmerksamkeit, die theatralische Qualität des Selbstentwurfs, das Wissen als Bühne — das passte, auf den ersten Blick. Aber dann das Gegenargument, das sich einstellte, sobald er genauer hinsah: eine histrionische Persönlichkeit war in ihrer Emotionalität letztlich oberflächlich, die Affekte schnell wechselnd, die Begeisterung von gestern durch die Empörung von heute ersetzt. Nadines Begeisterung war das nicht. Pasolini war seit Jahren bei ihr, Pavese

ebenso, die Ginzburg-Stelle war kein Effekt gewesen. Das war Substanz, auch wenn es nicht die Substanz war, die sie beanspruchte. Die Schublade passte nicht.

Das Paradox blieb offen, und er ließ es offen — aber das Offenlassen frustrierte ihn, auf eine Art, die er nicht vollständig benannte. Er suchte eine Erklärung, die das Bild schließen würde, die das, was er sah, in eine Form brächte, mit der er umgehen konnte. Und gleichzeitig, darunter, etwas, das er noch weniger benennen wollte: dass das Erklären ein Ende hätte, und dass er das Ende nicht wollte. Noch nicht.

Erneut bemerkte er, nach dem Gespräch, was er schon öfter bemerkt hatte: sie hatte ihn nicht ein einziges Mal nach seiner Arbeit gefragt. Nicht nach dem Seminar, nicht nach dem Buch, nicht nach dem Aufsatz, den er einmal erwähnt hatte. Das war kein einzelnes Datum mehr. Das war ein Muster, so regelmäßig wie ihr Anrufen, so verlässlich wie ihre Begeisterung. Die Tage in Köln zählten nicht dagegen — das Fragen dort hatte das Schweigen gebraucht, das ihre Krankheit ihr auferlegt hatte. Es war keine Neugier gewesen, die aus ihr herausgekommen war. Es war Neugier gewesen, die der Husten freigesetzt hatte.

Er sah sie sehr klar in diesem Moment, und das Sehen hatte eine Einsamkeit: was er sah und was sie ihm zeigte, waren zwei verschiedene Dinge, und es gab niemanden, dem er hätte sagen können, was er sah — am wenigsten ihr.

Dann, kurz, das Unbehagen: die Tests, das Nachhaken, das Kartieren von Lücken in einem Gespräch, das sie für etwas anderes hielt — das war ethisch fragwürdig, das war keine Frage. Aber dann das Gegengewicht, das sich einstellte, bevor das Unbehagen sich festigen konnte: sie hatte nie gefragt, wer er war. Sie hatte ihn als Spiegel benutzt, Monat für Monat, und der Spiegel sollte glänzen und schweigen und bestätigen — und gleichzeitig hatte sie Ansprüche, die er spürte, ohne dass sie je ausgesprochen worden wären. Das war kein Gleichgewicht, das er schuldig war aufrechtzuerhalten.

Er wusste, dass das eine Rationalisierung war. Er ließ sie trotzdem gelten.

Er stand auf, ging zum Regal. Bourdieu, dritte Reihe von oben. Die Hand griff hin, bevor er es entschieden hatte — Muskelgedächtnis.

Er blätterte, fand die Stelle ohne Suchen: der Absatz über den Habitus als inkorporierte Geschichte, über das kulturelle Kapital als das Ererbte und das Erworbene, über den Aufsteiger, der die Geste hat und die Substanz nicht immer, über den Zwischenraum, der kein Raum ist, sondern ein Zustand. Er las den Absatz und dachte an Nadine — die Geste, das Feuer, das Umgehen, das keine Technik war. Dann las er den nächsten Absatz. Und dann war da ein

Gedanke, der sich ankündigte — der Vater, nicht zum ersten Mal an diesem Abend, jetzt aber ohne Umweg: der Vater hatte Aufträge gewonnen durch die Überzeugung in seiner Stimme, durch Pläne, die größer waren, als das Gebäude tragen konnte, hatte Beziehungen als Rohstoff benutzt, Selbstbild und Außenwirkung nie auseinanderhalten können. Klagen hatten sich angesammelt über die Jahre, und die Mutter hatte das aufgefangen, immer wieder, ohne dass der Vater je verstand, warum er sie anzog. Er kannte das. Er hörte an dieser Stelle auf, weil er an diesem Punkt nie weiterging, seit Jahren nicht, weil es keinen Sinn hatte, dorthin zu gehen.

Er legte das Buch auf den Tisch, mit dem Rücken nach oben, aufgeschlagen. Er legte es nicht weg. Er ließ es liegen — als wäre die Frage noch nicht entschieden. Dabei war sie entschieden.

Etwas in ihm zog sich zusammen, kurz, auf eine Art, die er sofort wegschob — nicht weit genug. Was blieb, war kein Gedanke, eher ein Zustand, den er kannte und nicht benannte. Er schob ihn in eine andere Richtung, weil das einfacher war: er ärgerte sich. Über sich selbst, über diesen ganzen Abend, über die Schubladen, die er geöffnet und wieder geschlossen hatte, *Borderline*, *histrionisch*, als hätte er nichts Besseres zu tun, als wäre er ein Erstsemesterstudent, der Klinische Psychologie als Werkzeugkasten für das eigene Leben missversteht. Er war Soziologe. Er hatte Bourdieu aufgeschlagen und wieder hingelegt. Er wusste, wie Kategorien funktionieren, wie sie blenden, wie sie das, was sie beschreiben, verzerren, indem sie es benennen. Und trotzdem saß er hier und diagnostizierte eine Frau, die er begehrte, mit Begriffen, die er halbwegs kannte, auf einem Gebiet, auf dem er nichts zu suchen hatte.

Das war lächerlich. Das ärgerte ihn wirklich.

Er setzte sich, öffnete das Manuskript auf dem Bildschirm, fand den Faden, schrieb.

Bourdieu lag auf dem Tisch, die Seiten leicht gewellt vom vielen Aufschlagen. Er sah nicht hin.

14

Sie hatte es eine Woche vor sich hergeschoben, die Frage, das Gespräch, das sie führen müsste. Eine Woche lang hatten sie telefoniert wie sonst, über Bücher, über Bachmann, über einen Film, den sie gesehen hatte, und das war gut gewesen, hatte getragen, und trotzdem war die andere Schicht darüber gewesen, die ganze Zeit, das Gefühl des Beobachtetwerdens, das sie nicht wegdenken konnte.

Allet hat seine Zeit, dachte sie an einem Dienstagabend, bevor sie anrief, das Tablet auf dem Schoß, Markus noch im Studio. Das war nicht ihr Satz, das war irgendetwas, das sie irgendwo gehört hatte, und es passte nicht besonders, aber es war da, und sie ließ es stehen, weil es das Zögern benannte.

Sie wusste, dass das Gespräch schwierig werden würde. Sie wusste das, und sie rief trotzdem an, weil das Nicht-Anrufen schlimmer war als das Anrufen — und weil man schwierige Gespräche nur dann führt, wenn einem das Ergebnis nicht gleichgültig ist. Sie tippte auf seinen Namen.

Ich muss dich etwas fragen, sagte sie, nachdem die ersten Sätze ausgetauscht waren. Kein Anlauf, kein Umweg — das hätte es schlimmer gemacht.

Frag, sagte er.

Sie sprach langsam, am Anfang. Die Sätze waren kurz und saßen, die Melodie flach, jedes Wortende vollständig ausgesprochen. Sie passte auf.

Ich hab das Gefühl, dass du mich in letzter Zeit untersuchst. Ich weiß nicht, wie ich das anders sagen soll. Nicht kritisch, das ist nicht das Wort. Aber du stellst Fragen, die sich anfühlen wie — als würdest du auf etwas warten. Als wärtest du auf eine bestimmte Antwort, und wenn sie nicht kommt, merkst du dir das.

Stille.

Das ist ein starkes Wort, sagte er. *Untersuchen.* Seine Stimme fiel, schnell, abgeschlossen.

Ich hab kein besseres, sagte sie.

Hast du ein Beispiel?

Das war die Frage, die sie erwartet hatte, und trotzdem war sie einen Moment lang nicht dafür bereit. Sie dachte an Borges, an die Labyrinthe, an das *Welcher Text konkret?* Sie dachte an Bachmann, an den Borderline-Begriff, an das kurze Schweigen danach. Und darunter, als Schatten, kaum formulierbar: warum fühlten sich diese Fragen wie Fallen an? Was verlangten sie, das sie nicht hatte? Der Gedanke kam nicht zu Ende. Der Schatten war da. Der Gedanke nicht.

Wenn ich mit dir über etwas spreche, sagte sie, *und du fragst nach, dann ist das manchmal nicht — es fühlt sich nicht an wie Neugier. Es fühlt sich an wie Prüfen.*

Ich frage nach, weil mich interessiert, was du denkst, sagte er.

Das war glatt und klang wahr und war vielleicht auch wahr, und das war das Problem: sie konnte nicht sagen, ob es Ausweichen war oder eine Erklärung, weil beides so klingen würde. Sie spürte, dass etwas in ihren Händen lag, das sie nicht greifen konnte, das durch die Finger glitt, nicht weil er es wegnahm, sondern weil es keine Form hatte, die dem Greifen Widerstand geboten hätte.

Ich glaub dir das, sagte sie. *Aber ich glaube auch, dass da noch etwas anderes ist. Und ich würd gerne wissen, was.*

Was denkst du, was es ist?

Das war die nächste Brechung, und sie hörte sie, und sie antwortete trotzdem, weil sie, wenn sie in diesem Gespräch bleiben wollte, keine andere Wahl hatte.

Sie sprach schneller jetzt, die Kontrolle ließ nach, hörbar, die Melodie stieg wieder, die Sätze suchten etwas am Ende: *Ich glaube, du willst wissen, ob ich ehrlich bin. Ob ich sag, was ich wirklich denke, oder das, was ich denken soll. Ob das, was ich dir zeige, das ist, was ich bin.* Eine kurze Pause. *Das wäre eine faire Frage, ne. Das frag ich mich auch. Aber es fühlt sich an, als würde ich da keine Chance bekommen, sondern als wäre das Ergebnis schon — als würdest du schon wissen, was du findest.*

Stille. Die Art seiner Stille, die nicht leer war.

Sie sah ihn auf dem Bildschirm, und zum ersten Mal in diesem Gespräch bemerkte sie etwas jenseits seiner Worte: er saß leicht schiefer als sonst, die linke Schulter minimal nach vorne gezogen, und einmal — kurz, fast nichts — bewegte er den Kopf nach rechts, vorsichtig, auf die Art, mit der man eine Verspannung zu lösen versucht. Sie kannte diese Bewegung inzwischen. Er wusste nicht, dass sie sie kannte. Sie deutete sie, wie sie Dinge deutete, die er nicht aussprach: als Ungeduld, als Rückzug, als einen weiteren Beweis, dass das Gespräch ihn belastete und dass sie die Ursache dieser Belastung war. Es fiel ihr nicht ein, dass es noch eine andere Erklärung geben könnte.

Ich weiß nicht, was ich finde, sagte er. Das war ruhig, die Stimme fiel schnell, ohne Unterton, ohne etwas zu beweisen, sei es in die eine, sei es in die andere Richtung.

Das glaub ich dir nicht ganz, sagte sie.

Warum nicht?

Weil du immer weißt, was du denkst. Das ist — das ist eines der Dinge, die ich an dir schätze. Aber jetzt klingt es wie ein Ausweichen.

Stille.

Vielleicht ist es das, sagte er. *Ich weiß nicht, ob das, was ich denke, das ist, was du hören willst.*

Seine Stimme fiel, als er das sagte — schnell, abgeschlossen, fertig. Die Satzmelodie stellte fest, sie bat nicht um Verzeihung. Nadine hörte das, ohne zu wissen, dass sie es hörte.

Das war die ehrlichste Antwort, die sie in diesem Gespräch von ihm erhielt, und es war trotzdem keine Antwort. Christoph hatte nichts zugegeben und nichts verneint, er hatte das

Gespräch in eine Richtung gelenkt, die sich offen anfühlte und es nicht war, und das war so präzise gemacht, dass Nadine nicht sagen konnte, ob es absichtlich war oder ob es einfach seine Art war, und vielleicht war das dasselbe.

Wat ich hören will, sagte sie — das *wat* kam ohne Warnung, und sie ließ es stehen — *ist die Wahrheit. Auch wenn sie unbequem ist. Ich bin nicht jemand, der die Wahrheit nicht verträgt.*

Das weiß ich, sagte er.

Dann sprich sie aus.

Und dann, einen Moment lang, war da eine andere Frage, die sich ankündigte, bevor sie sie ganz dachte — ob er nicht einfach lieber über sich selbst reden wolle, ob sie ihn langweile mit dem, was sie brachte, ob das der Grund war, warum er so still geworden war in letzter Zeit. Die Frage war fast da. Und dann wich sie zurück, innerlich, bevor der Gedanke fertig war — denn wenn er anfinge zu reden, über sein Buch, über seine Arbeit, über das, was ihn wirklich beschäftigte, dann würde ein Abstand sichtbar werden, der bisher keine Form gehabt hatte. Und sie hätte zuhören müssen, wirklich zuhören, und dabei würde sich zeigen, ob sie Schritt halten konnte. Das war der Grund. Nicht die Richtung, in die die Frage wies. Der Abstand dahinter.

Die Erinnerung kam, und sie ließ sie einen Moment stehen — nicht weil sie es wollte, sondern weil sie sich nicht wehren konnte: in Köln, als der Husten ihr das Reden verboten hatte, hatte sie gefragt — nach dem Buch, nach der Mutter, nach dem Elternhaus — und er hatte geantwortet, ausführlich, ohne Zögern, auf eine Art, die zeigte, dass er nur gewartet hatte, gefragt zu werden. Das war kein verschlossener Raum gewesen. Das war ein Mann, der über sich gesprochen hatte, als man ihn fragte, der sich geöffnet hatte, weil sie es wollte, und der ihr etwas gegeben hatte, das sie noch nicht hatte einordnen können. Sie wusste, wie es ging. Sie hatte es gewusst, seit Köln, und das war das, was jetzt schmerzte: nicht die Unwissenheit, sondern das Gegenteil davon. Dass sie es konnte. Dass sie es nur nicht tat.

Sie tat es auch jetzt nicht. Sie ließ die Erinnerung stehen und schob sie dann weg, weil das Fragen dieselbe Richtung hatte wie der Gedanke, den sie gerade weggeschoben hatte — und weil in beiden Richtungen am Ende dasselbe wartete.

Die Wahrheit ist, sagte er, *dass ich diese Gespräche nicht missen möchte. Und dass ich manchmal nachfrage, weil ich das wirklich wissen will, was du denkst. Nicht weil ich auf ein Ergebnis warte.*

Das war vollständig und glatt und ließ keine Öffnung. Nadine hörte es und wusste, dass sie damit entweder weitermachen könnte oder aufhören könnte, und sie entschied, aufzuhören,

nicht weil sie glaubte, was er sagte, sondern weil das Weitermachen dasselbe ergeben würde, in anderen Sätzen.

Gut, sagte sie.

Nicht: *ich glaub dir.* Nur: *gut.*

Sie sprachen noch eine Weile über Bachmann, weil das Gespräch etwas brauchte, auf dem es enden konnte. Nadine sprach mit einer Sorgfalt, die sie sich bewusst auferlegte — präzise, ohne Durchbrüche, die Melodie flach, jedes Wortende kontrolliert, weil sie sich in diesem Gespräch nicht noch einmal unkontrolliert zeigen wollte.

Irgendwann lachte sie einmal, kurz, am Ende einer eigenen Aussage, über die sie nicht sicher war. Das soziale Lachen. Sie hörte es selbst und mochte es nicht.

Also dann, sagte sie schließlich — und die Stimme ging oben, kein Abschluss, eine Frage ohne Fragezeichen.

Ja, sagte er.

Wir reden weiter.

Freilich, sagte er.

Sie tippte auf Beenden.

Das Gespräch hatte stattgefunden, das war sicher. Was es ergeben hatte, war weniger sicher. Sie saß noch auf dem Zweisitzer, das Tablet neben sich, und dachte: *er hat nichts gesagt. Er hat alles gesagt, was man sagen kann, ohne etwas zu sagen.*

Und sie hatte nicht das bekommen, was sie wollte — nicht die Bestätigung, nicht die Verneinung. Nur das Weiterreden, das Christoph immer anbot, das offen war und keine Form hatte, keine Kontur, an der man sich festhalten konnte.

Sie stand auf und ging direkt ins Bett. Das Kreisen würde kommen, das wusste sie schon, bevor sie das Licht löschte. Es kam.

Diesmal an einer neuen Stelle, einem Satz, den sie noch nicht ganz dachte: *Was hätte er sagen müssen, damit ich ihm glaube?*

Sie fand keine Antwort.

Sie hörte, kurz nach Mitternacht, die Wohnungstür — Markus, die Schritte im Flur. Er kam nicht direkt ins Schlafzimmer, sondern blieb kurz in der Küche, das Licht ging an und wieder aus. Dann kam er herein, zog sich aus, legte sich neben sie. Sie tat so, als schliefe sie.

Am nächsten Morgen lag der Brief von der Journalistenschule nicht mehr auf dem Schreibtisch. Er hatte gesagt, er habe abgelehnt — zu wenig Geld, zu unsichere Stelle, er bleibe beim Podcast, da wisse er wenigstens, was er habe. Sie hatte genickt. Was er hatte, wusste sie auch.

15

Die Konfrontation — er nannte es nicht so, aber das war es gewesen — hatte er in den Tagen danach mehrmals durchgedacht, nicht weil dieses Gespräch ihn beunruhigte, sondern weil es Material war, das er noch nicht vollständig eingeordnet hatte.

Was er dachte, war präzise, und er vertraute dieser Präzision.

Nadine hatte gespürt, dass sie beobachtet wurde. Das war interessant. Nicht die Tatsache, dass sie es gespürt hatte — das war erwartbar gewesen, wer lange genug befragt wird, entwickelt ein Gespür für die Struktur der Fragen — sondern die Schlüsse, die sie gezogen hatte. Sie hatte das Testen als Befragung ihrer Aufrichtigkeit gelesen, ihrer Gefühle, ihrer Zuverlässigkeit als Person. Nicht als Test ihres Wissens. Das war die Stelle, an der ihre Deutung daneben lag, vollständig, ohne dass sie es wusste.

Er saß am Schreibtisch und durchdachte das, auf die ruhige Art, mit der er über Dinge nachdachte, die abgeschlossen waren oder abgeschlossen werden mussten. Er dachte an Nadine, und der Gedanke hatte keine körperliche Temperatur. Er dachte an das Gespräch, an die Struktur des Gesprächs, an das, was das Gespräch bestätigte. Das war alles.

Das Regal war im Blickfeld. Er sah nicht hin.

Die psychiatrischen Hypothesen hatten nicht getragen. Das war, wenn er ehrlich war, das Ergebnis. *Borderline* hatte nicht gepasst, weil die Entwertung nie gekommen war — Nadine hatte idealisiert, immer, ihn, die Bücher, das Gespräch, aber die andere Seite der Spaltung hatte sich nicht gezeigt, und ohne sie trug der Begriff nicht. *Histrionisch* hatte nicht gepasst, weil eine histrionische Persönlichkeit in ihrer Emotionalität unbeständig war, die Begeisterung von heute durch die Gleichgültigkeit von morgen ersetzt — und Nadines Begeisterung war das nicht. Pasolini war seit Jahren bei ihr. Die Ginzburg-Stelle war kein Effekt gewesen. Und *narzisstisch* hatte nicht gepasst, weil eine narzisstische Persönlichkeit Dinge liebt, insofern sie sich selbst darin spiegelt — und Nadines Leidenschaft galt den Dingen, nicht der eigenen Wirkung dabei.

Die Schubladen hatten sich nicht geschlossen. Er hatte sie schließen wollen, und sie hatten sich geweigert.

Also wechselte er das Register. Er tat das ohne zu bemerken, dass er es tat.

Sprezzatura — das Wort kam wieder, wie es schon zuvor gekommen war, etwa nach dem Borges-Gespräch. Aber diesmal ließ er es nicht bei dem Paradox stehen, das ihn damals fasziniert hatte — die Frau, die Anstrengung als Leichtigkeit erscheinen lässt, ohne zu wissen, dass sie es tut. Diesmal dachte er es weiter, soziologisch, so wie er es hätte denken sollen, als das Wort zum ersten Mal auftauchte.

Was er damals als Paradox des Charakters gelesen hatte, war kein Paradox des Charakters. Es war ein Paradox der Position. Die *sprezzatura*, die Castiglione als erlernbare Technik des Höflings beschrieben hatte, war bei Nadine das Gegenteil von erlernt — sie war inkorporiert, eingeschrieben, Habitus im buchstäblichen Sinn: eine Haltung, die sich als Natur ausgab, weil sie keine andere Wahl hatte. Wer in Räumen operiert, für die er nicht ausgebildet wurde, lernt das Umgehen, weil das Umgehen das einzige Mittel ist, in diesen Räumen zu bestehen. Die Leichtigkeit, die er bewundert hatte, war keine Leichtigkeit. Sie war Arbeit, die sich selbst vergessen hatte.

Das war schärfer als alles, was er in diesen Monaten über sie gedacht hatte.

Er merkte, dass er damit noch nicht fertig war.

Das Umgehen war ein Mittel. Die Frage war: wozu? Was brauchte die Strategie, um zu funktionieren?

Sie brauchte einen Spiegel.

Er dachte das, und es war sofort klar, mit der Klarheit von Dingen, die man schon lange weiß und die sich nur noch nicht in Worte gefügt hatten. Nadine hatte ihn als Spiegel gebraucht — seine Reaktion, seine Bestätigung, den Blick, der ihr zurückwarf, was sie sehen wollte. Das war nicht Narzissmus, das war etwas anderes: der Zusammenhang zwischen Anerkennung und Selbstbild, die Tatsache, dass das Selbst sich nur in der Bestätigung durch andere stabilisiert — und dass es Positionen gibt, von denen aus diese Bestätigung nie selbstverständlich ist, weil die Strukturen, in denen man operiert, einen nicht vorsehen. Honneth hatte das beschrieben, präziser als jede psychiatrische Kategorie. Und in dieser Sprache war Nadines Spiegelsuche kein Persönlichkeitsmerkmal. Sie war eine rationale Reaktion auf eine strukturelle Bedingung.

Das stimmte. Das stimmte wirklich. Er spürte, wie sich die Teile fügten — das war keine Intuition, sondern ein Argument, das sich selbst trug.

Und dann, bevor er aufhören konnte: noch eine Ebene.

Das letzte Datum. Das, womit er sich am schwersten tat, nicht weil es unklar war, sondern weil es zu nah war.

Sie hatte Intellekt erotisiert — nicht als Strategie, nicht bewusst, sondern weil Intellekt für sie das Medium war, in dem Anerkennung möglich wurde. Das Begehren hatte sich an das geheftet, was Zugang verschaffte: an die Stimme, die präzise formulierte, an den Blick, der verstand, an die Bestätigung, die zeigte, dass man dazugehörte. Illouz hatte das beschrieben — die Verschränkung von kulturellem Kapital und erotischem Begehren, die Art, wie bestimmte Milieus bestimmte Objekte des Begehrens produzieren, wie das Begehren selbst milieuspezifisch geformt ist, ohne dass die Begehrenden das wissen. In dieser Sprache war Nadines sapioerotische Struktur nicht das, was er lange darin gesehen hatte — eine Eigenheit, ein Merkmal, das zu ihr gehörte wie die Stimme oder die Hände. Sie war das Ergebnis einer Bedingung: das Begehren formiert sich dort, wo Anerkennung möglich ist, und wenn Intellekt der einzige Weg ist, in einer bestimmten Welt Anerkennung zu erlangen, dann wird Intellekt erotisch. Das war der Mechanismus. Das war die Erklärung.

Das Bild war vollständig. Jedes Teil an seinem Platz, jeder Begriff der richtige. Er rekapitulierte dies einen Moment lang, und was er spürte, war keine Erleichterung — es war die ruhige Befriedigung von jemandem, der eine schwierige Analyse zu Ende gedacht hat und weiß, dass sie trägt.

Und dann, einen Moment später, etwas, das er sofort wegschob: dass seine eigene Struktur, wenn er ehrlich war, nicht so verschieden war. Dass er die Stimme gehört hatte, bevor er den Inhalt hörte. Dass sein Körper geantwortet hatte, bevor der Kopf gefragt hatte. Dass das, was ihn gehalten hatte — die Energie, das Feuer, die Vehemenz — seinerseits eine Form von Begehren war, das sich an etwas geheftet hatte, das er für Qualität hielt, und dass die Frage, ob das seine Qualität war oder seine Position, eine Frage war, die er nicht stellte.

Er schob das beiseite. Das war eine andere Frage.

Er registrierte noch etwas, beiläufig, das in die Bestandsaufnahme gehörte: sie hatte ihn in all diesen Monaten nie nach seiner Arbeit gefragt. Nicht nach dem Buch, nicht nach dem Seminar, nicht nach dem, was ihn beschäftigte. In der neuen Sprache, die er gerade gefunden hatte, war das kein Vorwurf und kein Datum — es war konsequent. Der Spiegel fragt nicht nach dem Menschen dahinter. Der Spiegel reflektiert.

Er dachte nicht daran, was er ihr gegeben hatte — das Zuhören, das Spiegeln, die Bereitschaft, das Gespräch immer bei ihr zu lassen, Monat für Monat. Er dachte nicht daran, weil der Gedanke in eine Richtung gezeigt hätte, die er an diesem Abend nicht einschlug.

Und dann, in der Stille nach diesen Überlegungen, ganz kurz, der Vater. Nicht als Erinnerung, sondern als Struktur: der Raum, der sich füllte, die Überzeugung, die lauter wurde, wenn die Substanz dünner wurde, die Aufträge, die durch Sprache gewonnen und durch Substanz verloren wurden. Das Begehren, das sich an das geheftet hatte, was Zugang verschaffte — nicht Intellekt, beim Vater, sondern Auftritt, Geste, das sichere Sprechen über Dinge, deren Substanz manchmal dünner war als die Sprache darüber. Das war eine andere Form derselben — er hörte an dieser Stelle auf, weil er an diesem Punkt nie weiterging, seit Jahren nicht, weil es keinen Sinn hatte, dorthin zu gehen. Der Gedanke, der sich angekündigt hatte, kam nicht zu Ende.

Das Telefon zeigte Nadines Nummer. Er sah die Nummer, ließ es klingeln — einmal, zweimal. Er hörte das Klingeln als Klingeln, als Ton, der in dem Zimmer stand und dann aufhörte. Dann drehte er das Telefon mit dem Display nach unten auf den Tisch.

Kein Zögern. Kein Nachsatz. Das war das Ende einer Sequenz, die ihren Abschluss gefunden hatte.

Er sah auf den Bildschirm und öffnete das Manuskript. Der letzte Abschnitt des dritten Kapitels, der seit einer Woche auf seine Revision wartete. Er las den Eröffnungssatz, dann den zweiten, dann sah er, wie der Absatz umzuschreiben war, und schrieb.

Ein Satz kam, ungesucht, als Reflex, nicht als Gedanke, nur als Feststellung: *So ist das*.

Er schrieb weiter.

Im Regal, dritte Reihe, stand Bourdieu. Er sah nicht hin. Er brauchte ihn nicht. Die Analyse war fertig. Soziologisch sauber, in sich geschlossen. Die Frage, die sie nicht stellte, war keine Frage, die er vermisste.

Zu viel Bedarf — das war, was von Nadine blieb, wenn man alles andere wegließ. Die Diagnose, in drei Wörtern. Er ließ sie stehen.

Er schlief in dieser Nacht ruhig durch. Das bemerkte er erst am nächsten Morgen, an der Abwesenheit des dumpfen Ziehens unter dem linken Kiefergelenk, das er in den letzten Wochen als erstes Zeichen des Morgens gekannt hatte. Er stand auf, bewegte den Kiefer einmal, vorsichtig. Nichts. Er dachte nicht weiter darüber nach.

16

Sie hatte das Ticket an einem Donnerstagabend gekauft, nachdem Markus ins Studio gegangen war. Kein großer Entschluss, keine Abwägung — das Gegenteil davon. Sie hatte das Tablet genommen, die Bahn-App geöffnet, Bochum-Erlangen eingegeben, und das Ticket war da gewesen, für den nächsten Morgen, und sie hatte es gekauft, weil das Kaufen einfacher war als das Weiterwarten.

Er hatte das Videogespräch zweimal nicht angenommen. Zweimal eine Nachricht nicht beantwortet. Das Kreisen hatte neues Material bekommen — die Konfrontation aus dem November, Christophs Ausweichen, die Eile, mit der die letzten Gespräche geendet hatten — und es begann wie immer an derselben Stelle: *was habe ich falsch gemacht.* Es kam nie woanders an.

Allet klar, dachte sie, und das war nicht Zuversicht, das war Erschöpfung, die sich als Entscheidung formulierte. *Ich fahr halt hin.*

Die Zugreise dauerte viereinhalb Stunden. Sie saß am Fenster und sah auf das Ruhrgebiet, das langsam aufhörte, und dann auf Felder, und dann auf Städte, die immer bald wieder verschwanden. Sie dachte nicht an Bücher, nicht an Bachmann, nicht an das, was sie ihm sagen würde. Sie dachte an seine Stimme, an die Fallbewegung seiner Sätze, die sie kannte und jetzt vermisste — das Abgeschlossene, das Ruhige, das nach unten zog. Sie dachte an seine Hände am Tisch in Köln. Sie dachte: sie wollte ihn sehen. Nicht reden, nicht erklären, nicht konfrontieren — nur sehen. Als wäre das ausreichend.

Das war nicht naiv. Seine Anwesenheit wäre für sie die einzige verlässliche Information: wenn sie ihn sah, würde das Kreisen aufhören, weil das Kreisen davon kam, dass man nicht wusste, und wenn man sah, wusste man.

Sie trank einen Kaffee aus dem Pappbecher. Draußen wurde die Landschaft weicher, die Hügel anders.

Die Adresse war von der Institutswebsite. Den Weg hatte sie auf dem Telefon.

Es war kurz nach Mittag, als sie vor dem Gebäude stand. Sechziger Jahre, sachlich, mit einem Eingang, der keine Einladung aussprach und auch nicht abweisend war. Sie stand auf dem Gehweg davor, länger als nötig. Das Gebäude hatte er schon einmal erwähnt, in Köln, beiläufig, das Institut, der Weg vom Bahnhof, die Sprechstunde am Freitag. Sie hatte das registriert, wie man Details registriert, die man noch nicht einordnet. Jetzt stand sie davor, und das Vorgestellte

und das Wirkliche deckten sich nicht ganz — das Gebäude war sachlicher, als sie erwartet hatte, weniger wie ein Ort, der jemanden beherbergte, den sie kannte. Sie kannte Reisebüros. Sie kannte die Art von Gebäuden, in die man hineingeht und etwas erledigt. Das hier war anders, und sie spürte das, körperlich, als eine Art Schwelle, bevor sie hineinging.

In dem Sekretariat, das sich zur Lobby hin öffnete, saß eine Frau, die sie freundlich ansah.

Ich suche Professor Baumgärtner, sagte Nadine. *Christoph Baumgärtner.*

Haben Sie einen Termin?

Nein. Wir kennen uns. Ich bin auf der Durchreise.

Die Frau sah auf den Bildschirm, tippte etwas. *Er hat gerade noch Sprechstunde. Ich kann fragen.*

Sie wartete in der Lobby auf einem Kunststoffstuhl neben einer Pflanze, die seit Jahren niemand mehr bewusst wahrgenommen hatte. Das Telefon hielt sie in der Hand, ohne darauf zu sehen. Das war das Warten, das keine Ungeduld hatte — sie war angekommen und wartete jetzt darauf, dass der Ort das anerkennt.

Sieben Minuten. Dann acht.

Dann gedämpfte Schritte auf dem Flur, und durch die Glastür sah sie ihn kommen, und er sah sie, und sein Gesicht machte etwas, das sie in dem Moment nicht lesen wollte, weil das Lesen zu viel auf einmal gewesen wäre.

Es war kein Erschrecken. Es war kein Willkommen. Es war etwas Offenes, das sie nicht schließen konnte — ein kurzer Moment, in dem die Reaktion noch keine Form hatte, und dann hatte sie eine.

Er kam heraus.

Nadine.

Hallo, sagte sie. Sie stand auf. *Ich war in der Nähe. Nürnberg, eine Reisetechnikmesse.* Sie hörte selbst, dass das nicht stimmte, nicht als Lüge, sondern als Konstruktion, die einen Moment zu spät fertig geworden war.

Er sah sie an. *Ich hab noch eine halbe Stunde Sprechstunde.* Er nannte ein Café, erklärte, wo es war. *Ich komme, sobald ich kann.*

Gut, sagte sie.

Er nickte, einmal, kurz, und ging zurück durch die Glastür.

Sie wartete im Café neunzig Minuten. Es war ein normales Café, mit dem Geruch von Kaffee und warmem Holz, und sie bestellte einen Milchkaffee und dann noch einen, und sah aus dem Fenster auf die Straße, die nichts Besonderes war.

Das Kreisen lief weiter, aber leiser jetzt, weil das Warten ein konkretes Ziel hatte: er würde kommen. Das wäre auch für weitere neunzig Minuten genug gewesen.

Sie dachte an die Konfrontation im November, an das *vielleicht ist es das* und das *ich weiß nicht, ob das das ist, was du hören willst*. Sie dachte an die Anrufe, die er nicht angenommen hatte. Sie dachte, ohne es vollständig zu denken: *wat hat das zu bedeuten, ne.* Und dann ließ sie den Gedanken, weil das Café warm war und der zweite Milchkaffee ebenso gut wie der erste.

Er kam um Viertel nach drei, setzte sich ihr gegenüber, legte die Jacke über den Stuhl. Er sah müde aus, nicht krank, die Art von Müdigkeit, die von innen kommt.

Wie war die Messe? fragte er.

Informativ, sagte sie.

Er bestellte einen Espresso. Sie sprachen, und das Gespräch war nicht schlecht — das war das Merkwürdige, es war wirklich nicht schlecht. Sie sprachen über Bachmann, über eine Stelle, die sie in der Vorwoche wiedergefunden hatte, und er hörte zu, und was er sagte, stimmte. Sie lehnte sich beim Sprechen leicht vor, der Oberkörper nach vorne, weil sie wollte, dass es ankam, weil sie sich zeigte, jetzt, in diesem Café in Erlangen, mit dem erkämpften Hochdeutsch und den Intensivierungsformeln, die kamen, wenn sie sicher war. Das war die Nadine, die er gekannt hatte — oder die er hätte kennen sollen. Sie zeigte das, und sie spürte, kurz und körperlich, dass das Zeigen nicht ankam wie früher. Nicht weil sie es falsch machte. Weil er anders zuhörte. Sie schickte das Signal trotzdem.

Er lehnte sich nicht vor. Er saß aufrecht, ruhig, mit dem Espresso vor sich.

Es ist wirklich außergewöhnlich, sagte sie über eine Stelle bei Bachmann, *wie sie Sprache als Verrat beschreibt und gleichzeitig keine andere Möglichkeit hat als Sprache. Das ist das absolute Dilemma.*

Das ist freilich das Zentrum, sagte er — das *freilich* kam, wie es immer kam, ohne dass er es steuerte, und die Fallbewegung seiner Stimme war da, dieselbe Abgeschlossenheit, die sie kannte. Aber die Fallbewegung war schnell, abgeschlossen, ohne das kleine Innehalten, das sie kannte. Sie wartete auf den nächsten Satz. Auch dort: schnell fallend, fertig. Was das bedeutete,

dachte sie nicht zu Ende. Der Klang war noch seiner, und daran hielt sie fest. *Das ist seine Stimme. Das ist der Mann, den ich kenne.*

Ich bin froh, dich zu sehen, sagte sie, irgendwann — und die Melodie stieg, die Stimme suchte, weil das zu wichtig war, um kontrolliert zu bleiben.

Ich auch, sagte er, und die Worte fiel, wie seine Worte immer fielen.

Das *auch* war das Richtige. Es war grammatikalisch richtig, es war nicht kalt, es war nicht falsch. Und trotzdem saß es einen Millimeter daneben, an einer Stelle, die sie spürte und nicht benennen konnte. Für einen Moment war da eine Frage, die sich ankündigte — *sieht er, was ich ihm zeige? Oder sieht er etwas anderes?* — und dann schob sie die Frage weg, weil das Wissen, das hinter ihr lag, alles zunichte machen würde. Der Boden unter ihr hielt. Sie erlaubte ihm zu halten.

Um kurz nach fünf standen sie vor dem Café. Der Abschied war kurz — eine Umarmung, seine Hand kurz an ihrem Rücken. Dann ging er.

Sie sah ihm nach. Kurz vor der Ecke wandte er sich noch einmal um und nickte. Einmal, kein Lächeln, nur das Nicken, und dann war er um die Ecke und weg.

Sie stand noch einen Moment, zog die Jacke fester, und ging Richtung Bahnhof.

Im Zug zurück saß sie am Fenster. Die Dämmerung hatte das Fränkische flach gemacht, die Farben ausgewaschen, die Felder und Dörfer in etwas Unbestimmtes aufgelöst.

Sie dachte an den Blick durch die Glastür — das Offene, das keine Form hatte, den Moment, in dem seine Reaktion noch nicht entschieden war. Sie dachte an das *dich zu sehen auch*, die schnelle Fallbewegung danach. An das Nicken, kurz vor der Ecke, das keine Aussage war und trotzdem eine.

Das Kreisen hatte neues Material: die Glastür, das Café, die Umarmung, das Nicken. Es kreiste wie immer an derselben Stelle — *was habe ich falsch gemacht* — und das neue Material machte es dichter, nicht anders. Die Frage blieb dieselbe. Die Antwort kam nicht, ne.

Und dann, leiser, als der Himmel ganz dunkel wurde: *Che meraviglia*, dachte sie — aber das Wort hatte seinen Glanz verloren. Es klang wie etwas, das man sagt, wenn man nicht weiß, was man sonst sagen soll.

Der Zug fuhr durch das Dunkel.

Die Wohnung war still, als sie ankam. Markus' Jacke fehlte an der Garderobe — er war noch im Studio. Sie stellte den Rucksack ab, zog die Schuhe aus, stand einen Moment in der Diele.

Die Wohnung war dieselbe wie immer. Der Kühlschrank summte. Auf dem Küchentisch waren Markus' Unterlagen, ein halb leeres Glas Wasser, ein Stift ohne Kappe. Sie nahm das Glas, spülte es aus, stellte es auf die Abtropffläche.

Dann setzte sie sich an den Küchentisch und wartete, ohne zu wissen, worauf.

17

Der Vortrag in Göttingen war gut vorbereitet, besser als die meisten, weil er das Thema seit zwei Jahren mit sich trug und weil er in den letzten Wochen zum dritten Mal die Struktur überarbeitet hatte, so dass jetzt jeder Abschnitt das trug, was er tragen musste, ohne mehr zu versprechen.

Er reiste am Donnerstagabend an, übernachtete in einem Hotel in der Innenstadt, einem guten Hotel, das er selbst ausgesucht hatte. Das Zimmer war ruhig, der Schreibtischstuhl bequem genug. Er öffnete den Laptop, lud die Präsentation, ging sie durch.

Die zweite Folie hatte einen Satz, der nicht ganz stimmte — nicht falsch, aber ungenau, eine Formulierung, die mehr versprach, als das Argument dahinter hielt. Er sah das jetzt, nach dem dritten Durchgang, und er schrieb den Satz um, zweimal, beim zweiten Mal saß er. Präziser, ohne Verlust.

Er klappte den Laptop zu, legte sich hin, schlief.

Am nächsten Morgen aß er Frühstück im Hotel, allein, mit dem Tagungsprogramm auf dem Tisch, das er nicht las. Der Kaffee war gut. Draußen war der März, grau und gemäßigt, mit einem Himmel, der nichts vorhatte.

Er fuhr mit dem Taxi zum Tagungsort, einem Universitätsgebäude in der Innenstadt, und wurde von einer Doktorandin begrüßt, die ihn zum Vortragssaal führte. Der Saal war mittelgroß, gut gefüllt, das Publikum aufmerksam. Er kannte zwei Gesichter, alte Bekannte aus der Doktorandenzeit, mit denen er nachher essen und dabei sprechen würde, über das Buch, über die Debatte, die gerade in einer Fachzeitschrift lief.

Er hielt den Vortrag. Er lief gut, die zweite Folie saß jetzt. Fragen danach, gute Fragen, eine davon wirklich gut, von einem Postdoc aus Hamburg, der eine Verbindung zog, die er selbst noch nicht gezogen hatte. Er notierte sich den Namen.

Das war der Vormittag.

Am Abend aß er mit den beiden alten Bekannten in einem Restaurant nahe dem Markt. Sie sprachen über das Buch, über einen Kollegen, der eine Position einnahm, die keiner der drei teilte, aber die man nicht einfach abtun konnte, weil das Argument darunter nicht schlecht war. Und dann über die Debatte, die gerade lief — soziale Reproduktion, die Mechanismen, durch die Kinder in die Welt ihrer Eltern hineingeboren wurden, bevor irgendjemand die Wahl gehabt hätte, etwas anderes zu wollen. Er sprach darüber präzise und gut, wie immer, das war sein Terrain. Das Essen war gut. Der Abend war angenehm und ohne Kanten.

Er kam um halb elf ins Hotel zurück. Das Zimmer war still. Er legte das Telefon auf den Schreibtisch, öffnete den Laptop, sah die Mails durch, antwortete auf zwei, ließ eine dritte für morgen.

Dann warf er einen flüchtigen Blick auf das Telefon. Nadines Nummer hatte dort gestanden, kurz nach neun, als er beim Essen kurz nachgesehen hatte. Er hatte es weggelegt und war ins Gespräch zurückgekehrt.

Er nahm das Telefon jetzt und wartete einen Moment — als wäre das Klingeln noch da, als hätte es eine Dauer, die über das Aufhören hinausging. Er dachte an die Stimme, kurz, wie man an etwas denkt, das man kennt: die Melodie war noch da, der Anstieg, die Textur — aber als bloße Information, nicht als Körper. Nur der Umriss von etwas, das einmal körperlich gewesen war und es nicht mehr war. Er hatte erwartet, dass mehr da sein würde. Es war weniger da als erwartet. Er bemerkte das, und er bemerkte, dass er nicht wusste, ob das ein Verlust war oder eine Erleichterung, und dann war auch dieser Gedanke schon fast weg.

Er legte das Telefon mit dem Display nach unten auf den Nachttisch.

Das war eine Bewegung, die keine Entscheidung war, weil die Entscheidung schon getroffen war, irgendwann, ohne einen bestimmten Moment, an dem man hätte sagen können: hier war es. *Des ist halt so* — das war kein Satz, den er laut dachte, es war ein Reflex, ein Nachklang, der sich einstellte und dann weg war.

Er putzte sich die Zähne, zog sich aus, legte sich hin.

Der Schlaf kam schnell.

Claudia war schon im Bett, als er am nächsten Abend nach Hause kam. Er hatte den Zug um neun genommen, war um kurz vor Mitternacht in Erlangen gewesen. Im Flur hatte Claudia das Licht angelassen. Er stellte seine Tasche ab.

Dann zog er sich leise aus, legte sich neben sie. Ohne etwas zu sagen, schmiegte sie sich kurz an ihn, wandte ihm dann den Rücken zu und schlief sofort wieder ein. Das Zimmer roch nach dem, wonach es immer roch, nach Claudia, nach dem Haus, nach dem Leben hier, das keine andere Form hatte und das er nie vermisste, weil es einfach da war.

Er lag auf dem Rücken, die Augen offen, und sah an die Decke, auf der das Licht der Straße ein schmales, gleichmäßiges Muster bildete.

Er dachte an die zweite Folie, die jetzt saß. Er dachte an die Frage des Postdocs aus Hamburg, die er noch nicht vollständig beantwortet hatte, und daran, dass die Antwort interessant werden könnte, wenn er ihr nachging. Er dachte an das Essen, an das Argument des Kollegen, das man nicht einfach abtun konnte.

Die Stelle, an der anderes hätte sein können, war leer — nicht als Verlust, nicht als Abwesenheit, die eine Form hatte. Einfach kein Gedanke, der kam. Nicht an Göttingen, nicht an den Samowar, nicht an die Stimme, die er aus der vierten Reihe gehört hatte. Nicht an Köln, nicht an die vier Nächte, nicht an die Apothekentüte auf dem Nachttisch, nicht an die Fragen, die sie gestellt hatte, als der Husten ihr das Reden verbot und sie ihm zum ersten Mal das Gespräch überließ. Das alles war nicht da. Die Stelle, an der es gewesen wäre, war leer, ohne Form, ohne Gewicht.

Nach einer Weile wurden seine Lider schwerer. Claudia atmete gleichmäßig neben ihm.

Er schloss die Augen.

Epilog

Die Anfrage kam um Viertel nach zehn, per Mail, von einem Herrn Wollenberg aus Witten, der im April mit seiner Frau nach Sizilien wollte, zwei Wochen, nicht zu teuer, aber auch nicht billig, er habe gehört, dass Taormina schön sei, ob das stimme.

Das über Taormina stimmte, mit Einschränkungen. Nadine öffnete das System, gab die Daten ein, sah, was verfügbar war. April war Vorsaison, das hatte Vor- und Nachteile, sie schrieb das so hin, sachlich, mit den zwei, drei konkreten Angaben, die zeigten, dass man gelesen hatte, was gefragt worden war. Drei Hotels, verschiedene Kategorien, kurze Bemerkungen zu jedem. Sie schickte die Antwort ab. Solche Anfragen kannte sie, solche Männer kannte sie — Witten, Sizilien, zwei Wochen, nicht zu teuer, aber auch nicht billig. Das war ihr Dienstag.

Draußen war der März, noch unentschieden. Die Kollegin neben ihr telefonierte. Der Drucker machte das Geräusch, das er immer machte.

Es war nichts Bestimmtes, das den Gedanken auslöste. Vielleicht das Wort Sizilien. Vielleicht das Licht, das zu dieser Jahreszeit noch flach hereinkam und das Büro wärmer wirken ließ, als es war. Sie dachte einen Moment an Christoph, kurz, ohne Drama — so wie man an etwas denkt, das eine Zeit lang sehr nah war und es nicht mehr ist. Nicht als den Mann, der ihre Geisteskultur bestätigt hatte. Einfach als jemanden, der da gewesen war. Der Spiegel war weg, und ohne den Spiegel gab es auch die Inszenierung nicht mehr — nicht infolge einer Entscheidung oder einer Einsicht, nur als Erschöpfung, die das Nicht-mehr-Können wie Stille aussehen ließ.

Ihr Telefon lag auf dem Tisch. Sie nahm es nicht in die Hand.

E ‘l naufragar m'è dolce in questo mare.

Die Zeile kam, wie sie immer gekommen war — ohne Einladung, ohne Anlass, als wäre sie ein Wetterereignis, kein Gedanke. Still, abgeschlossen, wie eine Tatsache. Kein Anstieg am Ende, kein Suchen. Sie hatte nicht mehr dieselbe Temperatur wie früher, und sie kam trotzdem, auf die Art, wie Dinge bleiben, wenn man aufgehört hat, sie zu brauchen. Sie hielt die Zeile einen Moment lang in sich fest. Dann öffnete sie die nächste Anfrage.

Insomma.

Hedigel

1

Püppchen.

Das Wort kam, ohne dass sie es gerufen hatte. Der Daumen lag noch auf der Stirn des Kindes, das Zeichen war fertig, und trotzdem blieb ihre Hand einen Herzschlag zu lang, weil die Stirn warm war unter dem Daumen und weil das Kind die Augen geschlossen hatte, so still, so vollständig still, als wäre das Kreuzzeichen das Einzige, was es gerade brauchte.

Dann griffen die kleinen Finger zu. Nicht fest. Nur wie eine Frage.

Hedwig löste die Finger des Kindes von ihrer Hand, ruhig, ohne Ungeduld. »Setz dich hin«, sagte sie.

Es hatte über Nacht gefroren. Hedwig merkte es, als sie die Wohnungstür öffnete: die Kälte, die ihr entgegenkam, und auf dem hölzernen Treppenabsatz draußen eine dünne Eisschicht, die im Grau des frühen Morgens matt glänzte. Sie dachte: März, und immer noch das.

Sie trat hinaus und zog die Tür hinter sich zu. Die Eiskruste auf dem Absatz brach unter ihrem ersten Schritt mit einem feinen, trockenen Knacken. Hedwig fasste das Geländer und stieg die Treppe hinunter, den leeren Eimer in der freien Hand, langsam – nicht weil sie Angst hatte zu fallen, sondern weil sie sich ein Fallen nicht erlauben konnte. Jede Stufe dasselbe: das Knacken, das kurze Nachgeben unter dem Holzschuh. Unten, auf dem Kopfsteinpflaster des Hofes, stand die Luft still.

Die Pumpe war nur ein paar Schritte entfernt, neben der Tür zur Küche. Hedwig stellte den Eimer in das steinerne Becken, das unter dem Auslauf lag, griff den Schwengel, drückte ihn herunter. Das erste Mal widerstand er – die Dichtung war kalt –, beim zweiten kam das Wasser, dunkel und eisig, und begann den Eimer zu füllen. Ihre Hände waren nach dem dritten Pumpenzug taub. Schließlich ließ sie den Schwengel los, hob den vollen Eimer aus dem Becken und stellte ihn auf den Boden.

Vom Kuhstall auf der Nordseite des Hofes kamen Geräusche: ein gedämpftes Prusten, das Scharren von Hufen auf Kopfstein, dann Stille, dann wieder ein tiefes Schnauben. Die großen Tore waren geschlossen. Durch die Schlupftür, die Karl Temme hinter sich ins Schloss gezogen hatte, drang ein schmaler Streifen Licht. Die Wärme der Tiere staute sich dahinter, und wenn man nah genug herantrat, roch man sie: den feuchten, schweren Geruch von Fell und Atem, der sich in der Märzkälte fast wie Wärme anfühlte.

Hedwig trat zur Schlupftür und öffnete sie. Karl Temme war beim vierten oder fünften Tier, der Eimer zwischen seinen Knien, die Hände gleichmäßig in Bewegung. Er schaute nicht auf, aber er hatte sie bemerkt und nickte nach rechts, wo die Milchkanne an der Stallwand stand. Hedwig nahm sie. Die Kanne war warm in ihren tauben Händen.

Mökt vandage good, sagte Karl Temme, ohne aufzuhören. *Disse hier gifft moi.* Er tippte mit dem Kinn zur linken Kuh.

Hedwig sagte: »Danke.« Sie zog die Schlupftür hinter sich zu und ging zurück über das Pflaster zur Pumpe. Dort nahm sie die Milchkanne in die andere Hand und hob den Eimer mit der frei gewordenen rechten. Dann die Treppe hoch, langsam, mit dem Gewicht des Wassers. Oben der Treppenabsatz, die Tür, die Kammer.

Der Herd war ihrer. Das stimmte, und es stimmte genau: er stand in der vorderen Kammer der kleinen Wohnung, die ihnen zugeteilt worden war, und kein anderer benutzte ihn. Niemand sonst entschied, wann er brannte. Sie hatte das Recht, ihn anzumachen, wann sie wollte, ohne zu fragen – nicht weil er ihr Eigentum war und sie ihn hätte forttragen können, sondern weil er

in ihrem Raum stand und weil niemand anders ihn anfasste. Darauf legte sie Wert. Darauf legte sie immer noch Wert, auch wenn die Kammer so eng war, dass man, wenn man sich umdrehte, gegen den Tisch stieß und die Decke auf der Seite zum Fenster hin tiefer hing als auf der anderen, weil die Dachschräge tat, was Dachschrägen taten. Für die drei Jüngsten und sie selbst reichte es, gerade so. Herbert, der Zweitälteste, wohnte anderswo in Steinbeck, bei einer Frau, die ein Zimmer hatte. Dass er nicht auf dem Brinkmannhof wohnen konnte, hatte mehr als einen Grund.

Sie stellte den Eimer ab, öffnete die Herdklappe und machte Feuer. Das Holz im Kasten daneben war trocken – Karl Temme hatte es gestern Abend gebracht, das musste man ihm lassen –, die Flamme fasste beim ersten Versuch. Sie klappte die Herdplatte zu, schöpfte Wasser aus dem Eimer in den großen Topf und stellte ihn auf die eine Öffnung. Die Milch goß sie in den kleinen Topf und stellte ihn auf die andere, und wartete.

Hinter der Bretterwand zur hinteren Kammer war es still. Klaus schlief noch. Die Zwillinge schliefen noch. Von der anderen Seite, durch die Wand, hörte man gedämpft Anna Brinkmanns Schritte im Schlafzimmer, ein Knarren, dann wieder Stille. Von unten kam ein Muhen aus dem Kälberstall, kurz, ohne Nachhall. Der Boden dazwischen war dünn; er hatte früher, vor dem Umbau, nur Heu tragen müssen.

Hedwig wartete, bis das Wasser warm war. Dann goß sie einen Teil in die Waschschüssel auf dem Tisch. Die Milch kochte sie ab: volle drei Minuten, sie zählte sie innerlich, rührte die Flocken ein, ließ den Haferbrei quellen. Die Kammer roch jetzt nach warmem Getreide und nach dem Rauch des frischen Feuers, der in den Raum gedrungen war, bevor der Zug eingesetzt hatte. Das war der Morgengeruch. Er war vorläufig, wie alles hier vorläufig war, aber er war Wirklichkeit.

Vorläufig: das war das Wort, das sie brauchte, und sie benutzte es täglich, innerlich, fast wie ein Gebet. Das ist vorläufig. Man musste nicht übersehen, was man sah, man musste nur wissen, dass es nicht blieb. Wer das wusste, konnte weitermachen. Wer das vergaß, war verloren.

Sie öffnete die Tür zur hinteren Kammer.

»Aufstehen«, sagte sie.

Sie kamen der Reihe nach: Klaus zuerst, weil Klaus immer zuerst aufstand, verschlafen und sofort laut, die Holzschuhe noch in der Hand. Dann Uwe, still, der sich setzte und wartete, wie Uwe immer wartete. Petra zuletzt. Vorher, noch halb im Schlaf hatte sie an der Bettkante entlang getastet, dann über den Boden neben dem Bett. Sie fand die Puppe, zog sie zu sich und

legte sie dann aufs Kissen. Sie stand auf. Ihre Haare – nachgewachsen, gleichmäßig jetzt, mit einem geraden Pony, den Hedwig ihr geschnitten hatte.

Hedwig stellte jedes Kind der Reihe nach vor die Waschschüssel. Der Lappen war warm; sie wusch Gesicht und Hände, wrang ihn aus, weiter. Das war die Reihenfolge: Klaus, Uwe, Petra. Kaltes Wasser gab es nicht, nicht bei diesen Kindern, nicht jetzt, nicht nach allem, was gewesen war. Erkältung begann mit Kälte auf der Haut, das wusste sie, das hatte sie am eigenen Körper erfahren, und seitdem wusste sie es mit einer Klarheit, die ihr kein Arzt hätte ausreden können. Als Petra fertig war, kippte Hedwig das Wasser in den Ausgusseimer, der neben dem Herd stand, spülte die Schüssel mit etwas frischem Wasser nach und stellte sie an ihren Ort zurück.

Dann das Kreuzzeichen. Bei jedem Kind, der Reihe nach. Im Regal stand das kleine Bild der Schwarzen Madonna, davor der Eierbecher – weißes Porzellan, ein wenig abgestoßen am Rand. In Gleiwitz hatte neben der Schlafzimmertür ein kleines Keramikbecken gehangen, ein Hochzeitsgeschenk von Vika; es war nicht mitgekommen. Sie tauchte den Daumen ins Weihwasser und zeichnete das Kreuz auf die Stirn: erst die Länge, dann die Quere. Klaus rückte einen halben Schritt näher, damit der Daumen besser traf. Uwe hielt still mit den Gedanken woanders. Petra schloss die Augen.

Das Wort, das Hedwig gedacht, aber nicht ausgesprochen hatte.

Sie löste die Finger des Kindes. »Setz dich hin«, sagte sie.

Alle drei saßen am Tisch. Hedwig schöpfte den Haferbrei in die Schüsseln: drei Portionen, gleich groß, gleich heiß. Sie blieb stehen, faltete die Hände, und die Kinder falteten die Hände.

»Komm Herr Jesus«, sprach Hedwig.

»Komm Herr Jesus«, sprachen die Kinder.

»Sei unser Gast.«

»Sei unser Gast.«

»Und segne, was du uns bescheret hast.«

»Und segne, was du uns bescheret hast.«

Die Kinder begannen zu essen.

Klaus hatte nach dem dritten Löffel die Schüssel halb leer. Uwe aß still und gleichmäßig, ohne aufzuschauen. Petra löffelte langsam, und am Rand ihrer Schüssel hatte sich eine blasse Falte

zusammengeschoben: die Milchhaut, die beim Abkochen entstanden war, die Hedwig nicht vollständig hatte abschöpfen können.

Petra schob sie mit dem Löffel weiter an den Rand.

»Gegessen wird, was auf den Tisch kommt«, sagte Hedwig, ohne aufzuschauen.

Petra aß.

Nach dem Frühstück holten Uwe und Petra ihre Stoffbeutel. Klaus nahm den alten Affen vom Haken, den kleinen Tornister, der ihm aus einer anderen Zeit geblieben war. Sie gingen.

Die Kammer war jetzt warm, der Herd zog gut, das Feuer hatte sich eingerichtet. Unten waren die Kälber wach geworden: ein Scharren, ein Stoßen, das Geräusch von Tieren, die sich drängten. Dann, von nebenan, Heinrich Brinkmanns Stimme, undeutlich, ein tiefes Räuspern, das von der Wand nicht ganz geschluckt wurde.

Das Fenster der vorderen Kammer zeigte nach Westen, auf den Innenhof. Es war niedrig, weil die Traufe niedrig hing, und wer hindurchschauen wollte, musste sich bücken. Hedwig bückte sich.

Draußen, an der Grüninsel zur Straße hin: das Kreuz. Der steinerne Christus, hell gegen den dunklen Sockel, die Arme ausgebreitet im Morgenlicht. Die Birke dahinter stand noch kahl, die Äste dünn und dunkel gegen das Grau des Himmels.

Wie lange das Kreuz dort schon gestanden haben mag. Seit dem Großvater von Anna Brinkmann, vielleicht noch länger. Es hatte dort gestanden, und alles andere war darum herumgebaut worden: der Hof, der Stall, die Obstbäume hinter dem Haus, die Straße, die davor in einer Kurve vorbeizog. Das Kreuz war älter als alles, was Hedwig sehen konnte, und es würde dastehen, wenn das alles längst wieder etwas anderes geworden war.

Sie hatte in ihrem Leben nichts besessen, das so gestanden hatte.

Die vordere Kammer war jetzt still. Der Herd zog noch, das Feuer knisterte leise, in einer Stunde würde es erloschen sein. Von unten die Kälber, ruhiger jetzt als am frühen Morgen, ein gelegentliches Scharren.

Hedwig richtete sich auf. Sie ging zum Herd und stellte neues Wasser auf. Dann nahm sie sich selbst eine Schüssel, füllte sie und setzte sich damit an den Tisch.

2

Als sie gegessen hatte und das Wasser warm war, goß sie es in die Waschschüssel und wusch sich: Gesicht, Hals, Achseln, so gründlich, wie die Kammer es erlaubte. Dann wechselte sie das Oberteil. Das Wasser in der Schüssel war danach noch warm genug für das Geschirr: die Schüsseln, die Löffel, den Milchtopf. Sie wrang den Lappen aus, trocknete alles ab, wischte den Tisch.

Dann holte sie die Blechdose vom Regal.

Die Dose enthielt, was von den Papieren übrig geblieben war: die Heiratsurkunde, die Geburts- und Taufurkunden der Kinder, die Eigentumsunterlagen des Hauses in Petersberg, die nur noch sie interessierten, niemanden sonst. Und die Briefe – nicht viele, und die ersten hatten lange auf sich warten lassen, zu lange –, gefaltet, jeder zweimal, obenauf der letzte, der auch diesmal aus Kalifornien gekommen war. Darunter das Foto, aus dem Album herausgelöst, in ein Leinentuch eingeschlagen, damit es nicht knickte: das Familienfoto aus dem Gleiwitzer Garten.

Das Mutterkreuz war nicht dabei. Das lag daheim im Garten, unter dem Spargelbeet, mit dem guten Porzellan.

Sie nahm den letzten Brief und setzte sich an den Tisch.

Ernst schrieb ohne Klage und so wie er immer schrieb. Er schrieb, dass es ihm gut gehe, nach Lage der Dinge. Er schrieb, dass das Essen in Ordnung sei, nicht gut, aber in Ordnung, das kenne man ja. Er schrieb, dass er Englisch lerne – jeden Tag eine Stunde, die Amerikaner hielten Unterricht für alle, ein junger Offizier aus Ohio erkläre die Aussprache, es sei nicht so schwer, wenn man aufpasse. *Ich sage jetzt schon ganz gut how are you, das klingt fast wie bei einem richtigen Amerikaner.*

Hedwig las diesen Satz und dachte: gut, dass er was lernt. Dann las sie weiter.

Er schrieb von den Orangenplantagen im Süden Kaliforniens, von den langen Bewässerungsrinnen, die das Wasser durch die Reihen leiteten wie kleine Kanäle, jeder Baum bekomme die ihm zugemessene Menge. Er schrieb von einer Maschine, die er gesehen hatte: eine Konstruktion aus Metall und Riemen, die die Apfelsinen vom Baum schüttelte und in Körben auffing, ohne dass ein Mensch hineinsteigen musste. *Das würdest du nicht glauben, wie die das machen. Da sitzt einer oben in der Kabine und zieht an einem Hebel, und die Früchte fallen wie von selbst.* Er schrieb, dass er hoffte, bald heimzukommen. Kein Datum.

Das war alles. Eine Seite, eng beschrieben, die Buchstaben groß und gleichmäßig, die Handschrift, die er immer gehabt hatte, die man bei ihm immer gelobt hatte, so eine schöne Handschrift, jawohl.

Hedwig legte den Brief auf den Tisch und betrachtete ihn.

Sie dachte nicht: er fehlt mir. Das war kein Gedanke, der ihr kam, zumindest nicht so, nicht in diesen Worten. Was sie dachte, war konkreter und schwerer: wann kommt er, und was kommt dann. Das Gespräch vom Herbst 1939 war nicht vergessen. Es war vorbei gewesen, ohne einen Abschluss gefunden zu haben, und das Vorbeisein war eine Art Versprechen gewesen, das keiner von beiden in Worte gefasst hatte: dass es weiterging, das Gespräch, sobald man wieder am selben Tisch saß.

Sie wusste nicht, was sie ihm sagen würde. Sie wusste, dass sie ihm etwas sagen musste.

Das Haus war weg. Sie hatte nicht nachgegeben, und das Haus war trotzdem weg, und das war ein Satz, den sie bis zu diesem Punkt dachte und nie weiter. Bis zu diesem Punkt: sie hatte nicht nachgegeben. Bis hierhin konnte sie denken, und nicht weiter.

In einem früheren Brief hatte Ernst geschrieben: *Jetzt bin ich in Kalifornien, wo der Emil ist.* Sie hatte diesen Satz damals gelesen und den Brief dann in die Dose zu den anderen gelegt.

Emil in Kalifornien. Ernst in Kalifornien. Das passte ihr nicht.

Sie faltete den Brief.

Was in diesem Brief nicht stand: ein Datum. *Bald* stand darin, das stand immer darin, aber Bald war keine Antwort auf die Frage, die darunter lag. Wohin – das war der Gedanke, den sie nicht zu Ende dachte. Das Haus war weg. Steinbeck war vorläufig. Sie hatte ihm keine feste Adresse geben können, keine, die länger gültig war als das nächste Schreiben vom Wohnungsamt.

Die Sätze über die Bewässerungsrinnen, über die Maschine mit dem Hebel – das las sie, wie man einen Wetterbericht las: er lebt, er beschäftigt sich, er kommt zurück. Mehr war nicht zu entnehmen. Was sonst noch in diesen Sätzen steckte – er schrieb über die Maschine mit mehr Sätzen als über seine Rückkehr –, das sah sie nicht, oder sah es nicht, weil es kein Bild war, das sie sich leisten konnte. Den Unterschied kannte sie selbst nicht.

Hedwig nahm das Foto aus dem Leinentuch.

Das Familienfoto aus dem Gleiwitzer Garten, Frühsommer 1939: die Kaffeetafel, die Tischdecke mit der Bordüre. Werner, zwölf Jahre alt. Neben ihm Herbert, zehn, die Hand in der Hüfte, auch auf dem Foto schon. Klaus, noch keine fünf, neben dem Pflichtjahrmädchen Erna, halb an sie gelehnt, was er eigentlich nicht durfte und trotzdem immer tat. Hedwig mit Uwe auf dem Arm. Ernst mit Petra, beide etwas unscharf, weil er gerade Faxen mit ihr machte. Fünf Kinder, alle auf einem Bild – danach nie wieder. Im Hintergrund das Haus. Das Spalier, das Ernst angebracht hatte. Das Fenster im Hochparterre, dahinter das Bad, das man nicht sah.

Das war immer so gewesen: auf Fotos sah man das Bad nicht. Man sah das Haus von außen, die Fassade, das Dach. Was innen war, was sie aufgebaut hatte, was bewies, wer sie waren – das sah man nicht. Das trug man in sich.

Sie hielt das Foto eine Weile.

Dann legte sie es auf den Tisch und faltete die Hände, kurz, ohne die Augen zu schließen, ohne die üblichen Worte: *Lieber Gott, lass ihn zurückkommen.* Das war alles. Kein Vaterunser, kein Ave Maria. Nur dieser eine Satz, der kürzer war als jedes Gebet, das sie kannte, und inniger als die meisten.

Sie legte das Foto zurück in das Leinentuch, den Brief darauf, legte alles in die Dose und schob es ins Regal.

3

An diesem Nachmittag hackte er Holz.

Hedwig sah es durch das Fenster: Karl Temme auf dem Pflaster, den Klotz vor sich, die Axt in beiden Händen. Er hob sie und ließ sie fallen, ohne Eile, ohne Kraftaufwand, der über das Notwendige hinausging. Das Holz sprang auseinander. Er legte die Hälften beiseite, setzte den nächsten Klotz, hob die Axt. Das war alles. Es gab nichts Großes daran, und er machte nichts Großes daraus.

Sie hatte sich gebückt, um durch das Fenster zu schauen, und blieb gebückt, länger als nötig. Nicht weil Holzhacken ein Schauspiel war. Sondern weil der Hof friedlich war und weil das gleichmäßige Geräusch der Axt – der dumpfe Aufschlag, dann das Splittern, dann die Pause – etwas hatte, das man hören konnte, ohne dabei zu denken.

Einundzwanzig Jahre alt, hatte Heinrich Brinkmann ihr gesagt, als Karl im Herbst angekommen war. Aus Hopsten. Hedwig hatte genickt. Mehr hatte sie nicht gefragt, und mehr hatte Heinrich nicht gesagt.

Seitdem war Karl Temme hier als Knecht. Das beschrieb es genau und vollständig. Er stand um halb fünf auf, er molk die Kühe, er fütterte die Kälber, er hackte Holz. Er aß in Brinkmanns Küche, am kleineren Tisch beim Fenster, nicht am Familientisch. Er schlief in seiner Kammer im Wirtschaftsgebäude, zwischen der Scheune und dem Schweinekoben, auf einem Feldbett. Das war die Ordnung des Hofes, und Karl Temme fügte sich in diese Ordnung so ganz und gar, dass man vergaß, nachzufragen, ob er auch eine andere Form kannte.

Was er für Hedwig tat, hatte sich ergeben, ohne dass jemand es besprochen hätte. Jeden Abend, nach dem Abendmelken, wenn sie bereits beim Abendgebet mit den Kindern war, hörte sie seine Schritte auf der Außentreppe: langsam, bedächtig, das Gewicht des Holzes in den Händen. Die Tür, die sie unverriegelt ließ. Das Ablegen des Holzes in den Kasten neben dem Herd, Stück für Stück, damit es nicht polterte. Dann die Schritte wieder, die Treppe hinunter, weg.

Es war nie vereinbart worden. Es war jetzt so.

Hedwig hatte sich nicht darüber gewundert, jemand musste das Holz ja bringen, und dieser jemand war Karl. Was sie nicht dachte: dass er es tat, weil er sie eines Morgens die Treppe hatte hinaufsteigen sehen, den schweren Wassereimer in der einen Hand, Holz in der anderen, und weil ihm das wie zu viel vorgekommen war für eine Frau allein mit drei kleinen Kindern. Das hatte er ihr nicht gesagt, und sie hatte ihn nicht gefragt.

Zu Weihnachten hatte sie ein Stück Kuchen auf einen Teller gelegt, mit einem Tuch bedeckt und ihn unten an die Stalltür gestellt, ohne Kommentar. Am nächsten Morgen stand der Teller auf dem unteren Treppenabsatz, leer, sauber abgewischt. Das war das Einzige, was zwischen ihnen je so etwas wie eine persönliche Geste gewesen war. Und die Puppe, natürlich, die er gemacht und Petra zu Weihnachten gegeben hatte – aber das war etwas anderes, das zählte Hedwig gesondert.

Die Sprosse der Außentreppe, die im Dezember locker gewesen war – Karl hatte sie repariert, ohne etwas zu sagen. Die Türklinke des Eingangs, die nicht mehr richtig gefasst hatte – er hatte sie ausgewechselt. Hedwig hatte es bemerkt, weil sie es bemerkte, wenn Dinge stimmten oder nicht stimmten. Sie hatte gedacht: gut. Mehr nicht.

Petra war lautlos neben sie getreten, die Puppe unter dem Arm. Sie stand so nah, dass Hedwig sie spürte, ohne sie anzusehen.

Draußen hob Karl die Axt, ließ sie fallen. Das Holz sprang.

»Schau mal, wie er das macht«, sagte Hedwig. Sie schaute Petra kurz an, von oben. »Und schau, wie er dich ansieht. Du warst heute Morgen ungezogen. Man kann dir das ansehen.«

Petra schaute. Karl lehnte sich kurz zurück, die Hände in den Lenden, und schaute auf den fertigen Stapel. Dann, fast beiläufig, den Blick zur Seite: zum Fenster. Zu Hedwig und Petra.

Petra senkte den Blick.

Hedwig sagte nichts weiter. Sie richtete sich auf, der Rücken hatte genug vom Bücken.

Durch das Fenster sah sie, dass er mit dem Holzstapel fertig war. Er lehnte die Axt an die Wand des Wirtschaftsgebäudes, sammelte die Scheite in eine Kiepe, trug sie in den Unterstand an der Giebelseite. Das war der Vorrat für die nächsten Tage. Er stapelte das Holz ordentlich, die Scheite quer gelegt für die Luftzirkulation, Kreuzstöße an den beiden Enden. Das tat er nicht für Hedwig, nicht für die Bauern. Das tat er, weil es so gemacht wurde.

Hedwig richtete den Rücken. Durch die Wand hörte sie Schritte aus Brinkmanns Schlafzimmer, dann eine Stimme: die Bäuerin. Und dann, leiser, eine andere Stimme, älter, ruhiger, die antwortete. Dina Brinkmann, die Mutter der Bäuerin, die das Zimmer nebenan bewohnte. Hedwig sah sie täglich in der Küche, beim Kartoffelschälen oder beim Stricken, manchmal, wenn es warm genug war, auch draußen unter den Obstbäumen, das Strickzeug im Schoß. Die alte Bäuerin war fast blind; sie hielt das Gemüse nah ans Gesicht, wenn sie schälte, und wenn jemand den Raum betrat, schaute sie nicht auf, sondern hielt inne und lauschte.

Aber sie und Hedwig sprachen kaum miteinander. Wenn Dina Brinkmann redete – wirklich redete, nicht die kurzen hochdeutschen Sätze, die sie für Hedwig bereithielt –, klang es wie ein Deutsch, das Hedwig nicht ganz zusammensetzen konnte: die Wörter zogen sich, die Vokale stimmten nicht, und was sie verstand, reichte nicht, um zu antworten. Eine Grenze, die beide stillschweigend respektierten.

Mit Karl Temme war das anders. Wenn die alte Bäuerin seine Schritte hörte, rief sie ihm etwas zu, und Karl antwortete, im selben Augenblick, ohne zu zögern, und dann lachten die beiden, über was auch immer. Hedwig verstand es meistens nicht. Aber das Lachen verstand man immer.

Einmal, an einem Sonntag, hatte sie Karl in seinem guten Hemd über den Hof gehen sehen, morgens, noch vor dem Frühstück. *Recke*, hatte Heinrich Brinkmann gesagt, als sie gefragt hatte. Zur Kirche. Evangelisch.

Hedwig hatte genickt. Sie hatte kurz gedacht: evangelisch, wie Ernst. Und dann hatte sie gedacht, was Ernst ihr gesagt hatte, damals in Heinrichau, als er ihr erklärt hatte, dass er nicht katholisch sei und dass er wisse, dass das ein Problem sei, dass er aber kein Problem daraus

machen werde, dass Hedwig die Kinder, die kommen würden, in ihrem Glauben erziehen könne, dass er, wenn sie wolle, an den Gebeten teilnehmen und mit ihr zur Messe gehen werde.

Er war mitgegangen, sonntags, immer. Er hatte die Hände gefaltet und die Lippen bewegt und gekniet, wann man kniete. *Hedigel*, hatte er sie damals in Heinrichau genannt, zum ersten Mal, an einem Abend, den sie noch kannte. Den Namen hatte sie behalten.

Karl Temme ging allein nach Recke. Das war etwas anderes. Nicht schlechter, nicht besser. Aber etwas anderes.

An diesem Abend hörte sie seine Schritte auf der Treppe, wie jeden Abend. Das Ablegen der Scheite, Stück für Stück. Die Tür, die sich schloss. Die Schritte, die die Treppe hinuntergingen und über das Pflaster des Hofes, bis sie nicht mehr zu hören waren.

Die Kinder schliefen. Der Herd zog. Der Kasten neben dem Herd war voll.

4

Brinkmanns Küche war größer als ihre eigenen beiden Kammern zusammen. Das war der erste Gedanke, den Hedwig immer hatte, wenn sie vom Hof her die Tür öffnete und eintrat: wie viel Platz hier war. Der Herd, breit, mit vier Öffnungen. Der Tisch in der Mitte, acht Personen hätten daran gesessen. Das Regal entlang der Wand, die Schüsseln nach Größe geordnet, die Töpfe an Haken, alles an seinem Platz. Ein Wachstuchbezug auf dem Sofa beim Fenster, abgewischt, praktisch, ohne Anspruch.

Hedwig hatte in diesem Raum in den vergangenen Monaten jeden Handgriff gelernt: wo die Schlämmkreide stand, welche Pfanne für welchen Zweck, sie hatte gelernt, wie der Herd zog. Sie arbeitete korrekt und ohne Umschweife, weil das die Abmachung war und weil Hedwig Abmachungen einhielt.

Als Hedwig eintrat, stand Anna Brinkmann am Tisch und schälte Möhren. Sie war im fünften Monat, sichtbar jetzt unter der Schürze, eine Wölbung, die sie in ihrer Bewegung noch nicht einschränkte, die aber da war. Hedwig hatte es vor drei Wochen bemerkt, an einem Morgen, als die Bäuerin sich gebückt hatte, um etwas vom unteren Regal zu nehmen, und sich wieder aufgerichtet hatte. Die Schürze blieb hängen, wo sie sonst nicht hängen blieb. Die Bäuerin griff danach und richtete sie, ohne nachzudenken. Hedwig hatte das gesehen und gewusst, was es bedeutete. Sie hatte nichts gesagt, und die Bäuerin hatte nichts gesagt.

Petra kam hinter Hedwig herein und stieg auf das Sofa, setzte sich an den Rand, die Knie angezogen. Seit Montag hatte sie Schnupfen, und Hedwig hatte sie zu Hause behalten, obwohl

der Schnupfen besser geworden war. Besser war nicht gesund. Petra hatte die Puppe dabei. Sie stellte sie aufrecht gegen die Lehne, richtete ihr Kleidchen, schaute sie an. Dann sagte sie etwas, unhörbar, direkt zu ihrem Gesicht. Die Puppe schaute zurück, mit ihren runden Rußaugen, die keine Tiefe hatten.

»Mutter ist heute nicht da«, sagte die Bäuerin, ohne aufzuschauen. »Heinrich hat sie zum Arzt gefahren.« Sie legte das Messer ab und wischte die Hände an der Schürze. »Die Tüften, wenn Sie die schälen und nachher braten könnten.«

Hedwig schälte Kartoffeln. Es war eine ganze Schüssel voll, und sie schälte so, wie sie das immer tat: das Messer nah an der Schale, keine Verschwendung, gleichmäßige Streifen. Die geschälten Kartoffeln legte sie auf das Brett und schnitt sie in Stücke, so wie sie es immer gemacht hatte – klein genug, damit sie schnell gar wurden.

Die Bäuerin kam an die Anrichte, um die Möhren abzulegen, und schaute einen Moment auf das Brett. Dabei streckte sie den Arm aus, um an Hedwig vorbeizugreifen, nach dem Salztopf, der hinter ihr stand.

Hedwig wich zurück, eine Sekunde lang, kaum merklich, der Körper schneller als der Gedanke. Dann stand sie wieder, wo sie gestanden hatte.

Die Bäuerin hatte es nicht bemerkt. Sie nahm den Salztopf und schaute auf das Brett.

»Die lassen wir noch ganz«, sagte sie beiläufig. »Dat kocht sich hier so.«

Hedwig sagte: »Ja.«

Sie ließ die restlichen Kartoffeln ganz. Das war möglich. Man konnte es so machen oder so, es war eine Frage der Methode, keine Frage des Könnens. Den Unterschied zwischen beidem kannte Hedwig. Die Bäuerin musste ihn nicht kennen.

Der Pfarrer in Tarnowitz, Pfarrer Gorecki, hatte einmal in der Messe über Demut gesprochen. Hedwig war vierzehn gewesen, und sie hatte zugehört, wie sie immer zuhörte: vollständig, weil man vollständig zuhörte, wenn der Pfarrer sprach. Er hatte gesagt, Demut sei keine Schwäche. Demut sei das Wissen, wer man vor Gott sei, und dieses Wissen schütze einen vor der Verwechslung von Rang und Wert.

Sie hatte das nicht vergessen. Es war eines der Dinge, die sie mit sich trug, nicht als bewussten Gedanken, sondern als Haltung: dass der Rang, den andere einem zuwiesen, nichts über den

Wert aussagte. Demut war das Wissen um den eigenen Wert trotz des zugewiesenen Rangs. Das hatte ihr geholfen, in Tarnowitz, in Heinrichau, in der engen Dienstwohnung. Es half ihr hier.

Aber das hier war nicht einmal das. Das waren Kartoffeln, und Kartoffeln kannte sie.

Anna Brinkmann hatte die Mittlere Reife. Das hatte Heinrich einmal beiläufig erwähnt, und Hedwig hatte es zur Kenntnis genommen und dabei belassen. Mittlere Reife. In Tarnowitz hatten wenige Frauen die Mittlere Reife. In Heinrichau hatte die Großherzogin keine Mittlere Reife gehabt, weil Großherzoginnen andere Wege gingen, und trotzdem – oder deswegen – hatte sie einen Raum verändert, wenn sie eintrat, ohne dass man hätte sagen können, wie.

Die Hand der Bäuerin kannte den Weg zum Salz, ohne dass die Augen mitgehen mussten, und diese Selbstverständlichkeit war echt, das sah Hedwig, das zweifelte sie nicht an. Aber es war nicht dasselbe. Es war etwas anderes als das, was in den Räumen in Heinrichau gewesen war, in der Art, wie die Großherzogin eine Teetasse hingestellt hatte, in dem Ton, in dem sie etwas gesagt hatte, das man nicht vergaß, auch wenn man sich an die Worte nicht mehr erinnerte.

Was genau anders war, hätte sie nicht benennen können. Es war einfach anders.

Petra hatte die Puppe inzwischen auf das Sofapolster gelegt und kniete über ihr, die Hände auf den Knien. Sie beugte sich ein wenig vor, der Abstand zwischen ihr und der Puppe kleiner als nötig und redete leise und ernsthaft auf sie ein. Dann nahm sie die Puppe, hielt sie einen Moment auf Augenhöhe und betrachtete sie, ohne zu lächeln. Die Rußaugen schauten zurück.

Petra stellte sie wieder auf.

»Das Abkochwasser«, sagte die Bäuerin später, ohne aufzuschauen, »kommt in den Eimer.«

Hedwig hatte den Topf schon in der Hand, auf dem Weg zum Ausguss. Bei ihr war das Wasser immer weggekippt worden.

»Ja«, sagte Hedwig.

Sie schob den Eimer unter den Topf und kippte um. Wofür man es hier aufbewahrte – ob es in den Teig kam oder zu den Tieren –, das sagte die Bäuerin nicht, und Hedwig fragte nicht.

Die Hand gehorchte. Der Rest brauchte einen Moment länger.

Petra, auf dem Sofa, schaute auf. Hedwig spürte den Blick, ohne sich umzudrehen. Das Kind saß da und schaute, wie es immer schaute, mit dieser Aufmerksamkeit, die nichts verstand und alles

sah. Hedwig hielt das Messer in der Hand und schnitt die gekochten Kartoffeln in Scheiben, gleichmäßig, ohne Hast, die Schultern gerade.

Sie dachte: gleich gehe ich wieder rauf in meine Kammer. Gleich.

Die Großherzogin – Feodora, die Frau des sächsischen Großherzogs, mit dem dunkelblonden Haar und den langen Händen – hatte in Heinrichau nie erklärt, wie etwas gemacht wurde. Sie hatte es gezeigt, einmal, ohne Worte, und danach hatte man es gewusst. Nicht weil die Großherzogin Strenge geübt hätte, sondern weil die Art, wie sie es zeigte, einen dazu brachte, es richtig machen zu wollen.

Das war der Unterschied.

Hedwig schnitt weiter und begann, die Kartoffeln zu braten. Die große Pfanne mit den Zwiebeln war heiß, Hedwig rührte, Zwiebeln und Kartoffeln rochen aromatisch. Das war ein guter Geruch. Brinkmanns Küche roch ordentlich, das musste man sagen. Der Herd war ein guter Herd, größer als ihrer, mit besserem Zug. Die Bäuerin hielt ihre Küche in Ordnung. Das erkannte Hedwig an, weil sie Ordnung anerkannte, wo sie sie sah.

Die Bäuerin war jetzt am Tisch und knetete Teig. Ihre Hände gingen in gleichmäßigen Bewegungen durch die Masse, drücken, falten, drücken. Sie knetete gut, das sah man: die Bewegungen kamen aus den Schultern, nicht aus den Handgelenken.

Hedwig hatte gelernt zu backen, in Tarnowitz, neun Geschwister und der Vater tot. Man lernte dort alles, was man brauchte, weil man keine Wahl hatte. Und dann Heinrichau, wo man gelernt hatte, dass das, was man konnte, auch in einer anderen Welt seinen Platz hatte, wenn man es richtig einsetzte.

»Fertig«, sagte Hedwig.

Sie hatte die gebratenen Kartoffeln in eine Schüssel gegeben und mit einem Teller bedeckt, dann die Pfanne, den Rührlöffel und das Messer gereinigt. Die Bäuerin schaute auf, schaute zur Schüssel, nickte. »Danke.«

Hedwig stellte die Pfanne zurück an ihren Platz, ins Regal. Sie nahm Petra an der Hand und zog sie vom Sofa. Das Kind nahm die Puppe, schaute kurz zur Anrichte, wo die Bäuerin weiter Teig knetete.

»Ach so«, sagte die Bäuerin, ohne aufzuschauen. »Die Möhrenschalen.« Sie zeigte mit dem Kinn auf die Schüssel, die neben dem Herd stand. »Wenn Sie schon rausgehen – zum Kaninchenstall.«

Hedwig nahm die Schüssel.

Der Käfig mit den Kaninchen hatte seinen Platz im Kälberstall unter Hedwigs Kammern. Die Kälber hörte man schon von der Tür: das Scharren der Hufe auf dem Stroh, ein gelegentliches dumpfes Drängen, Tier gegen Tier. Hedwig trat ein, Petra hinter ihr.

Was sie sah, brauchte keine Worte zur Erklärung. Ein Kaninchen bewegte sich zwischen den Kälberbeinen, die Ohren flach angelegt, der Körper geduckt. Der Käfig stand offen. Klaus kauerte auf dem Stroh und versuchte, das Tier zu greifen. Uwe stand an der Stallwand und schaute zu.

Das Kaninchen war eben noch in Klaus' Armen gewesen. Das sah man an der Art, wie er die Hände ausstreckte: die Handflächen nach oben, die Finger leicht gebogen. Klaus hatte von allen Kindern das größte Bedürfnis gehabt, etwas zu halten. Das war schon immer so gewesen.

Das Kaninchen lief in eine Ecke. Klaus war aufgestanden und bewegte sich nun langsam, ruhig, und dann hatte er es, beide Hände unter dem Bauch.

Klaus setzte das Kaninchen in seinen Stall und trat einen Schritt zurück.

Schweigend und mit festem Gesicht schüttete Hedwig die Möhrenschalen in den Stall und schloss den Riegel. Dann wandte sie sich Klaus zu, der reglos stehengeblieben war, und ohrfeigte ihn einmal – ohne Zögern, ohne Zorn, Wange, flache Hand, weil sie das, was sie in Gleiwitz dafür verwendet hätte, dort hatte zurücklassen müssen.

»Wir können es uns nicht leisten, den Brinkmanns etwas zu schulden«, sagte sie.

Das war der Satz.

Klaus führte die Hand nicht zur Wange. Er kannte den Grund der Ohrfeige. Nicht weil er böse gewesen war. Er hatte vergessen, was ihre Lage war.

Petra stand dabei. Hedwig beachtete sie nicht.

Auf dem Weg zurück, die Außentreppe hoch, dachte Hedwig kurz an etwas, das Frau Dr. Vieweger einmal gesagt hatte, in Gleiwitz, beim Aufräumen nach einem Heimabend der Frauenschaft: dass ein Kind wissen müsse, warum es bestraft werde. Das sei der Unterschied zwischen Erziehung und Ärger. Klaus wusste es. Das war in Ordnung.

Auf dem Treppenabsatz stand ein Karton.

5

Ein brauner Karton, groß, mit vielen ausländischen Briefmarken und einer Adresse in einer Handschrift, die sie nicht kannte: *Mrs. Hedwig Pätzold, bei Brinkmann, Steinbeck, Kreis Tecklenburg, Germany.* In der linken oberen Ecke, in derselben Handschrift wie die Adresse: *Emil Pätzold, 1847 Mission St., San Francisco, CA.*

Hedwig las den Namen, hob den Karton auf, er war schwer. Sie trug ihn in die Wohnung und setzte ihn auf den Tisch. Die Kammer war eng, der Tisch zu nah am Herd, und wenn man sich umdrehte, stieß man gegen die Bretterwand zur hinteren Kammer. Das war so, und das würde so bleiben, vorläufig. Aber es war ihre Kammer.

Die Kinder drängten sich um den Tisch. Klaus streckte die Hand nach dem Karton aus. Hedwig sagte nichts, aber er zog sie zurück. Petra stellte sich daneben und schaute auf den Karton, die Arme an die Seiten gepresst. Hedwig holte das Küchenmesser und schnitt die Schnur durch, die den Karton zusammenhielt, und öffnete die Laschen.

Zuoberst lagen zwei Tafeln Schokolade. Flach, in braunem Papier, mit dem Aufdruck *Hershey's*. Hedwig legte sie beiseite und griff tiefer in den Karton.

Eine zylindrische Blechdose, größer als eine Konservendose. Der Deckel war leicht nach innen gewölbt. Hedwig drehte sie in den Händen. Sie hatte so eine Dose noch nie gesehen. Das Metall war kalt und glatt, Hedwig las die Worte *Folgers Coffee*. Sie waren nicht auf ein Etikett aus Papier gedruckt, sondern direkt auf das Blech lithografiert. Die Dose sah aus, als wäre sie gestern erst hergestellt worden. Hedwig stellte sie beiseite, für später, für sich.

Dann, eingewickelt in Zeitungspapier, acht weitere Dosen, alle gleich: *Skippy Peanut Butter*. Hedwig nahm eine in die Hand. Am Rand des Deckels war ein kleiner Metallschlüssel befestigt, wie bei einer Sardinenbüchse, nur größer. Sie kannte das. Sie löste den Schlüssel, schob die Lasche durch und rollte den Streifen ab, einmal rund um die Dose, bis der Deckel sich heben ließ.

Der Geruch kam ihr entgegen: nussig, schwer, leicht süßlich. Sie tauchte den Finger hinein und kostete.

Fremd. Aber gut. Sehr gut.

Sie schaute die Dose an, ohne zu denken, und dann dachte sie doch: acht Dosen. Das war eine Menge.

Darunter, zusammengefaltet, etwas Dunkelblaues, Großes. Sie hob es heraus und hielt es vor sich: ein Mantel. Dunkelblau, schwere Wolle, mit breiten Schultern, die Knöpfe aus schwarzem Kunststoff. Das Tuch war dicht und fest, fast wasserabweisend; sie kannte keinen deutschen Stoff von dieser Qualität mehr, nicht seit Jahren. Der Kragen roch, wenn man nah genug herankam, nach einer fremden Wäsche, leicht, kaum noch wahrnehmbar. Sie legte den Mantel über den Stuhl.

Ganz unten, an der Seite: zwei Paar Kinderschuhe. Braune Lederhalbschuhe, zum Schnüren, mit einer Sohle, die beim Drücken leise federte. Im linken Schuh des ersten Paares stand, mit Tinte eingetragen: *Billy*. Hedwig schob den Schuh zu Uwe: zu groß, noch, der Junge war zu klein für diese Schuhe. Aber das würde sich ändern.

Kein Brief.

Woher Emil ihre Adresse hatte, war ihr ein Rätsel. Ernst musste sie ihm gegeben haben, aus der Gefangenschaft, irgendwie, auf einem Umweg, den sie nicht kannte. Ernst hatte also an Emil gedacht. Hatte ihm geschrieben, oder hatte jemand anderem geschrieben, der Emil kannte. Hatte die Adresse weitergegeben, die Adresse eines Bauernhofs in Steinbeck, wo seine Frau mit drei Kindern in zwei Kammern wohnte, und Herbert, der Zweitälteste, irgendwo in einem anderen Haushalt.

Was zwischen den Brüdern gewesen war, hatte das Paket nicht verraten.

Hedwig stand mit der offenen Erdnussbutterdose und dachte an Emil. Nicht warm, nicht kalt. Emil war der Leichtsinnige, der nie zurückgekommen war, der auf ein Schiff gegangen und in Kalifornien geblieben war, weil er so einer war, und jetzt hatte dieser Mann Erdnussbutter geschickt und einen Mantel und Kinderschuhe. Das passte nicht zu dem Bild, das sie von ihm hatte. Aber das war vermutlich nicht sein Problem.

Sie stellte die Dose zurück auf den Tisch.

»Kommt«, sagte sie.

Sie brach die Schokolade in Stücke und legte jedem ein Stück hin: Klaus, Uwe, Petra. Petra nahm das Stück und hielt es in der Hand, bevor sie es in den Mund steckte. Sie schaute es an, die kleinen Finger fest darum, als wollte sie erst verstehen, was es war.

»Iss«, sagte Hedwig.

Petra aß.

Die drei kauten, still, mit einer Konzentration, die Hedwig sah, ohne etwas zu sagen. Klaus hatte die Hand schon nach mehr ausgestreckt, bevor das erste Stück ganz weg war. Uwe aß langsam und gleichmäßig, wie Uwe alles tat. Petra hielt die letzte Ecke noch einen Moment zwischen den Fingern, dann war auch die weg.

Die sieben noch geschlossenen Erdnussbutterdosen stellte sie neben die Kaffeedose, ordentlich, die Beschriftung nach vorn. Den Mantel hängte sie an den Haken neben der Tür. Die Kinderschuhe stellte sie in der hinteren Kammer unter eines der Betten.

Den leeren Karton faltete sie zusammen. Dann blieb sie einen Moment am Tisch stehen.

Acht Dosen. Das reichte, wenn man es einrichtete.

Sie fing an, es einzurichten.

Beim Abendessen aß Klaus drei Stück Weißkäsebrot, weil Hedwig es zuließ. Als die Teller leer waren, faltete sie die Hände, und die Kinder falteten die Hände.

»Wir danken dir, Herr Jesu Christ«, sprach Hedwig.

»Wir danken dir, Herr Jesu Christ«, sprachen die Kinder.

»Dass du unser Gast gewesen bist.«

»Dass du unser Gast gewesen bist.«

Und dann sprach Hedwig: »Und Dank sei dem, der an uns gedacht hat.«

Die Kinder warteten, ob noch mehr kam. Es kam nichts mehr.

Klaus fragte: »Wer hat an uns gedacht?«

»Jemand«, sagte Hedwig.

Sie stand auf und fing an, die Teller abzuräumen.

6

Die Dose stand, mit einer Untertasse zugedeckt, auf dem Regal, neben der Kaffeedose, und Hedwig schaute sie jeden Morgen an, wenn sie Feuer machte. *Butter* stand auf dem Etikett, das verstand sie, obwohl es Englisch war. Butter strich man aufs Brot. Das war eindeutig.

Am zweiten Morgen, nachdem sie das Paket erhalten hatte, saßen die Kinder wie jeden Morgen am Tisch. Hedwig schnitt Brot und strich die Erdnussbutter darauf, mit dem Messer, so wie man

Butter aufstrich. Die Beschaffenheit war anders als die von Butter – zäher, schwerer, sie ließ sich nicht so leicht verteilen – aber es ging. Sie gab jedem Kind eine Scheibe.

Klaus aß sofort, ohne etwas zu sagen. Uwe aß, wie Uwe aß. Petra schob die Scheibe hin und her, nahm sie schließlich in die Hand, leckte, als Hedwig gerade nicht hinsah, einmal am Rand, dann aß sie.

Das ging.

Butter war aber mehr als ein Brotaufstrich. Butter war ein Kochfett, das wusste jede Frau, die kochen konnte. Hedwig stellte die Pfanne auf den Herd, ließ sie heiß werden, und gab einen Löffel Erdnussbutter hinein.

Was dann geschah, geschah schnell.

Die Paste schmolz nicht wie Butter – sie dunkelte sofort, verfärbte sich von beige zu braun zu einem tiefen Rotbraun, das keine gesunde Farbe war, und begann zu rauchen, mit einem Geruch, der weder nach Nuss noch nach Fett noch nach irgendetwas Bekanntem roch, sondern nach verbranntem Zucker und etwas Scharfem, das die Augen reizte. Die Kartoffelscheiben, die sie voreilig hineingelegt hatte, klebten sofort am Boden fest.

Hedwig zog die Pfanne vom Feuer. Sie kratzte den Inhalt heraus, in den Abfalleimer, und wusch die Pfanne zweimal, mit kaltem Wasser und dann mit heißem.

Klaus hatte an der Tür gestanden und zugeschaut. Er sagte nichts. Er war zwölf und wusste, wann Schweigen angebracht war.

Hedwig stellte die saubere Pfanne zurück auf den Herd. Schweigend griff sie nach dem Butterfass.

Den nächsten Versuch unternahm sie mit dem Haferbrei.

Sie rührte einen Teelöffel der Paste unter den fertigen Brei, kurz vor dem Servieren. Sie löste sich nicht vollständig auf, bildete braune Schlieren im weißlichen Grau. Sie schöpfte den Brei in die Schüsseln und wartete.

Klaus aß, ohne aufzuschauen. Uwe aß gleichmäßig, wie immer. Petra löffelte einmal, zweimal, dann immer wieder. Dann schaute sie auf.

»Mehr«, sagte Petra.

Das war das größte Lob, das man in dieser Kammer vergeben konnte.

Hedwig rührte weiter und summte dabei, halblaut, fast ohne es zu merken: *Großer Gott, wir loben Dich*, die erste Zeile, die Melodie, die sie seit ihrer Kindheit kannte. Dann verstummte sie, rührte aber weiter, bereit, weitere Schüsseln zu füllen.

Von nun an gab es Erdnussbutter-Haferbrei jeden zweiten Morgen. Hedwig reichte ihn so, als hätte sie es immer so gemacht.

Nach zwei Wochen war die erste Dose fast leer. An einem Vormittag stand Hedwig in ihrer Kammer und versuchte mit dem Löffel den Rest herauszuschaben und in eine Tasse zu streichen. Der Löffel kam nicht in die Falze, wo die Paste sich festgesetzt hatte. Sie nahm die Dose und die Tasse und stieg die Treppe hinunter.

In Brinkmanns Küche saß die alte Bäuerin am Tisch, hielt das Gemüse nah ans Gesicht, das Messer in gleichmäßiger Bewegung. Sie schaute nicht auf, als Hedwig eintrat; sie lauschte, den Kopf leicht geneigt.

»Frau Pätzold«, sagte die alte Bäuerin.

»Guten Morgen«, sagte Hedwig. »Ich möchte einen Augenblick den Teigschaber nehmen, wenn er frei ist.«

Sie nahm ihn vom Haken, fuhr damit in die Dose, am Rand entlang, in die Ecken. Die alte Bäuerin schälte weiter, ohne aufzuschauen, und dann hob sie die Nase, kaum merklich.

»Wat is dat«, sagte die alte Bäuerin. »Dat riekt nao Nötten.«

Hedwig brauchte einen Moment, um es zusammenzusetzen. »Eine amerikanische Butter«, sagte sie. »Aus Nüssen gemacht. Mein Schwager hat sie geschickt. In Amerika gibt man den Kindern morgens Nussbutter in den Brei. Wegen des Nährwerts. So macht man das dort.«

Die alte Bäuerin hörte auf zu schälen. Nicht lang, nur einen Moment. »Süh an«, sagte sie.

Das war keine bloße Redensart. Hedwig stand mit der Dose in der Hand. Die alte Bäuerin hatte das Messer abgelegt und die Hände flach auf den Tisch gelegt, die Nase noch leicht gehoben.

Hedwig schaute auf die Dose, dann auf die alte Frau. Der Teigschaber war noch in ihrer Hand. Sie hätte einen Finger voll auf den Rand des Messers streichen können, einfach so. Sie tat es nicht. Sie wusste nicht warum, oder sie wusste es und ließ es.

»Ja«, sagte Hedwig. Sie wischte den Teigschaber mit einem Tuch ab, hängte ihn an seinen Platz zurück und ging.

Hedwig spülte die erste leere Dose später aus und stellte sie auf das Regal. Sie legte ihre Nähsachen hinein, die bis dahin in einem zusammengefalteten Tuch gelegen hatten, aus dem sie immer herausgefallen waren.

Sieben Dosen blieben. Hedwig ordnete sie im Regal sorgfältig neu, die Etiketten nach vorn.

Eine davon würde sie nicht anrühren. Eine blieb für Ernst, wenn er zurückkam, damit sie ihm sagen konnte: dein Bruder hat etwas geschickt. Was er darauf sagen würde, wusste sie nicht. Vielleicht würde er sich freuen. Das würde ihr nicht gefallen. Vielleicht würde er sagen: Ein guter Kerl, der Emil. Das würde ihr ebenfalls nicht gefallen. Vielleicht würde er nichts sagen.

Das würde am wenigsten wehtun.

7

Sie hatte Klaus und Uwe in die hintere Kammer geschickt und ihnen gesagt, sie sollen dort bleiben. Klaus hatte gefragt warum. Hedwig hatte gesagt: weil ich es sage. Petra stand in der offenen Wohnungstür und schaute in den Hof hinunter, und Hedwig ließ sie dort stehen, weil Petra draußen an der Luft war und weil das genügen musste.

Hedwig stand oben auf dem Treppenabsatz, am Geländer, und sah, wie Herbert um die Ecke des Wirtschaftsgebäudes in den Hof kam. Er ging langsam, setzte jeden Schritt so, dass der Atem nicht in Rückstand geriet. Er war seit kurzem achtzehn. Kerzen hatte sie keine, keinen Kuchen, kein Geschenk. Hier in Steinbeck feierte man den Namenstag, nicht den Geburtstag, und das war vielleicht das Richtigere: ein Heiliger statt einer Zahl, etwas, das man tragen konnte.

Am Fuße der Treppe blieb er stehen. Zwischen ihnen die siebzehn Stufen, der Abstand, der nicht besprochen worden war und der trotzdem feststand.

»Herbert«, sagte sie.

»Mutti«, sagte er.

Er hustet trocken, hatte der Arzt in Ibbenbüren gesagt, das sei normal für dieses Stadium, das bedeute nicht, dass es schlechter werde, das bedeute, dass die Lunge arbeite. Hedwig hatte zugehört und genickt und sich gedacht, dass ein Arzt, der *normal* und *trocken husten* in einem Satz verwendete, nicht ihr Arzt war, aber er war der Arzt, zu dem sie Herbert bringen konnte, und das war mehr als nichts.

»Du siehst besser aus als letzte Woche«, sagte sie.

Herbert schaute sie an. »Ja«, sagte er.

Er sah nicht besser aus als letzte Woche. Er sah genauso aus wie letzte Woche: schmaler, als er sein sollte, mit einer Blässe, die keine Winterblässe mehr war, sondern etwas Dauerhafteres, Eingeschriebenes. Aber Hedwig schwieg darüber. Die Form hielt, solange man sie nicht brach.

»Isst du genug?«

»Ja.«

»Die Frau, bei der du wohnst –«

»Es ist genug«, sagte Herbert.

Hedwig sah ihn an. Er hielt ihrem Blick stand, mit einer Ruhe, die nicht seine ursprüngliche war. Das war neu an ihm. Das war nicht der Junge, der die Hand in der Hüfte gehabt hatte und die Krawatte, der Klügste der Söhne, der alle Fragen stellte und keine Antwort abwartete.

Sie dachte: ich hätte ihn nicht schicken sollen.

Dann dachte sie: wer sonst hätte gehen sollen.

Dann dachte sie: nach dem, was ihm in Zgoda passiert ist. Dort hörte sie auf. Was dahinter kam – der Zusammenhang, den man daraus hätte herstellen können –, das war nicht ihr Terrain. Sie hatte ihn geschickt, weil sie mit den Kindern geflohen war, als die Rote Armee kam; in Troppau hieß es dann aber, Gleiwitz sei wieder frei; jemand hatte nach dem Haus sehen müssen. Damit, dass in Ratibor die Polen die Straßen kontrollieren würden, hatte niemand gerechnet. Was dann geschah, war geschehen. Dass sie ihn geschickt hatte und was in Zgoda geschehen war, das waren zwei verschiedene Dinge, und sie hielt sie auseinander, weil man sie auseinanderhalten musste, wenn man weitermachen wollte.

»Ich war diese Woche bei Tante Vika«, sagte sie. »In Ibbenbüren. Sie lässt dich grüßen.«

Herbert nickte. »Wie geht es ihr?«

»Gut. Wie immer.« Hedwig machte eine kurze Pause. »Der Großmutter auch.«

Herbert nickte wieder, und das Thema war erschöpft, wie Themen sich erschöpften, wenn man sich so gegenüberstand – sie auf dem Absatz, er auf dem Pflaster, die Treppe dazwischen – und nicht wusste, was man sonst sagen sollte, und wenn das, was man hätte sagen können, zu schwer war für einen Hof in Steinbeck an einem Sonntagnachmittag.

»Warst du wieder beim Wohnungsamt?«, fragte er.

»Letzte Woche. Nichts.«

Herbert nickte. Er hatte nichts anderes erwartet.

»Es ist vorläufig«, sagte Hedwig.

Das war die Antwort, und Herbert kannte sie, und er fragte nicht weiter.

Oben in der Türöffnung stand Petra und schaute zu. Hedwig sah es aus dem Augenwinkel: das Kind, das immer schaute, die nachgewachsenen Haare, die Knie leicht gebeugt, als könnte es jeden Moment losrennen, obwohl es stillstand.

Petra sah, wie Hedwig Herbert anschaute. Nicht den Blick, mit dem sie die Kinder musterte, wenn sie wissen wollte, ob sie ordentlich waren, ob sie genug gegessen hatten. Etwas anderes. Etwas, das schwer war und das keine Form hatte, die Petra kannte.

Sie sah den Abstand zwischen den beiden: Herbert auf dem Pflaster, Hedwig auf dem Absatz, die Treppe dazwischen, die niemand hinunter- und niemand hinaufging. Sie verstand nicht, was der Abstand bedeutete. Aber sie sah, dass der Abstand da war, und dass er absichtlich da war, und dass beide ihn wahrten, ohne ihn zu benennen.

Herbert hustete einmal, kurz, ein trockenes Geräusch, das er mit der Hand dämpfte. Dann stand er wieder ruhig.

»Der Doktor sagt, bis zum Herbst«, sagte er.

»Welcher Doktor?«

»Der in Recke.«

»Der in Ibbenbüren hat mir etwas anderes gesagt.«

»Ich weiß«, sagte Herbert. Dann schwieg er, länger als nötig.

Er sagte nicht, dass er den Arzt in Recke für glaubwürdiger hielt. Er sagte nicht, dass er dem Arzt in Ibbenbüren weniger vertraute.

Hedwig schaute ihn an. Er erwiderte ihren Blick.

Du hast mich hingeschickt.

Er sagte es nicht. Er würde es nicht sagen, nicht heute, nicht nächste Woche, wahrscheinlich nie. Sie wusste das. Er wusste, dass sie es wusste. Das war der Abstand zwischen ihnen, gemessen nicht in Metern, sondern in dem, was nicht gesagt wurde und was auf beiden lastete: auf ihr die

Frage, die sie nicht zu Ende dachte; auf ihm der Zorn, den er nicht zeigte. Er hatte gelernt, was man tat, wenn die Mutter litt. Er hatte es von ihr gelernt.

»Ich muss wieder«, sagte Herbert.

»Ja«, sagte Hedwig.

»Ich komme nächste Woche.«

»Gut.«

Er drehte sich um und ging, über das Pflaster, um die Ecke des Wirtschaftsgebäudes. Hedwig schaute ihm nach, bis er weg war. Dann stand sie noch einen Moment auf dem Absatz, die Hände an den Seiten, und schaute auf das Pflaster, wo er gestanden hatte.

Dann drehte sie sich um.

Petra stand immer noch in der Tür.

»Was starrst du«, sagte Hedwig.

Sie schob Petra zur Seite und trat in die Kammer. Die Tür schloss sich hinter ihnen.

8

Zehn Kilometer bis Ibbenbüren. Hedwig fuhr mit dem Fahrrad, das sie sich von Karl Temme geborgt hatte. Petra saß auf dem Gepäckträger, die Hände in Hedwigs Mantel geklammert, die Puppe fest unter dem Arm, und schwieg. Das war gut. Zehn Kilometer mit einem Kind, das redete, waren länger als zehn Kilometer mit einem Kind, das schwieg.

Der Weg führte durch Felder, dann an Pommeresche vorbei, dann wieder Felder, dann die ersten Häuser von Ibbenbüren. Es war ein milder Tag Ende März, die Luft noch kühl, aber die Sonne schon mit Gewicht. Hedwig trat gleichmäßig, ohne Hast, mit geradem Rücken. Sie dachte an nichts Besonderes. Dann dachte sie kurz: Annas Mutter. Die alte Bäuerin in ihrem Zimmer, die Stricknadeln, die gleichmäßige Bewegung der Hände. Dann ließ sie den Gedanken los und trat weiter.

Die Pension Möller lag in der Bült, etwas abseits der Marktstraße. Ein dreistöckiges Haus, hell verputzt, mit einem Schild neben der Tür, das man kaum lesen konnte, weil es verwittert war. Hedwig half Petra vom Gepäckträger und stellte das Fahrrad an die Hauswand.

»Du benimmst dich«, sagte sie.

Petra nickte.

Sie klingelten. Eine Frau öffnete, Mitte fünfzig, schaute kurz, trat zur Seite. Hedwig brauchte Vikas Namen nicht mehr zu nennen. Die Frau kannte sie längst und ließ sie ein.

Die Treppe zum zweiten Stock war eng, das Geländer wackelte. Petra hielt sich daran fest, obwohl Hedwig ihr ein Zeichen gegeben hatte, es nicht zu tun. Hedwig sagte nichts.

Vika öffnete, bevor Hedwig klopfen konnte.

Sie war ein Jahr älter als Hedwig, aber das Alter hatte sie noch nicht gezeichnet. Kleiner, noch breiter in den Schultern, das Haar grau, kurz und ordentlich, die Hände beherrscht. Sie trug ein dunkles Wollkleid und eine Strickjacke, geschlossen bis oben, obwohl es im Zimmer warm war. Ihre Augen gingen sofort zu Petra, dann zurück zu Hedwig.

»Ihr seid spät«, sagte Vika.

»Es sind zehn Kilometer«, sagte Hedwig.

Die zwei Schwestern sahen sich an, einen Moment lang. Keine Begrüßung, die war zwischen ihnen längst überflüssig geworden. Dann trat Vika zur Seite und ließ sie ein.

Das Zimmer war klein: zwei Betten, ein Tisch, zwei Stühle, ein Regal, ein Schrank. Ordentlich bis in die letzte Ecke, mit Vikas Ordnung, die strenger war als Hedwigs, weil sie keine Kinder hatte, die Ordnung hätten in Frage stellen können, und weil sie keine andere Wahl hatte: sie wohnte in diesem Zimmer mit Lotte, ihrer Freundin, einer früheren Kollegin aus der Schule in Gleiwitz, die jetzt ebenfalls in Ibbenbüren lebte. Lotte war nicht da. »Sie ist bei der Schneiderin«, sagte Vika, ohne weitere Erläuterung, und Hedwig nickte, ohne zu fragen.

Petra setzte sich auf den ihr zugewiesenen Stuhl, die Puppe auf den Knien. Sie betrachtete sie einen Moment, dann richtete sie ihr das Kleidchen, zog es glatt, betrachtete das Ergebnis. Vika schaute das Kind an, ruhig, ohne zu blinzeln.

Petra schaute auf die Puppe.

»Sie ist gewachsen«, sagte Vika.

»Ein bisschen«, sagte Hedwig.

»Sie sieht blass aus.«

»Sie hatte Schnupfen.«

Vika nickte, einmal, das Urteil abgeschlossen. Dann wandte sie sich Hedwig zu, und der Ton wechselte, unmerklich.

»Wie geht es dir wirklich?«

»Es geht«, sagte Hedwig.

»Das hast du letztes Mal auch gesagt.«

»Weil es letztes Mal auch so war.«

Sie nahmen voreinander keine Umwege. Das war etwas, das auch Hanna, ihre Mutter, ihnen beigebracht hatte, auf ihre Weise: dass man die Zähne zusammenbiss, dass man weitermachte, dass man nicht jammerte. Es war keine schlechte Lektion gewesen. Nur hatte es sie auch Dinge gelehrt, andere Dinge, die man besser nicht gelernt hätte.

»Herbert kommt jetzt einmal die Woche«, sagte Hedwig.

»Ich weiß. Er hat geschrieben.«

»Er hustet noch.«

»Er wird aufhören zu husten, wenn er genug isst.« Vika stand auf, abrupt, und ging zum Regal. »Ich habe etwas für die Kinder.« Sie holte ein Päckchen hervor, in Zeitungspapier eingewickelt, und legte es auf den Tisch. »Zwieback. Von Lotte gebacken.«

Petra schaute das Päckchen an und schaute dann zu Hedwig.

»Danke sagen«, sagte Hedwig.

»Danke«, sagte Petra, zu dem Päckchen.

»Schau mich an, wenn du dankst«, sagte Vika.

Petra schaute Vika an. Vikas Blick traf sie, und Petra hielt stand, einen Moment, dann schaute sie wieder auf die Puppe.

Hedwig öffnete ihre Handtasche und nahm den kleinen Handspiegel heraus, den sie immer dabei hatte. Sie legte ihn auf Petras Knie, ohne etwas zu sagen. Petra schaute ihn an. Dann nahm sie ihn.

»So«, sagte Hedwig, und wandte sich Vika zu. »Das Wohnungsamt.«

Vika goß Melissentee ein, aus einer Kanne, die auf dem kleinen Ofen in der Ecke gestanden hatte. Ihre Hände beim Eingießen: die rechte Hand am Griff, die linke darunter, eine Bewegung,

die Hedwig kannte. Sie war ihr vertraut, weil ihre Mutter Tee so eingeschenkt hatte, mit derselben Haltung der Hände, und für einen kurzen Moment zuckte ihr Körper zusammen über etwas, das nichts mit dem Tee zu tun hatte.

Sie nahm die Tasse und trank.

»Das Wohnungsamt«, sagte Vika. Es war keine Frage.

»Nichts. Wieder.«

»Du musst hartnäckiger sein.«

»Ich bin hartnäckig.«

»Hartnäckiger als das.« Vika setzte ihre Tasse ab. »Ich kenne eine Frau, die beim Amt arbeitet. In Recke. Ich kann sie fragen.«

»Ich brauche keine Fürsprache.«

»Du brauchst eine größere Wohnung«, sagte Vika.

Das war das Ende dieses Gesprächs. Hedwig trank ihren Tee.

Petra saß auf ihrem Stuhl und hielt den Spiegel vor sich, in beiden Händen, das Gesicht dicht davor.

»Wie geht es der Mutter?« fragte Hedwig.

»Wie immer.« Vika schaute kurz zum Fenster. »Das Bein macht ihr Schmerzen, wenn sie geht. Sie klagt nicht.«

»Nein«, sagte Hedwig. »Das hat sie nie.«

Die zwei Schwestern schwiegen einen Moment, beide wussten, was hinter diesem Satz lag: eine Frau, die nie geklagt hatte, die zehn Kinder aufgezogen hatte, die geschlagen hatte, wenn es ihr zu viel wurde, die nie gefragt hatte, ob es jemandem zu viel wurde. Das war Hanna Piontek. Gleichzeitig war Hanna Piontek auch mehr als dies gewesen. Doch hatte das andere keinen Namen, den Hedwig kannte.

Ihre eigenen Maßstäbe hatte Hedwig sich erarbeitet – nicht aus Büchern, sondern aus dem, was sie beobachtet und abgelehnt hatte. Hanna hatte gestraft, wenn es ihr zu viel wurde. Das war kein Erziehungsprinzip. Das war eine Mutter, die erschöpft war und die sich Luft machte, und mehr nicht. Hedwig wollte, dass das Kind wusste, warum. Das war das Fundament.

Hedwig hielt sich für eine moderne Frau. Das war keine Eitelkeit, das war eine Einschätzung, die sie für richtig hielt. Sie hatte nicht gelebt wie Hanna gelebt hatte: kein Zinkbad, kein Schlagen

aus Erschöpfung, kein Weitermachen ohne Richtung. Sie hatte ein gefliestes Bad gehabt. Sie hatte gelesen, zugehört, ausgewählt, was ihr nützte. Die Moderne war für sie nicht abstrakt – sie war anfassbar: in der Ordnung des Hauses, in der Berechenbarkeit der Strafe, in der Hygiene, die kein Wohlstand war, sondern Haltung.

Das hatte ihr damals gefallen am Nationalsozialismus: dass er jung war. Frisch. Als hätte jemand die Fenster aufgemacht. Nicht die Fahnen, nicht die Aufmärsche, das war Theater. Sondern die Haltung dahinter: dass etwas vorbei war und etwas Neues anfing.

Die Namen der Zwillinge – Petra und Uwe – hatte sie in der *NS-Frauen-Warte* entdeckt, in einem Reisebericht. Sie hatten ihr gefallen, weil sie neu geklungen hatten, unverbraucht, nach einer Welt, die nicht die ihrer Mutter war.

Der Klang ihres Elternhauses, der auch der Klang von Tarnowitz war, fiel ihr manchmal noch ein, wenn sie nicht damit rechnete: die Sprache, die ihre Eltern miteinander gesprochen hatten, wenn die Kinder nicht zuhören sollten. Was es für eine Sprache gewesen war, hatte sie nie herausgefunden. Der Klang war geblieben: dichter als Deutsch, als ob in jedem Wort mehr steckte als Platz dafür war, mit einem leisen Summen mittendrin, das das Schlesische nicht hatte. Eine Sprache, in der nichts verlorenging.

»Ohne Lotte säße ich noch in dem Dachzimmer, in das es hineingeregnet hat«, sagte Vika. »Sie hat mich zu sich geholt, als hier ein Bett frei wurde. Für die Mutter war kein Platz, aber –« Sie stellte die Tasse ab. »In Tecklenburg ist das Bett wenigstens trocken.«

»Die Frau, bei der sie wohnt, ist ordentlich«, sagte Hedwig.

»Ja«, sagte Vika. »Das ist sie.«

Mehr war dazu nicht zu sagen. Sie hatten alle im selben Güterwagen gesessen, von Oberschlesien bis Rheine, mit Umleitungen und Aufenthalten, die keiner geplant hatte und die keiner verstand. In Rheine waren sie getrennt worden: auf verschiedene Lastwagen verladen, britische und deutsche. Die Mutter nach Tecklenburg, Vika nach Ibbenbüren, Hedwig mit den Kindern nach Steinbeck, die letzten Kilometer auf dem Pferdefuhrwerk. Die Vertreibung hatte die Familie sortiert wie der Wind das Laub: nach Gewicht und Windrichtung, ohne Ordnung.

Petra hielt den Spiegel noch immer. Was sie darin sah, war ihr Gesicht. Was sie dachte, war nicht zu sehen.

Hedwig stellte die Tasse ab.

»Der Pfarrer«, sagte sie, ohne besonderen Ton. »Wenn wir nach der Messe am Portal stehen. Ich achte auf uns. Er sieht uns immer an, auch die Kinder.«

Vika schaute kurz zu Petra, die den Spiegel drehte, ihn näher hielt, ihn wieder von sich streckte.

»Ich sage ihnen dann: seht, wie der Pfarrer euch anschaut«, sagte Hedwig. »Ein Kind muss das lernen. Dass andere einen sehen.«

Vika sagte nichts. Ihr Blick blieb einen Moment auf Petra, dann wandte sie sich wieder Hedwig zu.

»Wir müssen zurück«, sagte Hedwig. »Die beiden Jungen.«

Vika nickte. Sie stand auf und half Petra in den Mantel, ohne zu fragen, ob Petra Hilfe brauchte, und Petra ließ es geschehen, still, steckte die Arme gehorsam in die Ärmel. Vika glättete den Kragen, einmal, mit beiden Händen, und schaute das Kind an.

»Du bist mein Patenkind«, sagte Vika. »Das weißt du.«

»Ja«, sagte Petra.

»Was bedeutet das?«

Petra schaute sie an. »Dass du für mich betest.«

»Und?«

Eine Pause. »Dass du auf mich aufpasst.«

»Richtig«, sagte Vika.

Den Spiegel hatte Petra auf den Stuhl gelegt, als sie aufgestanden war. Hedwig nahm ihn und steckte ihn zurück in die Handtasche.

Sie fuhren zurück, Petra wieder auf dem Gepäckträger, die Felder rechts und links, die Sonne jetzt tiefer, Hedwig trat gleichmäßig und dachte an nichts. Dann dachte sie kurz an Vika in Lottes Zimmer, an die zwei Betten, an Vikas Ordnung, die strenger war als ihre. Vika hatte nie geheiratet. Das war immer so gewesen, es hatte keinen Anlass gegeben, darüber nachzudenken, es war einfach so.

Dann dachte sie: Annas Mutter. Die alte Bäuerin in ihrem Zimmer im Obergeschoss des Brinkmannhofs, auch abhängig und auch nicht abhängig. Beide alt, beide in einem Zimmer, das nicht mehr ganz ihres war – auf verschiedene Weise.

Dann trat sie weiter.

Ibbenbüren lag hinter ihr. Steinbeck lag vor ihr. Petra hielt sich an ihrem Mantel fest, die Puppe fest unter ihrem Arm eingeklemmt, und sagte nichts, und das war gut.

9

Auch ohne dass es einen besonderen Anlass gegeben hatte, war der Abend gut gewesen. Das Essen hatte gereicht, die Kinder hatten keine Schwierigkeiten gemacht, und Hedwig hatte nach dem Abwasch eine Tasse Kaffee getrunken, aus Emils Dose, den sie sich für solche Abende aufhob. Der Kaffee war stark und gut, stärker als alles, was sie in den letzten Jahren getrunken hatte, und er hatte eine Wärme hinterlassen, die noch da war, als sie in die hintere Kammer trat.

»Zeit zum Beten«, sagte sie.

Die drei Kinder knieten sich am Rand der Betten nieder: Klaus an seinem schmalen Bett an der Wand, Uwe und Petra nebeneinander an den zwei Betten zur Seite. Hedwigs Bett stand gleich neben der Tür. Sie kniete daneben nieder, auf dem Dielenboden, den Kindern zugewandt, und faltete die Hände.

Das Vaterunser zuerst, wie immer.

»Vater unser, der du bist im Himmel«, sprach Hedwig.

»Vater unser, der du bist im Himmel«, sprachen die Kinder.

Klaus sprach laut und gleichmäßig, er begann jeden Satz, bevor Hedwig fertig war. Er war zwölf, und er glaubte, was er betete, auf die Art, wie Kinder glauben: vollständig, ohne zu fragen, ob es stimmt, weil die Frage noch nicht da war. Uwe sprach mit, aber sein Blick ging manchmal zur Decke, wo ein Riss im Holz verlief, den er kannte und den er manchmal verfolgte, wenn er dachte, dass niemand es bemerkte. Hedwig bemerkte es. Sie sagte nichts, weil Uwe acht war und weil es mit der Zeit kommen würde.

Petra hatte die Augen geschlossen. Das war immer so gewesen, seit sie beten konnte: die Augen zu, die Hände gefaltet, der Mund, der die Worte formte. So sollte es sein. Man schloss die Augen beim Beten, weil man dann bei der Sache war. Ob Petra wirklich bei der Sache war oder ob sie die Augen schloss, weil die Mutter es so kannte und weil man tat, was die Mutter kannte – das ließ sich nicht unterscheiden. Vielleicht war es dasselbe.

»Amen.«

»Amen.«

Dann das Gegrüßet-seist-du-Maria. Hedwig kannte es seit ihrer Kindheit, seit Tarnowitz, seit den Abenden, wenn ihre Mutter vor dem kleinen Madonnenbildnis gekniet hatte und die Kinder um sie herum, und das Gebet war in Hedwigs Körper so eingeschrieben wie das Atmen, wie das Händefalten, wie das Kreuzzeichen auf der Stirn der Kinder.

»Gegrüßet seist du, Maria, voll der Gnade.«

»Gegrüßet seist du, Maria, voll der Gnade.«

Nach dem Ave Maria ein kurzes Innehalten. Dann die Bitten, die nicht im Gebetbuch standen, die Hedwig selbst formuliert hatte, einmal, vor vielen Monaten, und die seitdem dieselben geblieben waren, weil sie das Notwendige enthielten und weil das Notwendige sich nicht geändert hatte.

»Lieber Gott, lass den Vati gesund zu uns zurückkehren.«

»Lieber Gott, lass den Vati gesund zu uns zurückkehren.«

Ernst, der in Amerika war, auf einem Hof irgendwo in Kalifornien, der Erntearbeit tat, der Englisch lernte, der *how are you* sagte und der bald heimkommen würde. Bald war kein Datum. Bald war das Wort, das man brauchte, damit der Abend weiterging.

»Lass den Werner gesund bleiben.«

»Lass den Werner gesund bleiben.«

Werner war zwanzig und studierte in Jena, in der Ostzone, wo die Russen waren. Das war vorläufig, wie alles vorläufig war, aber bei Werner war das Vorläufige schwerer zu tragen, weil die Russen die Russen waren. Werner schrieb gelegentlich, kurze Briefe, sachlich wie er selbst, und Hedwig las sie und legte sie in die Blechdose. Dass er aß, stand in den Briefen. Ob er genug aß, stand nicht darin. Und ob er zurückkommen konnte, stand auch nicht darin.

Werner war der Älteste. Sie hatte ihn als Flakhelfer weggehen sehen, fünfzehn Jahre alt, mit den Schulbüchern in der einen und dem Gepäck in der anderen Hand. Dann der Arbeitsdienst, dann die Wehrmacht, dann das Schweigen, das monatelange, bis er sich aus der Ostzone gemeldet hatte: ich lebe, gesund, bleibe vorerst. Er studiere, schrieb er. Wie das genau ging, ohne richtiges Abitur, in der Ostzone, mit den Russen – das hatte er nicht erklärt, und Hedwig hatte nicht gefragt. Es war besser, wenn er beschäftigt war. Das musste reichen.

»Lass den Herbert gesund werden.«

»Lass den Herbert gesund werden.«

Herbert, der hustete. Herbert, dessen Lunge arbeitete, wie der Arzt in Ibbenbüren gesagt hatte. Hedwig hatte diese Formulierung nicht vergessen: *die Lunge arbeitet.* Als wäre Arbeit das Ziel,

als wäre Arbeit genug. Sie betete für Herberts Lunge, weil die Lunge etwas war, das man verstand. Weil der ganze Mensch auch die Seele einschloss, betete sie auch für seine Seele. Auch wenn sie nicht wusste, was sie für die Seele erbitten sollte. Was Herbert in der Seele trug, seit dem Lager, seit dem Treck, seit allem – das war ein Gebiet, das Hedwig nicht betrat, nicht einmal im Gebet.

Sie betete für den Leib und die unsterbliche Seele ihres Mannes und ihrer Kinder, weil das das Einzige war, das sie kannte und benennen konnte. Was in den Menschen vorging – was Herbert in der Seele trug, was Werner dachte, wenn er schwieg, was Petra suchte, wenn sie schaute – das war Gottes Terrain, nicht ihres. Sie hatte dafür keine Sprache, und sie hatte keinen Anlass gehabt, eine zu suchen. Dass Gott den Rest übernahm: das war keine Gleichgültigkeit. Das war Vertrauen, und es war vollständig.

»Amen.«

»Amen«, sprachen die Kinder.

Petra öffnete die Augen.

Hedwig stand auf, die Gelenke steif vom Knien auf dem harten Boden, und ging zum Regal in der vorderen Kammer. Dort stand der Eierbecher – weißes Porzellan, das kleine Bild der Schwarzen Madonna daneben, wie immer. In Gleiwitz hatte im Haus ein kleines Weihwasserbecken gehangen, aus Keramik, mit einem blauen Rand, ein Hochzeitsgeschenk von Vika. Das hatte sie nicht nach Steinbeck mitnehmen können. Gelegentlich nahm sie in die Kirche eine Hustensaftflasche mit. Im Inneren der Kirche, rechts neben dem Portal, war ein Handbecken, aus dem sie die Flasche befüllte. In der Kammer stand die Flasche hinter dem Eierbecher im Regal. Der Eierbecher tat, was er tun sollte.

Sorgsam, nichts zu verschütten, trug sie den Eierbecher in die hintere Kammer, tauchte den Daumen ein und machte jedem Kind das Kreuzzeichen auf die Stirn: Klaus, Uwe, Petra. Dann bekreuzigte sie sich selbst, das große Kreuzzeichen über Stirn, Brust und Schultern.

»Schlaft«, sagte sie.

In der vorderen Kammer war es still. Hedwig nahm die Kaffeetasse vom Regal und setzte sich an den Tisch. Der Kaffee war kalt, aber sie trank ihn trotzdem, langsam, den letzten Rest aus der Tasse.

Sie dachte an nichts Bestimmtes.

Das war selten. Meistens dachte sie an das, was noch zu tun war, oder an das, was nicht gestimmt hatte, oder an Ernst, der nicht da war, oder an Werner, der in Jena war, oder an

Herbert, der hustete. Aber jetzt, nach dem Gebet und dem Kaffee, war der Kopf leer auf eine Weise, die sich gut anfühlte.

Sie spülte die leere Tasse im Wassereimer aus. Dann machte sie das Licht aus.

10

Es war Ostersonntag, und Petra musste angezogen werden.

Das Kleid hatte Hedwig letzte Woche ausgebessert: ein hellblaues Wollkleid, das die Haushälterin des Pfarrers ihr gegeben hatte, zu klein für deren Enkelin, zu groß für Petra, aber nach dem Ändern passend genug. Den Saum hatte sie einmal umgeschlagen, eine Naht neu gezogen, den weißen Kragen abgetrennt und neu angenäht, weil er schief gesessen hatte. Das Kleid war nicht neu. Aber es war ordentlich, und ordentlich war, was zählte.

Wenn die Leute in Steinbeck Hedwig sahen, sahen sie eine Flüchtlingsfrau. Das war das Wort, das sie benutzten, beiläufig, ohne bösen Willen, als wäre es eine Berufsbezeichnung. Hedwig hatte es gehört, in der Kirche, beim Bäcker, auf dem Weg zum Wohnungsamt: die Flüchtlingsfrau, die bei Brinkmanns wohnt. Sie hatte es gehört und nichts gesagt, weil man nichts sagte, und weil das Sagen nichts geändert hätte. Aber sie dachte es, jedes Mal, wenn sie es hörte: sie war keine Flüchtlingsfrau. Eine Flüchtlingsfrau war jemand, der nichts gehabt hatte und gegangen war. Sie hatte etwas gehabt, und sie war nicht gegangen. Man hatte sie herausgeholt und ihr das Haus und alles, was darin war, gestohlen.

In die Messe gingen ihre Kinder akkurat. Das war das Mindeste, was sie tun konnte.

Der weiße Kragen des Kleides war nicht mehr ganz weiß, aber nach dem Waschen hinreichend weiß, um zu zeigen, dass man es versucht hatte.

»Komm«, sagte Hedwig.

Petra setzte sich auf den Stuhl neben dem Tisch, aufrecht, die Hände im Schoß, bevor Hedwig etwas sagen konnte.

Hedwig nahm den Kamm.

Das Haar war nachgewachsen, gleichmäßig jetzt, mit einem geraden Pony, den Hedwig ihr geschnitten hatte. Hedwig sah die Locken und dachte kurz an die Schere, die vor zwei Jahren auf dem Boden der viel zu eng belegten Turnhalle in Troppau die Läuse hatte erledigen müssen, der kahle Schädel danach, monatelang unter dem Spitzentuch. Sie kämmte.

Das Kämmen war eine Arbeit wie andere Arbeiten: man begann am Ende, nicht an der Wurzel, man arbeitete sich vor, man war gründlich. Hedwig war gründlich. Sie spürte, wie Petra unter

dem Kamm leicht zuckte, wenn er an eine widerspenstige Stelle kam, und sie verlangsamte dort, einen Moment, bevor sie weiterging.

Petra drehte den Kopf.

»Still halten«, sagte Hedwig.

Petra hielt still und sah sie an.

Was wollte dieser Blick? Hedwig wusste es und wusste es nicht. Petra schaute sie an, seit sie denken konnte, mit diesem Blick, der zu direkt war, der zu viel wollte, der auf etwas wartete, das Hedwig nicht hatte oder nicht geben konnte oder beides. Es war kein dreister Blick. Das war das Schwierige daran: kein dreister Blick, dem man etwas entgegnen konnte. Ein wartender Blick, und das war schlimmer.

Das Kleid zuerst, dann die Strümpfe, dann die Schuhe, die Hedwig poliert hatte mit dem alten Lappen, der nach Schweineschwarten roch und der ganz unten im Regal lag. Die Schuhe waren zu klein, sie drückten an den Zehen, aber für diese Messe würde es damit noch einmal gehen.

Dann der Kragen. Er musste geglättet werden, mit dem Finger, weil das Bügeleisen heute Morgen nicht heiß genug geworden war. Hedwig glättete ihn mit beiden Händen, von innen nach außen, gleichmäßig, und Petra saß still und ließ es geschehen, das Gesicht nach oben gewandt, die Augen halb geschlossen.

Püppchen, dachte Hedwig, ohne es zu sagen. Sie dachte es, weil Petra so klein war, so genau die Miniatur von ihr selbst: die Schultern, der kurze Hals, die Hände, die schon jetzt Hedwigs Hände waren in Klein. So ordentlich jetzt, das hellblaue Kleid, der weiße Kragen. *Der Herr Pfarrer wird dich heute sehen*, dachte Hedwig. Das war kein Gedanke, den sie aussprach. Er war einfach da: Petra würde gesehen werden, und so sollte sie aussehen, wenn sie gesehen wurde.

Die Finger glitten über den Kragen, strichen ihn glatt, und für einen Moment – die Handfläche lag auf Petras Schulter, warm durch den Wollstoff – war da der Impuls, die Hand liegen zu lassen. Dem Kind die Handfläche auf den Kopf zu legen, auf das Haar, das endlich nachgewachsen war. Nichts Großes. Nur das.

Sie zog die Hand zurück und strich noch einmal über den Kragen, als wäre das der einzige Grund gewesen.

Wer sich an Berührung gewöhnte, litt, wenn sie ausblieb. Das wusste sie. Vika war als Kind auch so gewesen, hatte gegriffen und festgehalten, und die Mutter hatte es ihr ausgetrieben, nicht sanft. Hedwig wollte es anders machen: nicht schroffer, sondern klarer. Das Kind sollte wissen, was war und was nicht war. Keine falschen Erwartungen, die sich irgendwann nicht erfüllten. Man tat dem Kind keinen Gefallen.

Was in Petras Blick stand, hatte keinen Namen, den Hedwig kannte. Nicht weil sie nicht hingeschaut hätte. Sondern weil die Sprache, die sie hatte, dort aufhörte.

»Fertig«, sagte sie. »Geh zu deinen Brüdern.«

Durch die Wand, gedämpft, Anna Brinkmanns Stimme, dann die Antwort der alten Bäuerin, noch leiser. Ein Gespräch, das man nicht verstand, nur den Ton, den Rhythmus: zwei Frauen, die miteinander redeten, wie Frauen redeten, die Zeit hatten und die einander kannten. Dann ein kurzes Lachen, kaum mehr als ein Ausatmen, das die Wand nicht ganz schluckte.

Hedwig hörte es. Sie wandte sich dem Herd zu.

Petra war aufgestanden. Sie ging zur Tür, die Schultern leicht nach hinten gezogen, den Blick schon zur hinteren Kammer.

»Und sag dem Klaus, er soll die Schuhe zeigen«, sagte Hedwig.

Dann fing sie an, das Mittagessen vorzubereiten, das nach der Messe bald fertig sein musste: die Schinkenwurst, die die Bäuerin ihr gegeben hatte, weil es Ostern war, die Kartoffeln, die geschält werden mussten.

Hinter ihr: eine Bewegung, ein Atemzug.

Sie drehte sich nicht um. Sie wusste, was da war.

»Was starrst du«, sagte Hedwig.

Kein weiterer Satz. Hedwigs Rücken. Petras Blick.

11

Es war ein Donnerstag, der einunddreißigste August, und der Nachmittag war warm und still, wie Nachmittage Ende August im Oberschlesischen Industriebezirk sein konnten: die Luft ruhig, kein Wind, die Sonne noch mit Gewicht, aber ohne die Schwere des Hochsommers.

Die Zwillinge schliefen in der Wiege, die für sie hatte angeschafft werden müssen – breiter als die alte, aber leicht zu tragen, ein vernünftiges Stück. Ernst trug sie jeden Morgen aus dem Schlafzimmer in die Küche, damit Hedwig sie im Blick hatte. Uwe auf der Seite, die Faust neben dem Gesicht. Petra auf dem Rücken, die Arme nach oben, die Handflächen offen. Ihr Atem war gleichmäßig und kaum zu hören, und Hedwig hörte ihn trotzdem, durch alles andere hindurch, weil sie das gelernt hatte, in den sechs Monaten seit ihrer Geburt: den Atem ihrer Kinder zu hören, auch wenn sie nicht hinhörte.

Über dem Tisch das Heiligenbild, daneben das Holzkreuz aus Tarnowitz, und links davon, an einem kleinen Haken, das Bronzene Mutterkreuz, das sie im Mai bekommen hatte.

Sie stand am Küchenfenster und schaute in den Garten.

Werner und Herbert saßen am Gartentisch, der für Kaffeenachmittage gedacht war und der mehr Platz bot als der Küchentisch, wenn die Aufgabenhefte und Bücher und Lineale alle gleichzeitig liegen mussten. Werner hatte den Kopf über sein Heft gebeugt, die Feder in der Hand, und schrieb ohne Unterbrechung, das kannte Hedwig: Werner schrieb fertig, was er angefangen hatte, bevor er etwas anderes tat. Neben dem Heft lag, ordentlich zusammengelegt, die Kluft für den Heimabend. Herbert, der die Mittelschule erst seit zwei Wochen besuchte, saß ihm gegenüber, das Buch aufgeschlagen vor sich. Aber sein Blick lag auf Werners Heft.

Etwas abseits, auf einem Schemel nahe der Hauswand, saß Erna, das Pflichtjahrmädchen. Zu ihren Füßen stand der Korb mit den frisch geernteten Zwetschgen, und sie griff hinein, ohne hinzuschauen. Auf dem Schoß hielt sie die Schüssel, über der sie arbeitete: aufgeschnitten, den Stein herausgebrochen, das Fruchtfleisch hinein, den Stein in den emaillierten Eimer links neben ihr. Die Arbeit färbte ihre Finger rosa und hinterließ Spritzer auf der Schürze, weshalb Hedwig sie nicht an den Gartentisch gesetzt hatte, dort wo die Aufgabenhefte lagen.

Hedwigs Blick blieb an Erna einen Moment länger hängen als an ihren beiden Ältesten. Das Mädchen arbeitete gleichmäßig, das war nicht das Problem. Aber die Art, wie sie den Eimer neben sich gestellt hatte – zu nah, und leicht schräg – würde dazu führen, dass sie ihn beim nächsten Aufstehen umstieß. Hedwig schaute weg. Es war nicht der Moment.

Klaus spielte, etwas abseits. Er kniete auf dem Gartenweg und schoss Murmeln gegen den Bordstein, mit der Konzentration eines Fünfjährigen, der eine Technik gerade herausfindet. Er redete dabei, halblaut, mit sich selbst oder mit einem Gegner, den nur er sah, das war bei Klaus manchmal nicht zu unterscheiden.

Ernst hatte heute nicht gearbeitet. Er war am Morgen ins Büro gegangen, wie immer, aber man hatte ihn gleich wieder weggeschickt – wegen der allgemeinen Lage, hatte der Vorgesetzte gesagt, und Ernst hatte genickt, als wüsste er, was die allgemeine Lage war, obwohl er es nicht wusste, oder nicht in dem Sinne, in dem das Wort gemeint gewesen war. Er hatte es Hedwig gesagt und war dann wieder hinausgegangen, um die letzten Zwetschgen zu pflücken und dann im Spargelbeet nach Käfern zu suchen. Nach dem Mittagessen war er zu den Hecken gegangen.

Hedwig hatte das zur Kenntnis genommen, wie sie vieles zur Kenntnis nahm: vollständig und ohne Kommentar. Die Hecken gehörten zu Ernst, wie der Garten zu Ernst gehörte, und wenn er

zu den Hecken ging, war das sein Recht, und das Haus lief trotzdem weiter, weil das Haus immer weiterlief.

Sie stand am Fenster und schaute.

Es war ein guter Anblick: die Kinder im Garten, die Arbeit, die getan wurde, der Nachmittag, der seinen Gang ging. Werner, der schrieb. Herbert, der las oder nicht las. Erna, deren Hände gleichmäßig arbeiteten. Klaus, der leise redete, obwohl ihm niemand zuhörte. Und dahinter das Spalier an der Längsseite, die Bohnen, die neuen Obstbäume, die noch jung waren und die in zehn Jahren tragen würden.

Das Haus war voll. Das war gut.

Sie schaute, und während sie schaute, ließ sie die Hand auf das Fensterbrett sinken, und dachte nichts Bestimmtes: nur dieses Bild, diesen Garten, diese Kinder, die nicht wussten, dass jemand schaute.

Wenn man den Blick etwas hob, am Horizont, keine 400 Meter entfernt: der Sendeturm, wie ein schlankes A geformt, aus Lärchenholz, tagsüber scharf im Sonnenschein, nachts beleuchtet, ein Mast aus Licht.

Hedwig hob den Blick nicht. Sie drehte sich um und ging ins Bad.

Das Licht lag schräg auf den Fliesen, ein langer Streifen von Westen, durch das hochgesetzte Fenster. Die Sonne stand tief, früher als letzte Woche noch, der August neigte sich, und das Licht hatte schon diese leichte Rötung, die es im Herbst haben würde, wenn der Sommer wirklich vorbei war.

Die Fliesen waren weiß.

Hedwig stand in der Tür und schaute, einen Moment, bevor sie eintrat. Das tat sie manchmal, diese kurze Pause in der Tür, ohne dass sie gewusst hätte, warum: vielleicht weil der Raum einen Moment brauchte, bevor man ihn betrat, weil er etwas hatte, das man nicht einfach durchquerte. Das Waschbecken, der Porzellangriff des Hahns. Die Wanne auf den Löwenkrallen, weiß innen, außen weiß gestrichen. Der Badeofen in der Ecke, kalt heute, sein Abzugsrohr, das durch die Wand nach außen verschwand. Das Fenster, mit dem klaren, blasenfreien Glas, das man an neueren Häusern hatte.

Sie trat ein und ließ die Augen über die Fliesen gehen, Reihe für Reihe, von links nach rechts, von oben nach unten, so wie man eine Seite liest. Das tat sie jeden Tag, nicht mechanisch – bewusst: nach dem Putzen die Fliesen abgehen, prüfen, ob alles stimmte. Heute stimmte alles.

Die Fugen sauber, die Flächen ohne Fleck, der Abschluss am Boden dicht. Das war das Haus, und das war das Bad, und das war ihres, und das hatte sie.

Sie wandte sich um und ging hinaus.

12

Das Haus war still. Die Kinder schliefen. Die Verdunklungsrahmen standen in den Fensterlaibungen – Hedwig hatte sie am Abend eingesetzt, akkurat, weil man das jetzt so machte, weil es so vorgeschrieben war. Es missfiel ihr. Nicht die Pflicht selbst, die war die Pflicht, aber dass das Haus jetzt so dastand, blind nach außen, wie ein Haus, das nichts zu zeigen hatte. Sie hatte es gern, wenn abends Licht in den Fenstern war und man es von der Straße sah.

Es war dunkel draußen, dunkler als sonst: auch der Turm nicht beleuchtet, die 112 Meter Lärchenholz, die nachts immer ein Mast aus Licht gewesen waren. Ernst lag auf dem Rücken und schaute ins Dunkle.

»Schläfst du?« sagte er.

»Nein«, sagte Hedwig.

Es war nach elf. Sie hatten die Zwillinge um acht schlafen gelegt, die Älteren um halb neun, und dann war der Abend still gewesen, zu still, Ernst beim Radio und Hedwig mit der Stopfarbeit, und keiner hatte viel gesagt, weil der Tag etwas gehabt hatte, das nicht leicht in Worte zu fassen gewesen war.

Ernst wandte sich Hedwig zu.

»Am Turm heute «, sagte er. »Da war ein Mann. Einer, den ich kenne, vom Gelände, ich weiß nicht mal, wie er heißt. Der hat mich weggeschickt.«

Hedwig sagte nichts. Er hörte ihren Atem, gleichmäßig, wartend.

»Einfach so. Du musst jetzt gehen, das Gelände ist heute nicht zugänglich. Als wäre ich irgendein Fremder.« Er machte eine kurze Pause. »Dabei war ich dort, als die Hecken noch nicht standen. Ich habe diese Hecken gepflanzt.«

Hedwig lag still. Dann sagte sie: »Die haben immer irgendwas, worüber sie nicht reden können. Das weißt du doch.«

Ernst schwieg.

»Übungen, oder Inspektion, oder was weiß ich. Die sagen einem das nicht im Voraus.«

»Ja«, sagte Ernst.

»Morgen kannst du wieder hin.«

Das stimmte wahrscheinlich. Das war wahrscheinlich das Einfachste und das Richtigste. Morgen würde Brauer wieder an der Einfahrt stehen, der Wachmann mit dem unveränderlichen Gesicht, und würde ihn durchlassen wie immer, und die Hecken würden stehen wie immer, und das Gelände würde sein wie immer. Das war die Erklärung, und sie passte.

»Ja«, sagte Ernst noch einmal.

Hedwig drehte sich auf die andere Seite. Er hörte, wie ihr Atem sich beruhigte und nichts mehr suchte.

Ernst lag wach.

Die Nacht klang wie gestern und vorgestern. Aber der Turm lag im Dunkeln. Selbst wenn die Verdunklungsrahmen nicht wären, könnte man ihn in dieser Nacht vom Schlafzimmer aus nicht sehen. Er dachte an den Mann, der ihn weggeschickt hatte. Er dachte an das Gelände, die Stille, die nicht die übliche Stille war. Er dachte, dass Hedwig recht hatte, wahrscheinlich, und dass morgen alles wieder normal sein würde.

Dann dachte er an Emil.

Kein Gedanke, kein Zusammenhang – nur das Bild: Emil auf einem Schiff. Das Deck, das Wasser, der Horizont. Emil, der sich nicht umdreht, weil er das, was hinter ihm liegt, kennt, und weil es ihn nicht aufhält. Das Bild hatte keine Farbe und keine Einzelheiten; es war nur das Bild selbst, wie es immer kam, wenn Ernst wach lag und ins Dunkle schaute.

Er hatte Emil nicht geantwortet. Auf den Brief vom Frühjahr, in dem Emil von den amerikanischen Zeitungen geschrieben hatte, dann noch: *pass auf* – er hatte nicht geantwortet. Das hatte er damals für das Richtige gehalten, und er hielt es noch dafür, mehr oder weniger. Emil übertrieb. Emil hatte immer übertrieben, wenn es um Deutschland ging, weil Emil Deutschland von außen sah und weil von außen alles größer aussah.

Und trotzdem.

Er drehte sich auf die Seite. Hedwig schlief, der Rücken zu ihm, die Schultern ruhig. Er kannte diesen Rücken seit fünfzehn Jahren. Er kannte die Art, wie sie schlief: vollständig, ohne Rest.

Die Dunkelheit.

Irgendwann schlief auch Ernst ein.

13

Werner und Herbert gingen früh, die Schulmappe unter dem Arm, das Halstuch geknöpft. Ernst ging eine Viertelstunde später, mit der Aktentasche, dem Hut.

Hedwig räumte den Tisch ab. Die Zwillinge quengelten in der Wiege, Uwe mit einem Laut, der noch kein Wort war, Petra mit einem anderen. Sie lagen dort, wie sie immer lagen, und Hedwig räumte den Tisch ab, weil die Arbeit nicht wartete, auch wenn die Kinder quengelten. Das wussten sie inzwischen.

Klaus saß in der Diele auf dem Boden mit seinem Holzgewehr und führte einen Feldzug durch, von dem nur er die Einzelheiten kannte.

Ernst kam bald wieder zurück.

Er öffnete die Haustür und trat in die Küche, die Aktentasche noch in der Hand, als hätte er vergessen, sie abzustellen. Hedwig hielt den Wischlappen in der Hand und sah ihn an.

Er sagte: »Sie haben mich wieder nach Hause geschickt.«

Er sagte es, weil es gesagt werden musste, bevor er wusste, was es bedeutete. Auf dem Weg zur Arbeit, an der Ecke Am Feldrain, hatte Schumacher vom Nachbarbüro ihm etwas zugerufen: *am Sender, letzte Nacht, Überfall, Polen.* Ernst hatte nicht gefragt, er war weitergegangen, ins Büro, weil man ins Büro ging. Der Vorgesetzte hatte ihn noch im Flur abgefangen. Man brauche ihn heute nicht. Das Büro sei anderweitig besetzt. Er solle nach Hause gehen.

Hedwig sagte nichts.

Ernst stellte die Aktentasche in die Diele und ging ins Wohnzimmer. Er drehte das Radio auf.

Das Klacken, das Orange der Skalenscheibe – Gleiwitz, Breslau, Wien, Paris –, dann die halbe Minute, bis die Röhren warm wurden. Und dann: Musik. Feierlich, schwer, ein Orchester, das etwas ankündigte, ohne es schon zu sagen.

Hedwig trocknete die Hände ab und kam ins Wohnzimmer. Sie setzte sich auf den Stuhl neben dem Sofa. Ernst saß auf dem Sofa, die Hände auf den Knien.

Klaus, der ihnen gefolgt war, ließ sein Holzgewehr sinken und schaute zum Radio.

Die Musik hörte auf. Eine Stimme: in wenigen Augenblicken werde der Führer vor dem Deutschen Reichstag in der Krolloper sprechen, die Übertragung beginne gleich. Dann wieder Musik, und dann Stille.

Aus der Küche die Zwillinge, quengelnd, dann wieder still, dann wieder quengelnd.

Ernst sagte nichts. Er saß und schaute das Radio an.

Hedwig saß und schaute das Radio an.

Klaus nahm das Holzgewehr wieder auf und führte seinen Feldzug weiter. Halblaut gab er Anweisungen an eine Armee, die nur ihm gehorchte.

Um kurz nach zehn begann die Übertragung aus der Krolloper.

Hitlers Stimme, die sie beide kannten, aus dem Radio, aus Reden, die sie manchmal gehört hatten und manchmal nicht. Jetzt hörten sie zu.

Er sprach lang. Er sprach über Polen, über Grenzverletzungen, über die Geduld, die jetzt erschöpft sei. Und dann der Satz:

Seit 5 Uhr 45 wird jetzt zurückgeschossen.

Hedwig saß und hörte.

Das war richtig. Das war endlich richtig. Die Polen hatten jahrelang provoziert, hatten die Deutschen in Polen drangsaliert, hatten an der Grenze Zwischenfälle inszeniert, und die Regierung hatte es hingenommen, lange genug. Zu lange. Jetzt war die Antwort gegeben, und die Antwort war angemessen. So einfach war das.

Ihr zweiter Gedanke war: die Verdunklungsrahmen. Die würden jetzt nicht für ein paar Tage bleiben. Das würde Wochen so gehen, vielleicht länger. Das Haus stand nicht gut da, wenn man es nicht sah. Man sah es nicht, wenn es dunkel war, man sah nicht, dass die Fenster sauber waren, dass hinter diesen Fenstern eine Familie wohnte, die auf sich hielt. Das missfiel ihr. Es war Pflicht, und sie würde sie erfüllen, aber es missfiel ihr.

Ernst sagte nichts.

Er hatte zugehört und schwieg jetzt, die Hände noch auf den Knien. Er schaute zum Radio, schien in Gedanken aber irgendwo anders zu sein. Was er dachte, wusste Hedwig nicht genau. Vielleicht dachte er an den Mann am Turm, der ihn gestern weggeschickt hatte. Vielleicht dachte er an das, was sich jetzt entfaltete, langsam, auf eine Art, die man noch nicht sehen

konnte, aber spüren. Er war nach Hause geschickt worden. Das Büro war *anderweitig besetzt*. Das sagte etwas, und er wusste noch nicht, was.

Er drehte das Radio leiser, ließ es aber an.

Mittags machte Hedwig Bratkartoffeln.

Das waren Kartoffeln und Zwiebeln, mehr war nicht im Haus, und das reichte. Sie schnitt, ließ das Fett heiß werden, legte die Scheiben in die Pfanne. Das Zischen, der Geruch von Zwiebeln in heißem Fett, und durch die Tür das Radio, das jetzt Marschmusik spielte.

Ernst kam an die Küchentür und schaute rein, sagte nichts, ging wieder.

Die Zwillinge schliefen jetzt. Klaus hatte sein Holzgewehr irgendwo abgelegt und saß am Küchentisch und wartete.

Hedwig wendete die Kartoffeln. Draußen war ein Freitagnachmittag, dieselbe Straße, dieselben Häuser, derselbe Himmel. Irgendwo, weit nach Osten, wurde zurückgeschossen.

Sie wendete die Kartoffeln.

14

Es war ein Freitagabend, Ende Oktober, und das Haus war still auf die Art, wie es still war, wenn fünf Kinder schlafen und die Nacht begonnen hat.

Ernst saß am Küchentisch. Hedwig stand ihm gegenüber und reinigte die beiden Sturmlampen, die sie aus dem Keller geholt hatte: sie nahm die Glaszylinder ab, putzte das verrußte Glas mit Zeitungspapier und Wiener Kalk und schnitt dann die Dochte sorgfältig gerade, damit sie nicht rußen würden. Die Sonne war längst untergegangen, in den Fensterlaibungen saßen die Verdunkelungsrahmen.

Gewöhnlich ging Ernst, wenn im Haus die Abendruhe begonnen hatte, noch einmal in den Keller, um sich eine Flasche Tichauer zu holen. Heute blieb er sitzen.

»Ich habe nachgedacht«, sagte er.

Er sagte es ohne Anlauf.

Hedwig hörte den Ton. Sie legte die Schere hin und begann dann, aus einer braunen Glasflasche durch einen kleinen Trichter Petroleum in den ersten Lampenfuß zu füllen.

»Über den Krieg und über alles.«

Hedwig hörte: *das Haus*. Sie stellte die Petroleumflasche auf den Tisch und sagte nichts.

Die Stille dauerte so lange, wie sie dauerte. Ernst schaute auf seine Hände.

»Das Haus,« sagte er schließlich.

Hedwig schob die Sturmlampen zur Seite und setzte sich dann, ihm gegenüber, an den Tisch. Die Arbeit war noch nicht fertig. Aber sie setzte sich jetzt, weil dieser Satz eine andere Art von Antwort brauchte als das Stehen.

»Nein«, sagte sie.

Nicht laut. Nicht scharf. Nur das Wort, vollständig.

Ernst hob den Blick. »Hedi. Mit dem Krieg –«

»Der Krieg ändert nichts am Haus.«

»Es wäre gut, Geld zu haben. Wenn ich einberufen werde –«

»Dann wohnen wir hier, und du kommst zurück.«

Er lehnte sich zurück. »Das wissen wir nicht.«

»Nein«, sagte Hedwig. »Das wissen wir nicht.«

Eine Pause.

»Ich verkaufe das Haus nicht«, sagte sie. »Das haben wir aufgebaut.«

Ernst sagte nichts. Er wusste, was das bedeutete – er wusste es seit fünfzehn Jahren, er musste nicht nachfragen: die Tarnowitzer Badewanne aus Zink, Heinrichau, die Dienstwohnung, die Formulare für das Baudarlehen. Er wusste, was dieses Haus war, und er wusste, dass er jetzt keine gute Antwort haben würde.

Sie faltete die Hände auf dem Tisch und schaute ihn an.

»Die Kinder haben ein Bad«, sagte sie. »Das nimmt mir keiner.«

Irgendwo in ihr, einen Augenblick lang, ein Wort, das noch keine Geschichte hatte, das noch nicht das bedeutete, was es acht Jahre später bedeuten würde: *Flüchtling.* Es kam, ohne Richtung, ohne Zusammenhang, und war sofort wieder weg. Sie dachte: das Bad. Die Fliesen. Das hier.

Ernst rieb sich das Gesicht mit beiden Händen. Dann ließ er sie fallen und schaute auf den Tisch.

Eine Weile sagte keiner etwas.

»Der Emil«, sagte Ernst dann. Er hatte den Namen nicht aussprechen wollen, und dann war er trotzdem da.

Hedwig schaute ihn an.

Sie kannte den Platz, den Emil in Ernst Innenleben eingenommen hatte: das, was Ernst nie zu Ende gedacht hatte, und was Emil verkörperte.

»Der Emil«, sagte sie, »hat eine Familie zurückgelassen.«

Das stimmte nicht genau – Emil war allein gegangen, ohne eine Frau, ohne Kinder zurückzulassen, das war der Unterschied, und beide wussten es. Aber es war das Schwerste, was sie sagen konnte, ohne das Eigentliche zu sagen.

Ernst schaute auf den Tisch.

»Ich weiß«, sagte er.

Das Gespräch verlor sich danach, nicht weil es beendet war, sondern weil keine Richtung mehr offenstand, in die es hätte gehen können. Sie redeten noch, über die Kinder, über Werner, der demnächst dreizehn wurde, über die Einmachgläser, die noch im Keller standen. Das Eigentliche war gesagt. Was danach kam, war das Drumherum, mit dem man einen Abend beendet, wenn man nicht weiterkann.

Dann stand Ernst auf. »Ich geh schlafen.«

»Ja«, sagte Hedwig.

Er ging. Sie hörte seine Schritte auf der Treppe, die Stufe, die leicht nachgab, dann oben die Tür.

Hedwig blieb sitzen, die Hände auf dem Tisch. Dann stand sie auf und nahm die Petroleumflasche. Sie füllte die zweite Lampe, langsam, mit dem kleinen Trichter, ohne einen Tropfen zu verschütten. Dann schraubte sie den Verschluss zu, setzte die Glaszylinder auf beide Lampen und stellte sie auf das Regal neben dem Herd, wo sie ab jetzt hingehörten.

15

Es war ein Donnerstagmorgen, Anfang November, und Hedwig kniete auf dem Boden im Bad.

Das war die erste Arbeit des Tages, nachdem Werner und Herbert zur Schule, Ernst zur Arbeit gegangen war: der Boden. Die Fliesen nahmen über Nacht Feuchtigkeit auf, nicht viel, aber genug, um in den Fugen zu bleiben, wenn man sie nicht abrieb, und Feuchtigkeit in den Fugen

war der Anfang von etwas, das Hedwig in diesem Bad nicht duldete. Der Lappen war ausgewrungen, fast trocken, und sie arbeitete Reihe für Reihe, immer von links nach rechts.

Als sie an der untersten Reihe ankam, blieb der Lappen plötzlich hängen.

Es war kaum etwas: eine leichte Rauigkeit im gleichmäßigen Wischen, als hätte der Stoff sich an einem winzigen Vorsprung gefangen. Hedwig hielt inne. Sie schaute hin.

Da war der Riss.

Er war dünn wie der Strich eines harten Bleistifts, diagonal über die untere linke Ecke einer Fliese, links neben dem Waschbecken, nahe dem Boden. Ein Haarriss, kaum sichtbar, nur zu sehen, wenn man suchte oder wenn der Lappen daran hängen blieb. Hedwig legte den Lappen hin und beugte sich nah heran. Sie fuhr mit dem Nagel des Zeigefingers über die Stelle, einmal, langsam.

Das Kratzen, das sie hörte, war leise. Aber sie hörte es.

Sie blieb in der Hocke und schaute.

Er ging nicht durch die Fliese hindurch. Das war das Erste, was sie prüfte: kein Riss durch und durch, kein loses Stück, das sich bewegte, wenn man dagegen drückte. Nur die Oberfläche, nur die Glasur. Sie drückte erneut mit dem Daumen, stärker. Die Fliese saß fest.

Er wächst nicht, sagte sie sich. *Er ist da, aber er wächst nicht.*

Dann stand sie auf und wusch den Lappen aus.

Den Rest des Morgens arbeitete sie, wie sie immer arbeitete: geprüft, ob die Zwillinge noch trocken waren, Erna, als sie kam, zu Klaus geschickt. Ernsts Kragen ausgekocht und gestärkt. Die Vorräte abgewogen, die Mehlmengen für Erna abgeteilt. Im Keller die Kartoffeln durchgesehen, zwei faule herausgelegt. Alles wie immer.

Aber der Riss war da.

Er war nicht verschwunden, weil sie aufgehört hatte, ihn anzuschauen. Er war in der Fliese, links neben dem Waschbecken, nahe dem Boden, und er war ein Haarriss, und Haarrisse wuchsen, wenn man ihnen Zeit ließ. Feuchtigkeit drang ein, und im Winter folgte die Kälte, und Kälte trieb Risse auf, das war das Gesetz von Stein und Keramik, und gegen dieses Gesetz half nur eines: jemand musste kommen und die Fliese tauschen.

Das war die sachliche Seite. Hedwig dachte die sachliche Seite durch, vollständig.

Und dann war da noch die andere Seite, die keine Worte hatte, die tiefer saß als die vernunftgemäße Bewertung einer beschädigten Fliese. Das Gespräch vom Freitagabend lag noch im Raum, auch wenn Ernst am nächsten Morgen beim Frühstück normal geredet hatte und auch wenn das Thema seitdem nicht mehr aufgetaucht war. Das Gespräch war aufgehört, aber es war nicht zu Ende. Ernst hatte vorgeschlagen, das Haus zu verkaufen. Sie hatte nein gesagt. Und jetzt zeigte das Haus selbst einen Riss.

Sie dachte das nicht in diesen Worten. Es war nur ein Unbehagen, das mehr wog, als ein Haarriss wiegen sollte.

Frau Golla aus der Frauenschaft hatte sie kürzlich gewarnt: Fliesenleger seien derzeit kaum zu bekommen. Die Militärbehörden hätten die meisten Betriebe mit Aufträgen eingedeckt, die keine Ablehnung duldeten. Hedwig dürfe gern ihr Telefon benutzen, hatte Frau Golla gesagt. Aber am Telefon käme man da nicht weit.

Hedwig dachte daran, als sie Erna das Mittagessen überließ. Smolka würde mittags in seinem Lager sein, das war ihre Berechnung: auch ein beschäftigter Mann aß. Sie holte das Bronzene Mutterkreuz aus der Küche und steckte es an den Mantel. Dann nahm sie die Straßenbahn in die Innenstadt.

Smolkas Lager lag in der Strachwitzstraße, im Hinterhof eines Gründerzeitgebäudes, hinter einer grau gestrichenen Eisentür. Es roch nach Zement und feuchtem Ton. Smolka saß auf einem Hocker zwischen gestapelten Fliesenkisten, ein breiter Mann in einem Arbeitskittel. Als er sie eintreten sah, stellte er die Bierflasche, aus der er gerade getrunken hatte, auf eine der Kisten und kam ihr entgegen. Als er das Kreuz am Revers ihres Mantel sah, hielt er kurz inne.

Er sei sehr beschäftigt, sagte er, das könne er ihr gleich sagen. Sehr beschäftigt. Und das werde so bleiben, mindestens bis ins Frühjahr, wahrscheinlich länger. Er lehnte sich gegen einen Stapel Kisten und begann zu erklären: die Wehrmacht brauche Fliesen, überall. Operationssäle in den Sanitätsbunkern, vollständig gefliest, das verlange die Hygiene. Die Gasschleusen, die Dekontaminationsräume – auch da: Fliesen von Boden bis Decke, kein Putz, kein Anstrich, nur Keramik, damit man desinfizieren könne. Die Großküchen für den Reichsarbeitsdienst. Die Waschanlagen in den Truppenunterkünften. Alles Aufträge, die nicht warteten. Alles Aufträge, bei denen kein Spielraum sei.

Hedwig hörte zu. Sie unterbrach ihn nicht.

Als er fertig war, sagte sie: »Es ist ein Haarriss. Links neben dem Waschbecken, nahe dem Boden. Eine Fliese. Nicht mehr.«

Smolka schaute sie an. Etwas in seinem Gesicht bewegte sich kurz, dann nicht mehr.

»Das Material sei auch das Problem«, sagte er. Seit dem Frühjahr. Alles gehe zuerst an die Militärbetriebe.

Dann sagte er, fast beiläufig: Wiener Kalk, trocken einreiben, bis der Riss weiß und sauber sei. Dann einen Tropfen Leinölfirnis, mit der Fingerspitze eingearbeitet. Das Öl krieche in den Spalt, härte aus, dichte ab. Danach polieren, bis kein Fettfilm mehr auf der Glasur liege.

Hedwig hörte zu. Es war lächerlich – eine Fliese, die ausgetauscht werden musste, mit Öl abzudichten. Aber sie hatte keine Wahl.

»Sobald Sie kommen können«, sagte sie.

Smolka schaute auf das Kreuz an ihrem Mantel, dann wieder auf sie. Er griff nach einem Stück Papier und schrieb ihren Namen und die Adresse auf.

»Unbedingt noch vor Weihnachten«, sagte Hedwig.

Smolka versuchte zu lächeln. »Ich schaue, was ich tun kann.«

Hedwig nickte und ging.

Durch das Küchenfenster der Garten: die Bohnen abgeerntet, das Spalier leer, die Obstbäume kahl. Der November hatte die Farbe aus allem gezogen. Nur das Haus stand noch, der Kieselputz, das steile Satteldach, die Diele und das Bad und die Schlafkammern, alles an seinem Platz.

Beim Abendessen sagte Hedwig es.

Ernst saß ihr gegenüber, Klaus auf seinem Stuhl, Werner und Herbert auf der Bank, die Zwillinge lagen in der Wiege. Das Essen stand auf dem Tisch, und nach dem Tischgebet, während Hedwig die Suppe schöpfte, sagte sie, ohne aufzuschauen: »Im Bad ist ein Riss. Ein Haarriss. In einer der Fliesen. Smolka kommt noch vor Weihnachten.«

Ernst schaute auf. »Wo?«

»Links neben dem Waschbecken. Nahe dem Boden.«

Er legte den Löffel hin. »Ich schau das nachher mal an.«

»Du musst nicht schauen«, sagte Hedwig. »Ich habe ihn gesehen. Er ist da.«

Ernst aß. Nach einer Weile sagte er: »Das ist eine Kleinigkeit, Hedi. Ein Haarriss.«

Hedwig sagte nichts.

Eine Weile sagte niemand etwas. Ernst begann zu essen. Werner schaute kurz auf, dann wieder auf seinen Teller – er war alt genug, um zu wissen, wann man nicht fragte. Herbert aß weiter, ohne aufzuschauen. Klaus schaute von Hedwig zu Ernst zu Hedwig, dann wieder in seine Schüssel. Die Zwillinge schliefen.

Ihr Schweigen enthielt alles, was sie hätte sagen können: dass eine Kleinigkeit eine Kleinigkeit war, wenn man das Haus verkaufen wollte, und keine Kleinigkeit, wenn man es behielt. Dass eine Kleinigkeit, unbehandelt, größer wurde. Dass der Unterschied zwischen einer Kleinigkeit und einer Katastrophe in den meisten Fällen die Zeit war, die man ungenutzt verstreichen ließ, bevor man handelte.

Sie sagte das nicht. Sie schöpfte für Klaus nach und trank einen Schluck Wasser.

Abends, als die Kinder im Bett waren, ging Hedwig noch einmal ins Bad.

Nicht um etwas zu tun. Nur um hinzuschauen, weil das Hinschauen das Einzige war, das sie jetzt tun konnte, bis Smolka irgendwann vor Weihnachten kam. Sie machte das Licht an. Die Fliesen, weiß, gleichmäßig, von Boden bis Schulterhöhe. Das Waschbecken. Der Ofen, kalt jetzt, weil es kein Badetag war.

Sie kniete sich hin, vor die Stelle, links neben dem Waschbecken.

Der Riss war noch da. Er war nicht größer geworden, nicht seit dem Morgen, nicht in den Stunden dazwischen. Er war so groß wie beim ersten Mal: ein Haarriss, dünn wie ein Bleistiftstrich, diagonal über die untere linke Ecke. Kaum sichtbar, wenn man nicht wusste, wo man schauen musste.

Hedwig fuhr mit dem Finger über die Stelle. Das leise Kratzen, dasselbe wie zuvor.

Sie stand auf.

Das Bad war ihr Raum: die Fliesen, das Waschbecken, die Wanne auf den Löwenklauen. Das war wirklich. Das ließ sich anfassen. Das war ein Beweis. Der Beweis hatte jetzt einen Fehler, und der Fehler würde vor Weihnachten repariert werden, und bis dahin war er da, und das war genug, um weiterzumachen: wissen, was zu tun war, und wissen, wann es getan werden würde.

Sie machte das Licht aus.

16

Hedwig kniete auf dem Boden im Bad und wischte die Fugen.

Das war die Arbeit, die man machte, sobald Werner und Herbert zur Schule und Ernst zur Arbeit gegangen war: der Boden, die Fugen, die Stellen, an denen Feuchtigkeit war und nicht bleiben durfte. Der Lappen war fast trocken, die Bewegung gleichmäßig, Reihe für Reihe. Die Fliesen waren weiß.

Sie waren immer weiß. Und das Weiß hatte immer etwas, das sie an etwas erinnerte, das sie einmal gesehen hatte, kurz, durch eine Tür, die sie versehentlich geöffnet hatte.

Heinrichau, Sommer 1919. Sie war neunzehn gewesen, im zweiten Dienstjahr, und sie kannte die Gänge inzwischen, die meisten jedenfalls. Die Tür am schmalen Flur am Ende des Hauptflügels, zweite Etage, links: die hatte sie noch nicht geöffnet, weil es nie einen Anlass gegeben hatte. Es gab keine Anlässe. Man öffnete Türen, wenn man einen Auftrag hatte, und wenn man keinen hatte, blieben sie zu.

An diesem Morgen hatte sie einen Krug getragen, einen leeren, den sie zurückbringen sollte, und sie hatte sich vertan, war eine Tür zu früh abgebogen, hatte die falsche Tür aufgemacht – und hatte gleich wieder zugemacht, weil man das nicht tat.

Aber in den Sekunden dazwischen hatte sie es gesehen.

Weiße Fliesen, von Boden bis zur Schulter. Eine Wanne auf vier Löwenklauen, das Wasser noch darin, leicht schaumig, ein Geruch nach Lavendel und etwas, das schwerer war, Seife vielleicht, oder das Wasser selbst. Und an der Seite, neben der Wanne: ein Mädchen, nicht viel älter als Hedwig, in weißer Schürze, das gerade ein Handtuch faltete und bei Hedwigs Eintreten den Kopf hob. Die Augen groß, kurz, dann wieder gesenkt – das Mädchen hatte ihr einen einzigen Blick zugeworfen und dann das nächste Handtuch genommen.

Hedwig hatte die Tür zugezogen. Sie war den Gang weitergegangen, den Krug in der Hand, bis zur richtigen Tür.

Aber das Bild hatte sich eingeschrieben.

Das Kloster in Heinrichau war nicht das, was man sich vorstellte, wenn man Kloster sagte: keine Kargheit, keine kahlen Wände, keine Armut aus Überzeugung, ja, schon lange gab es hier nicht einmal mehr Mönche. Das Kloster Heinrichau war ein barocker Komplex, vier Flügel um die Vierung eines Kreuzgangs, mit einer Kirche, deren Turm weit über das Land zu sehen war. Man

wusste, dass man in einem besonderen Haus war, nicht weil es sich aufplusterte, sondern weil es so selbstverständlich da war. Es hatte das, was Häuser hatten, wenn sie seit Generationen bewohnt wurden: eine Ruhe, die nicht erzwungen war.

Die Großherzogin hatte das Kloster seit dem Herbst 1918 bewohnt, seit die Revolution ihrem Mann den Thron genommen hatte. Offiziell war sie keine Großherzogin mehr, das wusste Hedwig, das wusste jeder. Aber für Hedwig blieb sie die Großherzogin, und ihre Töchter blieben die Prinzessinnen, weil Menschen nicht einfach aufhörten zu sein, was sie sind, nur weil in Weimar irgendetwas beschlossen worden war.

Die Großherzogin hatte dieses Haus auf eine Art bewohnt, die Hedwig nie vergaß. Sie hatte nie erklärt, wie etwas zu machen war. Sie hatte es gezeigt, einmal, ohne Worte, und danach hatte man es gewusst. Nicht weil die Großherzogin streng gewesen wäre. Sondern weil die Art, wie sie eine Teetasse abstellte oder einen Raum betrat, einen dazu brachte, es richtig machen zu wollen.

Das Bad hinter der falschen Tür war das Bad der Großherzogin gewesen. Das hatte Hedwig später erfahren, beiläufig, aus dem Gespräch der anderen Mädchen. Sie hatte nichts gesagt. Sie hatte das Bild in sich behalten: die weißen Fliesen, die Wanne, das Licht auf dem Wasser.

Ernst war im Frühjahr des dritten Jahres dorthin gekommen, als Gärtner.

Er war kein belesener Mann, das war von Anfang an klar, aber er hatte eine Art mit Pflanzen, die über das Handwerk hinausging: er wusste, wie sie wuchsen, ohne darüber nachzudenken, und das Wissen saß bei ihm in den Händen, nicht im Kopf. Die Gärtnerei in Heinrichau hatte viel zu tun – Rosenspaliere, Küchengärten, ein Rosengarten, der zur Schauseite hin lag und der im Sommer Besucher anzog –, und die Männer, die dort arbeiteten, waren meistens schweigsam, weil die Arbeit es so verlangte.

Ernst war nicht schweigsam.

Er pfiff, auf den Wegen, in den Gängen, wenn er Werkzeug oder Schnittgut trug, auf dem Weg von der Gerätekammer zu den Grünanlagen oder zurück. Ein Lied, immer dasselbe, eine Melodie, die Hedwig nicht kannte und die ihr trotzdem sofort vertraut war, weil sie die Leichtigkeit hatte, die eine Melodie haben musste, um sich einzuschreiben.

Sie hörte es zum ersten Mal, als sie einen Eimer Wasser trug, durch den Verbindungsgang zur Küche. Die Melodie kam von rechts, näherte sich, und Hedwig ging geradeaus, ohne stehen zu bleiben, ohne den Kopf zu drehen. Man blieb nicht stehen. Man schaute nicht.

Aber sie hörte es.

Bist du's, lachendes Glück, hieß die Melodie, wie sie später herausfand. Ein Lied aus einer Operette, die sie nicht kannte, von einem Komponisten, den sie nicht kannte. Was sie kannte, war die Melodie, und die Melodie war bei ihr geblieben.

Ihre Urgroßmutter war eine von Holly gewesen, die Tochter eines Offiziers, sie hieß Josepha. Das hatte Hanna, ihre Mutter, ihr einmal gesagt, bei der Küchenarbeit, beiläufig, wie man etwas sagt, das man selbst schon lange weiß. Josepha hatte einen Dorfschullehrer geheiratet, aus Liebe, einen Chalupka, und hatte mit ihm in bescheidenen Verhältnissen gelebt. Ihre Kinder hatten aber Taufpaten aus besten Kreisen, und sie hatten immer ordentlich ausgesehen. Die Tochter, Hedwigs Großmutter, war noch als verheiratete Frau von Josepha getadelt worden, wenn sie ein Kopftuch trug – das taten nur Bäuerinnen. Die Ordentlichkeit und das standesgemäße Verhalten hatte die Urgroßmutter durchgesetzt, das brauchte keine Begründung. Josepha selbst habe immer eine gestärkte Haube mit Spitzenbesatz getragen.

Hedwig hatte das nicht vergessen.

Ihre Mutter hatte ihr auch erzählt, ohne Betonung, bei einer anderen Arbeit, dass die Piontek, deren Namen sie beide trugen, altes schlesisches Blut seien. Man wisse das, wenn man es in sich habe. Was genau das bedeutete, wusste Hedwig nicht. Schlesisch, alt, die Wurzeln irgendwo zwischen Tarnowitz und Gleiwitz. Mehr hatte die Mutter nicht gesagt, und mehr hatte Hedwig nicht gefragt.

In Heinrichau hatte ihr beides, ohne dass sie es so gedacht hätte, eine Haltung gegeben: sie war nicht aus dem Nichts gekommen. Sie hatte etwas mitgebracht, unsichtbar, aber es war da.

Das kleine Bild der Schwarzen Madonna, das jetzt in der Petersberger Küche hing – über dem Tisch, neben dem Holzkreuz aus Tarnowitz –, stammte aus dem Haushalt ihrer Mutter. Die Mutter hatte es ihr mitgegeben, als Hedwig nach Heinrichau gegangen war: ein kleines Andachtsbild, das Format einer Spielkarte, mit einem Rahmen aus schwarzem Holz, das an den Ecken abgestoßen war.

Die Madonna war dunkel, das Gesicht streng, das Kind auf dem Arm ebenfalls ernst. Das Bild hing jetzt an der Wand der Küche, und es würde dort hängen, solange Hedwig die Wand hatte.

Woher es ursprünglich stammte, wusste sie nicht genau. Aus Tarnowitz, hatte die Mutter gesagt. Aus der Familie. Das genügte.

Hedwig stand auf.

Der Boden war fertig, die Fugen abgerieben, der Lappen ausgewrungen. Durch das hochgesetzte Fenster fiel das frühe Morgenlicht auf die Fliesen, im schrägen Winkel, noch ohne Wärme. Die Fliesen waren weiß. Die Fugen waren sauber.

Das war ihr Bad. Das hatte sie, und das hatte sie sich gedacht, als sie es zum ersten Mal gesehen hatte, nach dem Einzug, in dem Sommer 1936: so also ist es, wenn man angekommen ist. Die Wanne auf den Löwenklauen, die Fliesen, das klare Glas im Fenster.

Sie hatte eine falsche Tür aufgemacht, einmal, und was dahinter gewesen war, hatte sie nicht vergessen.

Sie nahm den Lappen, hängte ihn über den Rand der Badewanne und ging in die Küche, um nach den Zwillingen zu sehen.

17

Es war Sonnabendabend. Hedwig zog die Tür zur Kammer der Zwillinge hinter sich zu.

Uwe und Petra schliefen. Klaus schlief. Werner und Herbert lagen in ihren Betten, die Decken hochgezogen, wie es sein musste. Sie stand einen Moment auf dem Treppenabsatz und horchte in das Haus hinein: von unten das Geräusch des Radios aus dem Wohnzimmer, gedämpft, ein Sprecher, dann Musik. Ernst.

Sie stieg die Treppe hinunter. Im Bad brannte noch kein Licht, aber die Wärme war schon da, durch die Tür zu spüren: Ernst hatte den Badeofen eine Stunde zuvor angeheizt. Heute war Hedwigs Badetag – nicht der der Männer, an dem Ernst und die Söhne das Wasser teilten, sondern ihrer, allein, eine Abmachung, die nie ausgesprochen worden war und die trotzdem galt. Er tat das ohne Aufforderung, weil er fand, dass eine Frau keine Kohlen tragen sollte, und weil er es so tat, wie er vieles tat: still, ohne daraus etwas zu machen. Hedwig nahm das Handtuch vom Haken neben der Küchentür und ging ins Bad.

Sie machte die Tür hinter sich zu. Dann das Licht.

Die Fliesen. Das Waschbecken. Der runde Blechofen in der Ecke, der gleichmäßig zog, das leise Knistern der Glut, die Wärme, die in der Luft stand wie etwas Greifbares. Hedwig legte die Hand an den Wasserhahn der Wanne und drehte ihn auf. Das Wasser kam sofort warm: Ernsts pünktliche Vorarbeit. Die Wanne war aus emailliertem Gusseisen, schwer, auf vier Löwenklauen, und sie füllte sich langsam. Das war in Ordnung. Sie hatte Zeit.

Das Bad hinter der falschen Tür. Die Großherzogin hatte eines gehabt. Jetzt hatte Hedwig eines.

Das Wasser lief noch. Sie saß auf dem Rand der Wanne und wartete.

In Tarnowitz und auch später in der Dienstwohnung hatte es kein Bad gegeben. Das wusste man, man sagte es nicht, aber man wusste es, und wenn man ehrlich war, wusste man auch, was es bedeutete: die Waschschüssel, den Krug, die Zinkwanne, die man vom Haken in der Waschküche holte und in die Küche trug. Alle Kinder nacheinander, dasselbe Wasser. Die Mutter war als Letzte dran, und das Wasser war dann das, was es war. Das hatte sie gesehen.

Sie dachte das, und dann dachte sie nichts mehr darüber, weil es keinen Zweck hatte.

Das Wasser war warm und es war genug. Sie drehte den Hahn zu.

Während sie sich auszog, sang sie. Sie merkte es erst, als sie schon sang: halblaut, die Melodie vor allem, die Worte kaum. *Bist du's, lachendes Glück – bist du's, oder täuscht mich ein Traum?* Die zweite Strophe, die sie auswendig kannte, weil Ernst das Lied so oft gepfiffen und gesungen hatte, in Heinrichau, in den Gängen des Schlosses, und sie es dann irgendwann auswendig gekonnt hatte, ohne es gelernt zu haben.

Sie sang, ohne es zu merken, bis sie mittendrin war. Dann hörte sie auf und stieg in die Wanne.

Das Bad war ihr Raum.

Das war nicht übertrieben. Das Bad gehörte ihr allein, in einem Sinn, den das Schlafzimmer nicht erfüllte und die Küche nicht und die Diele nicht. Ernst kam hinein, um sich zu waschen. Die Kinder kamen hinein, um sich zu waschen. Das Pflichtjahrmädchen benutzte es an bestimmten Tagen. Aber an diesem Tag, in dieser Stunde, nach dem Abendessen, wenn die Kinder schliefen und Ernst beim Radio saß, war das Bad ihres, vollständig, ohne Einschränkung.

Kein Kind klopfte an. Kein Ernst fragte, wo etwas war. Die Wärme des Ofens, das stille Wasser, die Fliesen, die von Boden bis Schulterhöhe liefen und die sie kannte, jede einzelne, weil sie sie jede Woche abrieb.

Sie lehnte sich zurück, das Wasser bis zu den Schultern.

Es umschloss sie, warm, gleichmäßig warm, und Hedwig lag einen Moment still und ließ es geschehen. Die Fliesen leuchteten im Licht der Lampe, weiß, gleichmäßig weiß. In der Fensterlaibung saß der Verdunklungsrahmen, leises Knacken und Ticken des metallenen Gehäuses des Badeofens, dessen Inneres immer noch Glut barg.

Sie ließ die Augen über die Fliesen gehen, Reihe für Reihe, von links nach rechts, von oben nach unten. Die Fugen sauber, die Flächen ohne Fleck. Alles stimmte, soweit das Auge reichte. Der

Riss war da, links neben dem Waschbecken, nahe dem Boden, sie wusste, wo er war, sie brauchte nicht hinzuschauen: Smolka kam vor Weihnachten, das Material hatte er wohl schon bestellt, die Sache war in Ordnung, so weit eine Sache in Ordnung sein konnte, die noch nicht erledigt war. In diesem Raum, in dieser Stunde, ließ sie es dabei.

Das Bad bewies etwas. Das wusste sie, auch wenn sie es nie so gesagt hatte, auch wenn sie es niemand anderem hätte erklären können. Es bewies, dass die Arbeit in Tarnowitz und in Heinrichau und die Heirat und das Baudarlehen und die Formulare und alles andere – dass das alles zu etwas geführt hatte, das sich anfassen ließ, das Fliesen hatte, das abgewischt werden konnte und das dann wieder weiß war.

Ernst hatte vorgeschlagen, das Haus zu verkaufen. Sie hatte nein gesagt, und das war richtig gewesen, und sie würde es wieder sagen, wenn es wieder gesagt werden musste. Das Haus stand. Das Bad stand. Die Fliesen waren weiß.

Sie dachte an nichts Bestimmtes. Das war selten. Meistens dachte sie an das, was noch zu tun war. Aber jetzt, in der Wärme des Wassers, war der Kopf leer auf eine Weise, die sie nicht festhalten wollte, weil Festhalten es zerstört hätte.

Dann, von oben: ein Geräusch.

Nicht laut. Kaum etwas. Petra, die in der Dunkelheit des Schlafzimmers aufgewacht war, ein kurzes Weinen, das unsicher war, das suchte, das noch nicht wusste, was es wollte.

Hedwig hörte es. Sie blieb liegen.

Sie wartete: ein Augenblick, zwei, drei. Das Weinen hatte diese Art, die sie kannte: kein Schmerz, kein Fieber, nur das Aufwachen in der Dunkelheit, der Moment vor dem Bewusstsein, wer man war und wo. Das Kind brauchte sich selbst, jetzt, nicht jemand anderen. Wenn man sofort kam, lernte das Kind, dass es jemand anderen brauchte. Wenn man wartete, lernte das Kind, sich selbst zu finden.

Das Weinen wurde leiser. Dann hörte es auf.

Stille.

Hedwig lag in der Wanne und das Wasser war jetzt nicht mehr warm, sondern begann, nur noch lauwarm zu sein, und der Ofen glühte, und die Fliesen leuchteten weiß im schwachen Licht der Lampe. Oben war es still. Das Kind hatte sich selbst beruhigt, das war gut, das war das Richtige, das war, was ein Kind lernen musste.

Sie blieb noch einen Moment liegen.

Dann stieg sie aus der Wanne, trocknete sich ab, ließ das Wasser ab, machte das Licht aus und ging schlafen.

18

Es war Sommer 1940, ein Sonntagnachmittag, und der Garten lag im vollen Julilicht.

Ein Jahr war vergangen seit dem Augustnachmittag, an dem die Zwillinge noch in der Wiege geschlafen hatten und Ernst weggeschickt worden war und der Sendeturm am Horizont gestanden hatte wie immer – stumm, 112 Meter Lärchenholz, als wäre er an diesem Tag nicht anders als an jedem anderen. Jetzt war Frankreich besiegt, der Krieg so gut wie gewonnen, und von dem Gespräch über das Haus, das Ernst im Oktober geführt hatte, war nichts mehr übrig als eine Erinnerung, die man beiseitelegen konnte.

Werner und Herbert waren seit dem Morgen weg, Geländespiel irgendwo in den Wäldern hinter Petersberg, das wusste Hedwig, mehr nicht. Klaus spielte auf dem Grundstück nebenan mit den Büttner-Jungen Cowboy und Indianer, das Holzgewehr hatte er mitgenommen. Hedwig hatte Ruhe, und die Ruhe war gut.

Sie stand in der Küche und drückte die Zwieback-Brösel an die Seiten der Schichttorte, gleichmäßig, mit der flachen Hand, Runde um Runde. Den Teig hatte sie gestern beim Bäcker gebacken lassen, die Schichten heute früh zusammengesetzt, die Aprikosenkonfitüre aufgestrichen, den Mohn hineingestreut. Das war Arbeit, die ihr lag: präzise, fassbar, mit einem Ergebnis, das stimmte oder nicht stimmte. Es stimmte.

Durchs Fenster sah sie den Garten.

Ernst stand beim Spalier, das Hemd hochgekrempelt. Petra lief auf ihn zu, mit ihren kurzen Beinen über den feinen Kies, mit dem er die Wege abgestreut hatte, und warf sich gegen sein Bein, beide Arme darum. Dann reckte sie sich, den Kopf nach oben, die Augen auf sein Gesicht.

Ernst legte die Hand auf ihren Kopf. Er musste sich nicht bücken. Das war neu, das war seit einigen Wochen neu: er konnte die Köpfe der Zwillinge berühren, wenn sie standen, einfach so, im Vorbeigehen, ohne sich herablassen zu müssen. Er legte die Hand auf Petras Kopf und ließ sie dort einen Moment.

Uwe stand ein paar Schritte weiter, schaute zu, dann lief er auch.

Ernst zählte laut: *eins, zwei, drei* – dann verschwand er hinter dem Pfosten der Laube.

»Wo Papa? Wo?« Petra drehte sich, schaute zur Laube, schaute zurück zum Spalier, schaute in die Richtung der Küche.

»Papaaa!«

Sie lief auf die Laube zu. Ernst trat hinter dem Pfosten hervor – »Da bin ich!« – und sie kreischte, und er lachte.

Uwe hatte die Suche anders betrieben: er war stehen geblieben und hatte gewartet, bis Ernst auftauchte, und tapste dann auf ihn zu, »Da!« – ein einziges Wort, aber vollständig gemeint.

»Nochmal!« sagte Petra. »Nochmal Papa!«

Ernst verschwand wieder. Petra suchte, lauter diesmal: »Papa weg. Wo Papa? Hier?« Sie sah hinter die Laube, dann um den Obstbaum, dann wieder zurück. Uwe blieb stehen und sah ihr zu.

Hedwig drückte die letzte Runde Brösel an den Kuchen. Sie sah, dass Petra suchte und dabei sprach und dabei alle benachrichtigte, laufend, ohne Pause. Sie sah, dass Uwe wartete und dann fand.

Später, weil Petra darum gebeten hatte – »Pust! Papa pust!«, und dann, als Ernst erst zögerte: »Bitte pust! Pust jetzt!« –, hockte Ernst auf dem Boden des Gartenwegs mit einem Drahtring und einer Tasse Seifenwasser.

Die erste Blase hob sich über die Bohnenreihen, rund und zitternd, das Licht des Julinachmittags in ihr. Uwe streckte die Hand aus, brachte sie zum Platzen und sagte »Weg!«. Die Hand hielt er noch einen Moment in der Luft. Petra lief der nächsten nach, die der leichte Wind davontrug, und warf sich darauf.

Ernst blies weiter. Er beobachtete, wie eine Blase auf Uwe zutrieb. Petra war zuerst da. Er blies noch eine, diesmal in Uwes Richtung, wartete. Petra war wieder zuerst da.

Er sah es. Er sagte nichts. Er blies weiter und dachte: dieses Kind. Er dachte es, ohne damit ein Urteil zu fällen, nur eine Beobachtung, die er irgendwo ablegte, nicht ganz wissend wohin damit. Das war in ihr, von Anfang an, und er wusste es und beließ es dabei.

Hedwig trat mit Tellern, Tassen und einer frisch gestärkten Tischdecke aus der Tür. Sie deckte den großen Gartentisch, der für Sonntagnachmittage gedacht war, für Kaffee und Besuch, für solche Stunden.

Ernst sah sie und blies noch eine Blase.

»Sieh mal«, sagte Hedwig, fast zu sich, die Tassen in den Händen, den Blick auf Petra, die einer Blase nachlief, »wie er dich anschaut, Kind.«

Petra hörte den Ton. Ernst hörte ihn nicht – er war zu weit weg, zu sehr im Moment.

Hedwig ging zurück in die Küche, um den Kaffee zu holen.

Es war ein guter Sommer. Das war es, was Hedwig gedacht hatte, als sie den Kaffee aufsetzte. Frankreich war besiegt. Der Krieg würde bald vorbei sein, das sagte man, das stand in der Zeitung, das sagten die Leute beim Bäcker und die Frauen nach der Messe. Ernst würde nicht eingezogen werden, dafür war er zu alt, und Werner und Herbert waren zu jung, und bis sie alt genug wären, würden die Waffen schweigen.

Das Haus stand. Das Bad stand. Die Fliesen waren weiß. Der Riss war repariert.

Im Wohnzimmer lief noch das Radio, das Ernst seit dem Morgen hatte laufen lassen: Musik, dann Nachrichten, dann wieder Musik. Die Nachrichten hatten geklungen wie immer, gleichmäßig und sicher, und Hedwig hatte nicht zugehört und hatte doch gehört, was sie hören wollte: dass alles im Gang war. Dass die Dinge sich in die richtige Richtung bewegten.

Am Horizont, wenn man hinsah, der Sendeturm.

Uwe schlief am Rande der Sandkiste ein, ganz, ohne Ankündigung, den Kopf auf die gefalteten Arme. Ernst hob ihn auf und legte ihn auf die Bank neben dem Gartentisch, deckte seine Jacke über ihn.

Petra schaute zu. Dann: »Ich auch?«

»Du noch nicht«, sagte Ernst. »Du bist noch nicht müde.«

»Doch«, sagte Petra.

Ernst schaute sie an. Das Gesicht der Hedwig aus Heinrichau, schon mit siebzehn Monaten, schon klar, schon so. Dann lachte er, weil Petras Lüge so vollständig war, und Petra lachte auch, weil Ernst lachte.

Hedwig trat aus dem Haus mit der Kaffeekanne und der Tortenplatte. Die Torte war fertig, die Brösel saßen, die Oberfläche stimmte. Sie stellte beides auf den Tisch.

Ernst schaute von Petra zu Hedwig zu dem Tisch, zu dem Torte und Kaffee und Sonnenlicht, und dachte nichts Bestimmtes, nur: das ist gut. So soll es sein.

Petra kletterte auf die Bank neben den schlafenden Uwe und setzte sich aufrecht, die Hände im Schoß, bereit.

Später, als sie ins Haus gegangen waren und die Kinder schliefen, fing Ernst an zu singen, unvorbereitet: *Bist du's, lachendes Glück* – die erste Strophe, halblaut, weil er das Lied kannte und weil es ihm gehörte.

Hedwig, am Fuße der Treppe, hörte es.

Sie hielt inne, die Hand am Geländer, einen Moment. Das Lied aus Heinrichau, aus dem Sommer, in dem Ernst in den Gängen des Klosters gepfiffen hatte und sie das Tablett getragen hatte und nicht gewusst hatte, dass jemand sie anschaute. Das Lied war ihres, genauso wie seins, das war einfach so geworden, weil Dinge so wurden, wenn man sie nicht erzwang.

Sie stand einen Moment still auf der Treppe.

Dann stieg sie weiter.

19

Der Amtsbote aus der Gemeindeverwaltung kam an einem Dienstagvormittag, Ende August, kurz nach zehn.

Ernst war im Büro. Hedwig öffnete die Tür. Der Bote – ein älterer Mann, den sie vom Sehen kannte – hielt ihr einen amtlichen Umschlag hin und eine Zustellungsurkunde. Sie las, was sie lesen musste, um zu verstehen, was es war. Dann unterschrieb sie, mit Datum und Uhrzeit, wie er es verlangte.

Der Bote ging. Hedwig schloss die Tür.

Sie legte den Umschlag auf den Küchentisch, ungeöffnet, und fing an, das Mittagessen vorzubereiten. Die Uhr zeigte zehn Minuten nach zehn. Ab diesem Moment lief die Frist, ob Ernst es wusste oder nicht.

Er kam kurz vor dem Essen nach Hause. Sie zeigte auf den Umschlag. Er setzte sich, öffnete ihn, las ihn, einmal, dann ein zweites Mal, dann legte er ihn auf die Anrichte.

Die Kinder kamen. Man setzte sich, betete, aß. Hedwig schöpfte, schöpfte nach, räumte ab.

Als der Tisch leer war, fing sie an, die Liste zu schreiben.

Das war der Anfang der Tage, die folgten.

Er verstand es nicht, das war das Erste. Frankreich war seit zwei Monaten besiegt. England würde folgen, das war nur eine Frage der Zeit, das sagte man, das stand zwischen den Zeilen, das war vernünftig. Er war dreiundvierzig, er hatte einen Schreibtischposten bei einer wichtigen Institution, und der Krieg war so gut wie vorbei.

Und jetzt das.

Dann die zweite Überraschung: wohin man ihn schickte.

Er hatte gedacht – ohne Worte und nicht zu Ende, aber er hatte es gedacht –, dass seine Arbeit bei der RRG etwas zählen würde. Dass man jemanden, der im Rundfunk gearbeitet hatte, zu einer Einheit schickte, die mit Rundfunk zu tun hatte. Propagandakompanie. Nachrichtentruppe. Irgendwohin, wo man wusste, wer er war.

Stattdessen: Pionier-Ersatz-Bataillon 8. Cosel, an der Oder.

Er hatte jemanden gefragt. Nicht die Kollegen bei der RRG – das ging nicht, nicht das. Er hatte erfahren: Pioniere gruben Gräben. Pioniere bauten Brücken unter Beschuss. Pioniere räumten Minen. Seine Jahre bei der RRG, die Bürotätigkeit, der Sender – auf dem Einberufungsbefehl stand das als eine Zeile unter vielen anderen Zeilen. Für die Wehrersatzinspektion war er ein gesunder Mann Anfang vierzig, der mit Schaufel und Spaten umgehen konnte. Der Garten hatte ihn verraten.

Hedwig hörte zu und sagte nichts. Aber ihr Gesicht sagte etwas, das sie nicht aussprach: dass dies nicht das war, was einem Mann zustand, der bei der RRG gearbeitet hatte. Nicht Pioniere. Nicht Cosel. Das war kein Vorwurf an Ernst – Ernst hatte ja nichts falsch gemacht. Es war einfach falsch. Es passte nicht.

Sie fing an, die zweite Liste zu schreiben, für die Dinge, die Ernst mitnehmen musste.

Die Vorbereitungszeit war kurz. Der Bescheid ließ ihm drei Tage.

Irma, die jetzt als Pflichtjahrmädchen ins Haus kam, versuchte zu helfen. Das war das Problem mit Irma: sie versuchte immer zu helfen, und es half nie. Sie packte die Wäsche falsch – die Unterhemden obenauf, nicht unten, weil obenauf leichter zu greifen war, ohne zu verstehen, dass es darum nicht ging. Sie ging mit den Zwillingen zur falschen Zeit spazieren, genau dann, wenn Hedwig sie gebraucht hätte, um in der Kammer Platz zu schaffen. Hedwig tat alles selbst, ohne etwas zu sagen, weil das Sagen länger gedauert hätte, als die Dinge selbst zu tun.

Hedwig nähte Ernsts Namen in die Wäsche: in jedes Stück, der Reihe nach, mit dem festen Stich, der nicht aufging. Unterhemden, Socken, die Feldbluse. Sie legte die Sachen in die Tasche, die er mitnehmen würde, so wie sie alles packte: vollständig, nichts vergessen, die Reihenfolge logisch. Sie schrieb an Vika: Ernst wird eingezogen, Pioniere, Cosel. Sie nahm den Keller in Augenschein und schrieb auf, was für den Winter fehlte.

In den Tagen zwischen dem Brief und dem Abmarsch sprachen sie über das, worüber man sprechen musste: die Vollmachten, die Ersparnisse, das Konto, den Garten.

»Die Stangen lässt du bis Oktober stehen«, sagte Ernst eines Abends, beim Essen, beiläufig. »Dann herausziehen, sonst verrotten sie im Boden. Lass die Äpfel am Baum noch hängen, nimm zuerst die vom Spalier, die fallen sonst ab.«

Hedwig nickte. »Ich weiß.«

»Die Kartoffeln schau ich noch durch, bevor ich gehe.«

Es war kein Abschiedssatz und kein Vermächtnis. Es war das, was er sagte, weil er den Garten kannte und weil er sie kannte.

»Gut«, sagte Hedwig.

Ernst war noch da, aber seine Aufmerksamkeit hatte sich verändert.

Er schaute die Kinder an, manchmal länger als nötig: Werner beim Abendessen, Herbert beim Spielen im Garten, Klaus, der ihm bei der Kellerkontrolle half. Seine Augen blieben an jedem Kind einen Moment, bevor sie weitergingen.

Er ging noch einmal zu seinen Hecken am Turm. Allein, an einem Nachmittag, mit der Heckenschere. Die Hecken standen gut; es gab wenig zu tun. Er stand eine Weile auf dem Gelände und schaute den Turm an, die 112 Meter Lärchenholz, scharf im Augustlicht. Dann schnitt er, was zu schneiden war, und ging.

Er ging durch den Garten, an einem Abend, kurz vor dem Dunkelwerden, und kontrollierte alles: das Spalier, die Obstbäume, die Bohnen, schwer jetzt im August, die Laube an der Südwand voll im Blatt. Er blieb einen Moment davor stehen.

Hedwig sah ihn durchs Küchenfenster. Sie rührte die Suppe und sagte nichts.

Die Zwillinge liefen jetzt sicher, die Arme nicht mehr ausgestreckt, die Schritte waren länger geworden. Dass etwas anders war an Ernst, spürten sie. Was, wussten sie nicht. Die Spiele

waren dieselben. Das Lachen war dasselbe. Aber der Körper war anders, und das merkten die Kinder zuerst.

Ernst hielt sie länger.

Beim Hoppe-Hoppe-Reiter ließ er das Knie nicht absacken am Ende, nicht mehr. Stattdessen hielt er Petra oben, einen Moment zu lang, bevor er sie langsam senkte – nicht das dramatische Fallenlassen, das sie lachen ließ, sondern das ruhige Halten, das etwas anderes war und das Petra spürte, ohne es benennen zu können: nicht das Spiel, nicht ganz.

Von seinem Knie aus: ihr Blick, sein Gesicht, nichts dazwischen.

Ernst schaute zurück.

Der Abmarsch war am Freitagmorgen, früh.

Die Familie stand vor der Haustür. Ernst verabschiedete sich von jedem Kind. Werner, dreizehn Jahre alt, fast so groß wie Ernst, hielt sich gerade. Ernst legte ihm die Hand kurz auf die Schulter, ein Moment. Werner sagte nichts. Ernst sagte: »Pass auf die anderen auf.« Werner nickte.

Bei Herbert: kurz, weil Herbert nie viel brauchte. Eine Hand auf den Kopf, rau, wie man es macht, wenn man es schnell machen muss.

Bei Klaus: ein Lachen, ein Stupser in die Rippen. »Pass auf die Mutter auf.« Klaus lachte, weil Ernst lachte, aber sein Blick war unsicher, weil er das Lachen kannte und den Unterton nicht.

Dann die Zwillinge.

Uwe hob er kurz hoch, hielt ihn, setzte ihn ab. Uwe griff nach seinem Uniformkragen und ließ sich davon ablenken.

Dann Petra.

Er hob sie hoch und hielt sie, wie er sie immer gehalten hatte, beide Hände unter den Achseln. Ihr Gesicht auf Augenhöhe mit seinem. Das Gesicht der Hedwig aus Heinrichau, die breiten Schultern. Er wusste nicht, wie alt dieses Gesicht sein würde, wenn er es wiedersah.

Er setzte sie ab.

Petra griff nach seiner Hand. Die kleinen Finger schlossen sich um seinen Zeigefinger, nicht fest, nur so.

Er löste die Finger nicht.

Er stand einen Moment so, Petra neben ihm, die Hand um seinen Finger, und schaute auf den Vorgarten, auf den Weg zur Gartenpforte, auf die Häuser gegenüber. Dann hockte er sich hin, auf ihre Höhe, und sagte etwas in ihr Haar, leise, das der Morgen nicht aufzeichnete.

Hedwig sah es. Sie sagte nichts.

Ernst stand auf. Er nahm die Tasche, die neben der Haustür stand, und gab Hedwig die Hand.

»Komm gesund zurück«, sagte Hedwig.

Das war ihr ganzes Gebet an ihn, laut gesprochen: vollständig, aufrichtig, ohne Rest.

Ernst schaute sie an, einen Moment. Dann sagte er: »Ja.«

Er ging den Gartenweg hinunter, durch die Pforte, die Straße entlang, ohne sich umzudrehen. Dann bog er in die Lublinitzer Straße ein und war weg.

Werner, Herbert und Klaus liefen ins Haus, um ihre Tornister zu holen. Uwe folgte ihnen. Dann gingen die drei Großen zur Schule, ohne viele Worte, weil die Worte alle schon gesagt worden waren.

Petra war im Vorgarten stehen geblieben und schaute zur Gartenpforte.

Der August war trotz der frühen Stunde bereits warm. Von der Straße hörte man nichts mehr.

Hedwig trat neben sie.

»Komm rein«, sagte Hedwig. »Irma ist bald da.«

Petra kam mit. Aber bevor sie ins Haus trat, wandte sie sich noch einmal zur Pforte um, kurz, den Kopf nach rechts, als wäre da noch etwas, das zurückschauen könnte.

Da war nichts.

20

Ernst kam Mitte November, fünfzehn Monate nach seiner Einberufung, mit dem Frühzug aus Breslau – wie man heimkam, wenn man von weit her kam: in Etappen, in Umwegen, über Knotenpunkte, deren Namen man nicht kannte. Als Hedwig die Haustür öffnete, war es noch dunkel, der Atem stand in der Luft, und die Straße war leer. Er stand da mit dem Rucksack. Sie trat einen Schritt zur Seite, damit das Licht aus der Diele ihn traf, und ließ den Blick an ihm hinuntergehen, kurz, einmal, von den Schultern zu den Händen, zu den Beinen, wieder hoch.

Dann sah sie es: er war schmaler geworden, nicht auf eine Weise, die vom schlechten Essen kam. Sie ließ ihn ein.

Werner kam die Treppe herunter, leise, weil er schon wach gewesen war. Ernst trat auf ihn zu und wollte ihn an den Schultern fassen – aber Werner streckte die Hand aus, die rechte, geradeaus, und wartete. Ernst schaute einen Moment auf die Hand. Dann nahm er sie. Fest, kurz. In dem Jahr, in denen sie sich nicht gesehen hatten, war etwas aus Werner geworden, das diese Hand verlangte, und Ernst verstand.

Herbert kam danach, Herbert war immer danach. Klaus schlief noch; er wachte auf, als Ernst laut seinen Namen rief, und kam, sofort hellwach, als hätte er nur auf das Geräusch gewartet.

Die Zwillinge hörte man oben, ein Rumoren, dann Petras Stimme, klar und bestimmt: »Vati ist da.« Es war keine Frage. Es war eine Tatsache. Dann das Trampeln auf der Treppe, und Petra, die vor Uwe unten war und auf Ernst zuging, ohne zu zögern – sie war fast drei, sie kannte dieses Gesicht, sie hatte es nicht vergessen.

Ernst hob sie hoch. Er hielt sie länger als sonst.

Die Tage waren anders als im August des vorigen Jahres, auf eine Weise, die sich nicht leicht benennen ließ.

Ernst war da, er aß, er rauchte, er ging in den Garten und schaute die Obstbäume an, die jetzt kahl standen, die Bohnenranken abgefrostet, die Beete vorbereitet für den Winter. Er sprach mit Werner und erklärte ihm etwas über das Spalier. Er spielte mit den Zwillingen, abends, das Hochheben, das Verstecken. Das Lachen war dasselbe Lachen.

Aber er saß jetzt immer mit dem Rücken zur Wand.

Hedwig bemerkte es am zweiten Abend. Er hatte sich an den Küchentisch gesetzt, und ohne darüber nachzudenken – so schien es –, hatte er die Bank gewählt, die gegen die Wand stand, und sich so gesetzt, dass er die Tür im Blick hatte. Sie sagte nichts. Am dritten Abend war es wieder so.

Er schlief. Das war das Auffällige: er schlief viel, tief, mehr als sie ihn je hatte schlafen sehen. Sie hörte es durch die Nacht – dieses schwere, fast unbewegliche Schlafen, aus dem er nicht einmal erwachte, wenn Klaus nachts nicht zu husten aufhörte und sie aufstand, um nach ihm zu schauen.

An einem Abend am Anfang der letzten Urlaubswoche wusch Hedwig ab. Die Kinder schliefen. Ernst saß beim Radio im Wohnzimmer, sie hörte die Musik gedämpft durch die Wand, dann Stille, dann wieder Musik. Die Schüsseln, das Besteck, die Töpfe: die Reihenfolge war immer dieselbe.

Ernst kam in die Küche. Er wollte sich Wasser einschenken. Er trat an ihr vorbei, griff nach dem Glas, das auf dem Regal hinter ihr stand, und seine Hand fuhr schnell und nah an ihrem Gesicht vorbei.

Hedwig wich zurück – einen Augenblick lang, kaum merklich: der Kopf zur Seite, ein halber Schritt nach hinten, die Schultern hoch. Dann stand sie wieder, wo sie gestanden hatte, die Hände im Wasser.

Ernst hatte es nicht bemerkt. Er goß das Wasser ein und ging zurück.

Hedwig ließ das Wasser über die Hände laufen.

Sie wusste, was es war. Hannas Hände, die sich zu schnell bewegt hatten, zu unvorhersehbar, zu oft – die Hände einer Frau, die schlug, wenn es ihr zu viel wurde, und die sich auch sonst bewegten, als kämen sie schneller, als die Augen folgen konnten. Der Körper hatte das früh gelernt. Er vergaß es nicht, auch wenn der Kopf längst weiter war. Das war kein Vorwurf, nicht mehr. Es war eine Spur, die geblieben war, und Ernsts Hände hatten damit nichts zu tun.

Sie wrang den Lappen aus und wischte die Anrichte.

Von Frau Thienel, deren Mann Max seit dem Sommer in Russland war, hatte Hedwig gehört, dass es dort bereits seit Oktober ständigen Frost gebe. Minus zwanzig, hatte Frau Thienel gesagt, und dann geschwiegen, als warte sie, dass jemand erklärte, was es bedeutete: minus zwanzig, und die Männer hätten keine Winterausrüstung bekommen, weil man gedacht hatte, der Feldzug sei vor dem Winter vorbei.

Hedwig hatte genickt und war weitergegangen. Aber der Satz war geblieben.

An dem Abend, an dem Ernst rauchend am Küchentisch saß und sie das Stopfzeug vor sich hatte, fragte sie, ohne aufzuschauen: »Hast du genug warme Sachen?«

Ernst zog an der Zigarette. Er schwieg einen Moment länger als nötig. »Es geht.«

»Das ist keine Antwort.«

»Ich pack noch was ein.« Er drückte die Zigarette aus, zu früh. »Es ist kalt dort. Das stimmt.«

Mehr sagte er nicht. Hedwig schaute auf die Socke, die sie in der Hand hielt. Sie hatte eine Lücke an der Ferse, die sie schon zweimal gestopft hatte. Sie begann, sie ein drittes Mal zu stopfen.

Was sie dachte: dass *es geht* und *ich pack noch was ein* das war, was er sagen konnte, und dass beides nicht dasselbe war wie *warm genug*. Dass minus zwanzig eine Zahl war, die sie sich nicht vorstellen konnte, weil sie noch nie in solcher Kälte gewesen war. Dass die Lunge sich entzündete, wenn man zu lange in der Kälte war, das wusste sie – zwei ihrer Brüder hatten es gehabt, als Kinder, und sie wusste noch, wie das geklungen hatte.

Ernst rauchte jetzt nicht mehr. Er saß nur da.

Sie stopfte die Socke. Dann faltete sie sie sorgfältig zusammen und nahm aus dem Korb eine weitere.

Der Abmarsch war am nächsten Morgen, im Grau des frühen Dezembermorgens.

Ernst verabschiedete sich von den Kindern schnell, weil schnell das Richtige war: Klaus an die Schulter, Herbert kurz, Werner mit dem Blick ohne Erwartung. Die Zwillinge standen in der Diele, und Ernst kniete sich hin und drückte beide kurz an sich, zusammen, einen in jedem Arm, und dann stand er auf.

Hedwig hielt ihm den Rucksack hin. Dann hielt sie ihm die Wollsocken hin, das Paar, das sie schon in den Tagen zuvor gestrickt hatte.

»Die hast du nicht eingepackt«, sagte sie.

Ernst schaute die Socken an. Dann nahm er sie und steckte sie in den Rucksack, ohne etwas zu sagen.

An der Tür: »Komm gesund zurück.«

»Ja«, sagte Ernst.

Er ging. Die Tür fiel ins Schloss.

Hedwig stand in der Diele.

Wenig später nahmen Werner, Herbert und Klaus ihre Tornister. Sie gingen zusammen los, die Tür fiel, und das Haus war still.

Hedwig ging ins Wohnzimmer. Dort stand Petra auf einem Stuhl am Fenster und schaute auf den Vorgarten. Hedwig öffnete die Schublade in der Anrichte und nahm das angefangene Paar

Socken heraus. Sie würde es fertigstricken. Nicht, um sie Ernst hinterherzuschicken. Nur weil die Hände etwas tun mussten, und weil Wärme das Einzige war, das man von hier aus schicken konnte.

Sie setzte sich und nahm die Stricknadeln.

21

Die Kartoffeln mussten geschält werden.

Sie nahm das Messer, legte die erste Kartoffel in die Hand, und begann, wie sie immer begann: das Messer nah an der Schale, keine Verschwendung, gleichmäßige Streifen. Die Schale fiel in die Schüssel, die Kartoffel auf das Brett. Die zweite. Die dritte.

Durch das Fenster: der Brinkmannhof, das Kopfsteinpflaster. Der Eimer an der Schwengelpumpe, den Karl Temme heute Morgen hatte stehen lassen. Die Luft, die nach feuchtem Stroh roch und nach dem Frühjahr, das noch nicht warm genug war, um nach Frühling zu riechen, aber nicht mehr kalt genug, um nach Winter zu riechen.

Das war Steinbeck. Das war Brinkmanns Küche, März 1947, ein anderer Donnerstagvormittag.

Die alte Frau Brinkmann saß am Tisch und schälte Möhren. Die Hände gleichmäßig, das Gesicht nach unten geneigt, nah an der Arbeit, weil die Augen nicht mehr alles hergaben. Sie schaute nicht auf, als Hedwig hereingekommen war, aber sie hatte genickt, kurz, ohne zu schauen. Die Bäuerin stand am Herd. Sie rührte etwas um, stellte einen Topf ab, nahm einen anderen.

Die zwei Bäuerinnen, die alte und die junge, waren im selben Raum, jede bei ihrer Arbeit, und zwischen ihnen lag eine Stille, die keine Spannung war, sondern Vertrautheit: die Stille von Menschen, die denselben Raum seit Jahren teilen und die keinen Grund haben, ihn mit Worten zu füllen. Die alte Frau Brinkmann sagte etwas, kurz, im Dialekt, den Hedwig nicht ganz verstand, und die Bäuerin antwortete, ohne sich umzudrehen, und dann war es wieder still.

Hedwig schälte die Kartoffeln und sah es und sah es nicht: dieses Schweigen zwischen Mutter und Tochter, das seine eigene Art hatte, die sie kannte und nicht kannte, weil sie es von ihrer eigenen Mutter nicht so kannte. Sie schälte weiter.

Sie dachte an den Brief.

Den Brief, der in der Blechdose lag, zusammen mit dem Familienfoto, und der mit der schönen Handschrift geschrieben war: Ernst, der in Amerika Englisch lernte und Apfelsinen vom Baum

fallen sah. Der Satz, den sie ihm nicht sagen konnte, weil er noch nicht zurück war und weil man das nicht in einen Brief schrieb: *Du wolltest das Haus verkaufen. Ich habe nicht nachgegeben. Das Haus ist trotzdem weg.*

Das war ein Satz, den sie nie aussprechen würde, nicht vor Ernst, nicht vor Vika, nicht vor sich selbst in der Art, wie man Sätze vor sich selbst sagt. Er war einfach da, unbenannt, ohne Form: jeden Tag trug sie ihn mit in die Küche, unsichtbar wie Gewohnheit.

Sie hatte nicht nachgegeben. Das stimmte. Das war der Punkt, bis zu der sie denken konnte.

Die vierte Kartoffel. Die fünfte.

»Die Tüften lassen wir ganz«, sagte die Bäuerin, ohne sich umzudrehen. »Dat kocht sich besser so.«

»Ja«, sagte Hedwig.

Sie ließ die Kartoffeln ganz. Das war möglich. Man konnte es so machen oder so, es war eine Frage der Methode. Den Unterschied zwischen beidem kannte Hedwig. Die Bäuerin musste ihn nicht kennen.

Petra stand in der Tür.

Hedwig wusste es, ohne sich umzudrehen. Das Kind stand da und schaute, wie es immer stand und schaute, mit dieser Aufmerksamkeit, die nichts verstand und alles sah. Acht Jahre alt, die Haare wieder nachgewachsen, die Knie leicht gebeugt, das Gewicht auf den Vorderfüßen.

Hedwig wandte sich nicht zu ihr um.

Nicht um sie abzuweisen. Aber weil sie unfähig war, unter diesem Blick zu stehen, der suchte, was nicht da war, oder was da war und keine Form hatte, die Hedwig geben konnte. Der Rücken war die einzige Antwort, die sie hatte.

Die Hände taten, was sie immer taten.

Währenddessen murmelte sie, halb ohne es zu merken: *Großer Gott, wir loben Dich* – die erste Zeile, die Melodie, die aus ihr herausging, wenn die Hände beschäftigt waren und der Kopf eine Pause nahm. Es war kein Gebet. Es war ein Atmen.

Die alte Frau Brinkmann legte das Messer hin und wischte sich die Hände an der Schürze ab. Dann hob sie den Kopf in Hedwigs Richtung, ihr Blick ein wenig am Ziel vorbei, wie immer.

»Süh an«, sagte sie, zu niemandem oder zu Hedwig oder zur Küche insgesamt: das *Sieh an*, das echte Neugier war und nicht nur Redensart.

Hedwig legte die geschälten Kartoffeln ins Wasser. Sie wischte die Hände an der Schürze ab.

Durch das Fenster: der Hof, die Schwengelpumpe, das Hofkreuz an der Grüninsel zur Straße. Das Kreuz stand, wie es immer gestanden hatte.

Der Tag ging weiter. Das war alles.

22

An einem anderen Tag, in der Kammer, holte sie die Blechdose vom Regal.

Die Heiratsurkunde, die Geburtsurkunden, die Eigentumsunterlagen des Hauses in Petersberg, die niemanden mehr interessierten außer ihr. Der Brief. Das Foto. Sie ließ die offene Dose auf dem Tisch stehen, setzte sich und entfaltete den Brief. Die Kinder waren in der Schule. Die Kammer war still.

Ernst schrieb ohne Klage und so wie er immer schrieb. Er schrieb, dass es ihm gut gehe. Das Essen. Das Englisch. *Ich sage jetzt schon ganz gut how are you, das klingt fast wie bei einem richtigen Amerikaner.* Die Orangenplantagen, die Bewässerungsrinnen, die Maschine, die die Früchte schüttelte. *Das würdest du nicht glauben, wie die das machen.* Bald heimzukommen, hoffte er. Kein Datum.

Und vorher, fast beiläufig, zwischen einem Satz über das Lager und dem nächsten über das Wetter: *Bei Pilsen war das Ende, dann sind wir nach Bayern gekommen und in Gefangenschaft, und dann war es so.*

Hedwig las den Satz und las weiter. Das war vorbei. Was sie interessierte, stand danach: *Jetzt bin ich in Kalifornien, wo der Emil ist.*

Als sie den Brief zu Ende gelesen hatte, hielt Hedwig inne. Die Buchstaben, groß und gleichmäßig, so wie sie immer gewesen waren. Sie betrachtete sie einen Moment.

Ernst hatte die Stelle bei der RRG wegen seiner Handschrift bekommen. Das war, wie es gewesen war: ein Vorgesetzter hatte ihn einmal in der Schreibstube gesehen, hatte die Buchstaben angeschaut und gelobt, und daraus war eine Bürotätigkeit geworden. So liefen diese Dinge manchmal. Man wurde gesehen, und aus dem Gesehenwerden wurde etwas.

Sie faltete den Brief und legte ihn auf das Foto.

Sie hatte der Bäuerin erzählt, dass Ernst jetzt perfekt Englisch spreche. Beiläufig, beim Kartoffelschälen, ein paar Wochen nach dem Carepaket. Ernst studiere drüben auch moderne

Anbaumethoden, habe sie gesagt, in Amerika mache man das so, die Bewässerung, die Maschinenernte, das sei sehr fortschrittlich. Er werde zurückkommen als ein Mann, der etwas gesehen habe, das andere nicht gesehen hätten. Die Bäuerin hatte genickt, ohne die Kartoffel abzusetzen.

Schritte auf der Außentreppe, schwer und gleichmäßig. Dann die Tür. Karl Temme trat ein, legte die Scheite in den Kasten neben dem Herd, Stück für Stück. Hedwig saß am Tisch und wartete. Als das letzte Scheit im Kasten lag, hörte sie seine Schritte wieder auf der Treppe, nach unten, weg.

Die Kinder waren in der Schule. Petra war in der Schule.

Sie stand auf, trat in die hintere Kammer. Auf Petras Bett lag die Puppe. Sie nahm sie und legte sie in die unterste Schublade der Kommode, unter die Wollvliese, die dort lagen und auf nichts warteten. Dann trat sie zurück in die vordere Kammer und setzte sich wieder an den Tisch, wo der Brief und das Foto lagen.

Sie dachte an Klaus.

Der Vati lernt jetzt in Amerika, obwohl er schon über vierzig ist, hatte sie gesagt. *Wenn der Vati das kann, kannst du das auch.* Klaus hatte in der Steinbecker Volksschule Schwierigkeiten: die anderen Kinder, der Lehrer, der Dialekt, der nicht seiner war, die Hefte, die nie so ordentlich waren, wie sie sein sollten. Hedwig hatte ihm den Vater hingestellt, und Klaus hatte zugehört und nichts gesagt.

Was er dabei gedacht hatte, wusste sie nicht. Das war kein Terrain, das sie betrat.

Die Dosen mit Erdnussbutter standen im Regal, die Etiketten nach vorn. Eine war geöffnet. Die sechs übrigen noch nicht angebrochen – und die hinterste war für Ernst.

Sie dachte, kurz, was sie sagen würde, wenn er zurückkam: *Dein Bruder hat geschickt.* Mehr nicht. Was er darauf sagen würde, wusste sie nicht. Vielleicht würde er sich freuen, mit dem Lächeln, das Ernst hatte, wenn etwas ihn überraschte. Das würde ihr nicht gefallen. Vielleicht würde er sagen: *ein guter Kerl, der Emil.* Auch das würde ihr nicht gefallen. Vielleicht würde er nichts sagen.

Das würde am wenigsten wehtun.

Einmal, kurz, der Gedanke: *Vielleicht sollten wir das Haus verkaufen.*

Das hatte Ernst vorgeschlagen, an einem Oktoberabend 1939, ruhig, nach dem Abendessen, als hätte er lange darüber nachgedacht. Sie hatte nein gesagt. Das Haus war trotzdem weg.

Bis hierher konnte sie denken. Das war der Punkt, an dem sie aufhörte. Nicht weil der nächste Gedanke unbekannt war. Sondern weil der nächste Gedanke eine Frage wäre, und die Frage wäre eine, die sie sich nicht stellen konnte, ohne alles in Frage zu stellen, und alles in Frage zu stellen war nicht das, was eine Frau in Brinkmanns Einliegerwohnung mit drei Kindern und einem Mann in Kriegsgefangenschaft tat, die weiterging, weil Weitergehen das Einzige war, das half.

Sie ordnete die Dosen mit der Erdnussbutter neu und schob die für Ernst reservierte einen halben Zentimeter weiter nach hinten.

Vika musste sie schreiben. Wann Ernst zurückkam, wusste sie nicht – *bald*, stand im Brief, und bald war kein Datum –, aber wenn er zurückkam, sollte Vika es wissen. Vika sprach nie über Ernst. Sie fragte nur, und die Fragen sagten alles.

Sie nahm den Brief vom Tisch und dann das Foto. Sie hielt das Foto einen Moment.

Dann faltete sie die Hände. Das Ave Maria, leise, die Lippen bewegend: die Worte, die sie jeden Tag sprach, Ernst darin, ungenannt. Die Muttergottes wusste, wen sie meinte.

Sie legte den Brief auf das Foto, legte alles in die Dose und trug sie zurück ins Regal.

Dann summte sie, ohne es zu merken, die Melodie: *Bist du's, lachendes Glück* – nur die Melodie, keinen Text, die Töne, die aus ihr herauskamen, wenn etwas anderes arbeitete.

Uwe und Petra kamen nach Hause, von der Schule, Petra den Stoffbeutel noch über der Schulter. Hedwig schaute kurz auf. Das Kind hob den Kopf leicht an, die Schultern zurück, schon bevor sie die Tür aufmachte.

»Tante Vika kommt übermorgen«, sagte Hedwig. »Die schaut genau hin.«

Kein Tadel, kein Lob. Nur der Satz.

Petra legte den Beutel ab.

Später suchte Petra die Puppe. Sie schaute auf dem Boden, unter dem Bett, auf dem Regal neben dem Eierbecher. Dann hörte sie auf.

Sie wusste, wer die Puppe genommen hatte. Sie fragte nicht.

23

Klaus und Uwe waren draußen. Hedwig stand am Herd und kochte. Die Kammer war still auf die Art, die sie nur dann hatte, wenn Hedwig mit Petra allein war.

Petra saß auf dem Boden, die Knie angezogen, und schaute.

Sie schaute, seit sie denken konnte. Das war das Erste, was Hedwig von ihr wusste, das Erste, das vor allem anderen kam: Petra schaute. Klaus sprach, fragte, forderte. Uwe wartete und folgte. Petra schaute, mit einer Direktheit, die Hedwig nicht verstand, weil dieser Blick keine Entsprechung in ihr hatte. Es war kein Blick für die Schüsseln oder für die Wand oder für den Herd. Es war ein Blick für sie.

Hedwig rührte im Topf und wusste es, ohne hinzuschauen.

Was Petra in diesem Rücken sah, wusste sie nicht. Die Schultern, die Bewegung des Arms beim Rühren, das Haar, das sie morgens zu einem Knoten steckte und das im Laufe des Tages lockerer wurde. Das waren Hedwigs Schultern, Hedwigs Rücken: Petra kannte sie besser als ihr eigenes Gesicht, weil man den Rücken der Mutter von Geburt an kannte, bevor man irgendwas anderes kannte. Sie suchte darin etwas. Was sie suchte, hatte keinen Namen, auch bei Petra nicht.

Die Kammer war sauber. Das war immer so. Der Herd war ihrer, das Regal war ordentlich, die Schüsseln standen auf dem Tisch. Hedwig sprach, wenn sie sprach, ohne Umschweife und ohne Aufhebens. Das Kind würde lernen, was Kinder lernten: dass man durch das Äußere zeigte, wer man war, dass man sich behauptete, dass man schwieg, wenn die Situation Schweigen verlangte. Das waren keine Lektionen, die in Worte gefasst wurden. Sie lagen in allem, in dem Geruch des Herdes und der Ordnung der Schüsseln und in dem Rücken, der dem Kind zugewandt war.

Hedwig legte den Löffel hin.

Sie drehte sich um und trat zu Petra. Nicht weil etwas gesagt werden musste, nicht weil die Zeit dafür war. Weil sie in diesem Moment daran dachte: das kahle Kind auf dem Boden der Turnhalle in Troppau, vor zwei Jahren, die Läuse, und das Fieber, das nicht kommen durfte und nicht gekommen war. Das Kind, das jetzt acht Jahre alt war und dessen Haar nachgewachsen war und das sie manchmal nachts kontrollierte, halb schlafend, bevor sie sich wieder hinlegte.

Sie nahm den Eierbecher vom Regal, tauchte den Daumen, zeichnete das Kreuz auf Petras Stirn. Erst die Länge, dann die Quere.

Kein Gebet, keine Ordnung. Nur der Daumen, der es tat. Es war ihr Schutzzeichen, das einzige, das sie hatte: der Daumen auf der Stirn des Kindes, das Weihwasser, das seit Monaten aus der Hustensaftflasche in den Eierbecher gefüllt wurde.

Der Daumen blieb einen Herzschlag zu lang.

Petra schloss die Augen.

Dann griff sie danach. Die kleinen Finger schlossen sich um Hedwigs Hand, nicht fest, nur so – die Frage, die immer dieselbe war, die keine Antwort hatte und die trotzdem gestellt wurde, jedes Mal.

Hedwig löste die Finger, ruhig, ohne Ungeduld.

»Setz dich hin«, sagte sie.

Petra setzte sich hin. Was das Kind noch brauchte – einen Blick, der zurückschaute, eine Antwort auf das Schauen –, das war kein Gedanke, der Hedwig kam. Nicht weil sie ihn abwehrte. Es gab ihn einfach nicht, in der Sprache, die sie hatte.

Später, nach dem Essen, als Hedwig den Tisch abräumte.

Petra hatte nach der Zuckerdose gegriffen, die in der Mitte des Tisches stand und die nur für den Kaffee da war, der nur für Hedwig da war. Nicht aus Hunger, nur so, die Hand auf dem Weg dorthin, als hätte sie vergessen, dass sie es nicht durfte.

Hedwig schlug sie, einmal, mit der flachen Hand, nicht hart, aber bestimmt. »Das fasst man nicht an.«

Das war der Satz. Kein zweiter Schlag. Petra zog die Hand zurück. Der Abend ging weiter.

Das Abendgebet.

Klaus und Uwe und Petra knieten an den Bettkanten, die Hände gefaltet. Hedwig kniete vor ihnen, auf dem Dielenboden.

»Vater unser, der du bist im Himmel«, sprach Hedwig.

»Vater unser, der du bist im Himmel«, sprachen die Kinder.

Das Vaterunser, das Ave Maria, die Bitten: für Ernst, für Werner, für Herbert. Petra sprach mit geschlossenen Augen, wie immer. Klaus sprach laut und gleichmäßig. Uwe schaute manchmal zur Decke, wo der Riss im Holz verlief.

Die Form hielt, wie sie immer hielt, weil Formen hielten, wenn man ihnen gab, was sie brauchten: jeden Abend, dieselben Worte, dieselben Knie auf dem Boden.

Nach dem Amen das Kreuzzeichen, der Eierbecher, der Daumen. Dann: »Schlaft.«

Hedwig blieb in der vorderen Kammer, als die Kinder in der hinteren waren.

Sie räumte auf, was noch aufzuräumen war. Dann, ohne darüber nachzudenken, fing sie an zu singen: *Großer Gott, wir loben Dich* – halblaut, eine halbe Strophe, weil der Abend gut gewesen war, soweit Abende gut waren. Das Lied kam, wie es manchmal kam, wenn die Arbeit tat, was Arbeit tat, und der Kopf dahinter zurückblieb.

Aus der hinteren Kammer: Stille, die langsam tiefer wurde. Petra hörte die Melodie, durch die dünne Bretterwand, die zu den Betten hin stand. Die Melodie kam und wurde leiser und blieb trotzdem da, wie etwas, das sich setzt, bevor man schläft.

Dann, durch die Nordwand, die Stimme der alten Bäuerin: kurz, etwas, das Hedwig nicht verstand, im Dialekt, für den sie keine Sprache hatte. Dann Anna Brinkmanns Antwort. Dann ein Lachen, leise, gedämpft, das die Wand nicht ganz schluckte: der Klang des Lachens von zwei Menschen, die sich seit Jahren kennen und die das Lachen geteilt haben, bevor die Worte kamen, der Klang, der keine Erklärung brauchte.

Hedwig hörte es. Sie sagte nichts.

Sie machte das Licht aus.

Und dann war es still, und der Herd zog noch, und Hedwig stand am Herd, der Rücken zur Kammer, der Rücken zu der Tür, hinter der Petra schlief oder nicht schlief.

»Was starrst du«, sagte sie, ohne sich umzudrehen.

Keine Antwort. Nur die Stille der hinteren Kammer, die Stille eines Kindes, das vielleicht schlief und vielleicht noch schaute, durch die Bretterwand, durch den Raum.

Hedwig blieb stehen.

24

Es hatte über Nacht nicht mehr gefroren.

Das merkte Hedwig, als sie die Wohnungstür öffnete: die Luft, die ihr entgegenkam, war kalt, aber anders als im Winter, weicher, mit etwas dahinter, das noch keinen Namen hatte. Die Stufen der Außentreppe waren trocken. Sie ergriff das Geländer und stieg hinunter, den leeren Eimer in der freien Hand, langsam – nicht weil sie Angst hatte zu fallen, sondern weil sie sich ein Fallen nicht erlauben konnte.

Unten, auf dem Kopfsteinpflaster des Hofes, stand die Luft still.

Sie trat zur Pumpe.

Der Schwengel gab beim ersten Drücken nach – die Dichtung war nicht mehr kalt, das Frühjahr hatte begonnen, das zeigte sich immer zuerst an der Pumpe. Das Wasser kam sofort, dunkel und eisig, und füllte den Eimer. Ihre Hände wurden nach dem dritten Pumpenzug taub, wie immer.

Sie ließ den Schwengel los.

Und dann schaute sie hin.

Das Kreuz stand an der Grüninsel zur Straße, wie es immer gestanden hatte: der steinerne Christus, die Arme ausgebreitet, der Sockel dunkel von der Nachtfeuchtigkeit. Die Birke dahinter hatte die ersten Blätter, zart, kaum mehr als eine Andeutung von Grün, das Licht der frühen Morgendämmerung dahinter. Die Grüninsel, das Pflaster, der Hof, der Unterstand, die Stallwand – das alles war da, wie jeden Morgen, in derselben Ordnung.

Hedwig schaute länger als sonst.

Sie dachte nicht: er kommt zurück. Sie dachte nicht: er kommt nicht zurück. Sie dachte das Wort, das sie jeden Morgen dachte, aber heute war es anders, nicht als Trost, sondern als das, was es war: eine Beobachtung, sachlich, vollständig.

Vorläufig.

Das hier war vorläufig. Das war immer vorläufig gewesen, von Anfang an: die Mansarde über dem Kälberstall, die Holztreppe, die enge Kammer, die Bretterwand. Das Haus in Petersberg war vorläufig gewesen, auch wenn es sich nicht so angefühlt hatte, auch wenn das Bad und die Fliesen und das Linoleum in der Diele sich nach etwas Festem angefühlt hatten, nach etwas, das stand. Das Gespräch vom Oktoberabend 1939 war vorläufig gewesen. Ernst, der morgens zur Arbeit gegangen und gleich wieder nach Hause geschickt worden war, wegen der allgemeinen Lage – das war vorläufig gewesen, und dann war es anders vorläufig geworden, und dann hatte das Radio etwas gesagt, und dann war Ernst eingezogen worden, und das Haus war weg, und das war jetzt das hier.

Alles war vorläufig.

Das Kreuz stand.

Das war der einzige Gedanke, der ihr etwas gab an diesem Morgen: das Kreuz stand, wie es gestanden hatte, als der Großvater von Anna Brinkmann noch gelebt hatte, wie es gestanden hatte, als alles hier noch anders war, wie es stehen würde, wenn das hier längst wieder etwas anderes geworden sein würde. Es antwortete nicht auf das, was sie dachte. Es stand. Das war alles. Es war genug.

Hedwig schaute hin und dachte: es steht.

Sie nahm den Eimer und ging zurück zur Treppe.

Die Stufen, die Stufen, die Stufen: siebzehn, sie kannte sie alle, die zweite von oben war am steilsten, die fünfte war locker, wenn man zu nah an den rechten Rand trat. Sie stieg, den Eimer in der einen Hand, die andere am Geländer, das Gewicht des Wassers zog an ihrer Schulter.

Auf der Treppe, die Lippen bewegend, das Morgengebet: das Vaterunser, leise, die Wörter, die kamen wie der Atem, weil sie seit Jahrzehnten dasselbe waren, in denselben Momenten, mit denselben Wörtern. Dann das Ave Maria. Dann kein weiterer Satz, heute nicht, weil das Gebet vollständig war und weil die Treppe aufgehört hatte.

Oben: die Tür.

Die Kammer war kalt. Der Herd wartete noch; das war der erste Schritt, das Feuer, danach das Wasser, danach das Frühstück. Die Wärme war noch nicht da, der Tag hatte noch nicht begonnen.

Hedwig stellte den Eimer ab.

Durch das Fenster der vorderen Kammer, das nach Westen zeigte, war das Hofkreuz noch zu sehen: das Licht jetzt heller als unten, die Birke dahinter im Frühjahrslicht, das erste Grün, das noch kein Grün war, nur das Versprechen davon.

Dann hörte sie es: die Tür zur hinteren Kammer, das leise Kratzen des Türblatts am Rahmen, der sich verschoben hatte im Winter und der nie ganz wieder gerade stand.

Petra war aufgewacht, ohne dass Hedwig sie geweckt hatte, und stand da, das Haar zerzaust, die Augen halb offen, den Körper noch halb im Schlaf. Sie stand in der Tür, aufrecht.

Sie schaute.

Hedwig sah es, ohne sich umzudrehen, weil man das nach acht Jahren kannte: das Kind, das schaut, den Blick, der auf einem lag wie eine Hand. Dieselbe Geste wie immer, dasselbe Suchen,

dieselbe Frage, die keine Antwort fand, nicht heute, nicht an diesem Morgen, nicht in dieser Kammer.

»Komm«, sagte Hedwig. »Ich koche jetzt den Haferbrei.«

Sie drehte sich zum Herd.

Draußen stand das Kreuz.

Es war älter als alles, was Hedwig sehen konnte, älter als der Hof und die Birke und die Straße, die davor in einer Kurve vorbeizog. Es würde dastehen, wenn das hier längst wieder etwas anderes geworden war. Es stand jetzt. Das war genug.